

Desmond Bagley

Sog des Grauens



Inhaltsangabe

Der Hurrikan Mabel zieht aus dem Atlantik heran. Wyatt, ein ziviler Wetterexperte auf der Insel San Fernandez im Karibischen Meer, stellt bei einem Erkundungsflug mitten durch den Hurrikan fest, dass es sich um einen der verheerendsten tropischen Wirbelstürme seit vielen Jahren handelt. Er versucht den Kommandanten des amerikanischen Stützpunktes und die Inselregierung zu Evakuierungsmaßnahmen zu bewegen. Die haben jedoch zur Zeit andere Sorgen: Aus dem Bergland rückt eine Rebellenarmee gegen die Hauptstadt vor, um das Regime des tyrannischen Diktators zu stürzen.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Wyatt's Hurricane<
bei William Collins Sons & Co. Ltd.

Portobello Taschenbücher erscheinen im Wilhelm Goldmann Verlag, München, einem
Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Einmalige Sonderausgabe Juli 2004
Copyright © by 1966 Desmond Bagley
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1984 by
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Die Rechte der deutschen Übersetzung liegen beim
Wolfgang Krüger Verlag GmbH, Hamburg
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagmotiv: Zefa/Johnson
Druck: GGP Media, Pößneck
Verlagsnummer: 55381
KvD • Herstellung: Lisa Weber
Made in Germany
ISBN 3-442-55381-4
www.portobello-verlag.de

13579 10 8642

Dieses eBook ist umwelt- und leserfreundlich, da es weder
chlorhaltiges Papier noch einen Abgabepreis beinhaltet! ©

Durch dein Blasen taten sich die Wasser empor, und die Fluten standen in Haufen; die Tiefe wallte voneinander mitten ins Meer.

Der Feind gedachte: Ich will nachjagen und erhaschen und den Raub austeilen und meinen Mut an ihnen kühlen; ich will mein Schwert ausziehen, und meine Hand soll sie verderben.

Daließest du deinen Wind blasen, und das Meer bedeckte sie, und sie sanken unter wie Blei im mächtigen Wasser.

2. MOSE, 15. KAP., 8-10



DIESES IST
Jimmy Brown
GEWIDMET

1

Die Super-Constellation flog in schönem Wetter nach Südosten und ließ die in der gekräuselten See verstreuten grünen Inseln hinter sich, die Inselkette, die als Kleine Antillen bekannt ist. Weit voraus über der scharfen Linie des Atlantikhorizonts lag ihr Ziel -ein Rendezvous mit dem Unheil irgendwo nördlich des Äquators, im Atlantik zwischen Nordafrika und Südamerika. Der Pilot, Lieutenant-Commander Hansen, kannte weder die genaue Position des Ziels, noch wußte er, wann er es erreichen würde - er flog nur nach den Anweisungen eines hinter ihm sitzenden Zivilisten -, aber er hatte schon viele ähnliche Flüge ausgeführt und wußte, was von ihm erwartet wurde. Er saß bequem in seinem Sitz und überließ das Steuer Morgan, seinem Kopiloten. Der Lieutenant-Commander hatte zwölf Dienstjahre in der US-Marine und erhielt daher einen monatlichen Sold von 660 Dollar. Das entsprach bei weitem nicht dem, was er leisten mußte.

Das Flugzeug, eins der schönsten, die je konstruiert wurden, war einmal stolz auf den zivilen Strecken im Nordatlantikverkehr geflogen, bis es von den schnelleren Jets verdrängt wurde. So war die Maschine eingemottet worden, bis die Marine eine neue Verwendung für sie hatte, und jetzt trug sie also die Kennzeichen der US-Marine. Sie sah mehr mitgenommen aus, als für ein Marineflugzeug schicklich schien - die Nasenkante ihrer Tragflächen war zernarbt und eingebault, und die als Talisman an den Bug gemalte geflügelte Wolke war abgeschauert und zerschrammt -, aber die Maschine hatte mehr solcher Einsätze geflogen als ihr Pilot, und daher war die Abnutzung verständlich.

Hansen sah am Himmel über dem Horizont die ersten Spuren von Zirruswolken in dem blassen Blau. Er legte einen Schalter um und sagte: »Ich glaube, er kommt jetzt, Dave. Irgendwelche neuen Befehle?«

Eine Stimme krächzte in seinen Kopfhörern. »Ich will mal auf dem

Schirm nachsehen.«

Hansen faltete die Hände vor seinem Bauch und starrte nach vorn auf die sich verdichtenden hohen Wolken. Manchen Leuten in der Marine wäre es vielleicht zuwider gewesen, Anweisungen von einem Zivilisten entgegenzunehmen, ganz besonders von einem, der nicht einmal Amerikaner war, aber Hansen war da ganz anderer Meinung; bei diesen Einsätzen hatten weder Status noch Nationalität etwas zu sagen, solange man nur wußte, daß die Männer, mit denen man flog, ihr Handwerk verstanden und einen nicht in den Tod schickten - wenn es sich vermeiden ließ.

Hinter der Pilotenkabine war der große Raum, wo früher die Passagiere der ersten Klasse ihren Bourbon nippten und mit den Stewardessen schäkerten. Jetzt war der Raum mit Instrumenten und Männern ausgefüllt; Konsolen mit Fernmeßinstrumenten liefen in langen Bänken von vorn bis hinten, bildeten Vorsprünge und Inseln, so daß sich die drei Männer in dem Gewirr von elektronischen Geräten kaum bewegen konnten.

David Wyatt schwang sich auf seinem Drehstuhl herum und stieß mit seinem Knie hart gegen die Kante einer großen Radarkonsole. Er verzog das Gesicht; er würde es wohl nie lernen, dachte er.

Während er mit einer Hand sein Knie rieb, schaltete er das Gerät ein. Der große Bildschirm hellte sich auf und verbreitete einen geisterhaften grünen Schein um ihn, während er ihn mit fachmännischen Augen betrachtete. Nachdem er sich einige Notizen gemacht hatte, suchte er in einer Tasche nach einigen Papieren und begab sich damit zur Pilotenkabine.

Er tippte Hansen auf die Schulter, hielt ihm die Faust mit nach oben gestrecktem Daumen vors Gesicht und blickte dann nach vorn. Die schleierartigen Ausläufer der hohen Zirruswolken waren nun direkt über ihnen und gingen am Horizont in die niedrigeren Zirrostratusschichten über, und er wußte, daß sie gleich hinter der Kimm den schweren, drohenden Nimbostratus finden würden - die Regenwolke. Er sah Hansen an. »Da haben wir ihn«, sagte er lächelnd.

Hansen knurrte: »Kein Grund, ein so vergnügtes Gesicht zu ma-

chen.«

Wyatt schob ihm einige Fotos hin. »So sieht er von weiter oben aus.«

Hansen überflog die körnigen und streifigen Fotos, die von einem der Wettersatelliten zur Erde gefunkt worden waren. »Sind die von Tiros IX?«

»Ja.«

»Sie werden besser - diese sind schon recht gut«, sagte Hansen. Er verglich die Größe des weißen Wirbels mit dem Maßstab am Rande des Fotos. »Der ist nicht besonders groß; Gott sei Dank.«

»Auf die Größe kommt es nicht an«, sagte Wyatt. »Es ist das Druckgefälle - das wissen Sie doch genau. Deshalb sind wir ja hier.«

»Irgendwelche Änderungen für unseren Plan?«

Wyatt schüttelte den Kopf. »Das Übliche - wir fliegen entgegen dem Uhrzeigersinn mit dem Wind hinein. Wenn wir im Südwestquadranten sind, nehmen wir direkten Kurs auf das Zentrum.«

Hansen kratzte sich an der Wange. »Sehen Sie bloß zu, daß Sie all Ihre Messungen bei der ersten Runde schaffen! Ich möchte nicht das Ganze noch einmal fliegen.« Er machte eine Kopfbewegung nach hinten. »Ich hoffe, Ihre Geräte funktionieren besser als das letzte Mal.«

Wyatt verzog sein Gesicht. »Das hoffe ich auch.« Er winkte fröhlich und ging nach hinten, um den großen Radarschirm zu beobachten. Alles war normal, nichts Außergewöhnliches - nur die übliche gefährliche Situation, die sie wieder einmal vor sich hatten. Er warf einen Blick auf die beiden Männer, die ihm unterstanden. Beide waren von der Marine, Spezialisten, die mit ihren Geräten bestens vertraut waren, und beide hatten solche Flüge schon mitgemacht und wußten, was ihnen bevorstand. Schon prüften sie den Sitz ihrer Anschnallgurte, um sich vor Abschürfungen zu bewahren, wenn sie plötzlichen unerwarteten Kräften ausgesetzt würden.

Wyatt begab sich auf seinen eigenen Platz und schnallte sich am Sitz fest. Als er den Hebel einrastete, der den Sitz am Verdrehen hinderte, gestand er sich schließlich selbst ein, daß er Angst hatte. Er

empfand in diesem Stadium des Fluges immer Angst - mehr Angst sicher als sonst jemand an Bord. Weil er mehr über Hurrikane wußte, sogar mehr als Hansen; Hurrikane waren sein Beruf, seine Lebensaufgabe, und er kannte die ungeheure Kraft der Winde, die bald das Flugzeug erfassen und zu vernichten versuchen würden. Und da war noch etwas anderes, etwas Zusätzliches, Neues. Seit dem Augenblick, als er auf Cap Sarrat den weißen Klecks auf dem Satellitenfoto zum erstenmal sah, hatte er das Gefühl, daß dieser ein besonders schlimmer sein würde. Es war nichts, das er hätte analysieren oder in den kalten Symbolen und Formeln der Meteorologie zu Papier bringen können, es war etwas, das er nur tief in seinem Innern spürte.

Daher hatte er diesmal noch mehr Angst als sonst.

Achselzuckend wandte er sich seiner Arbeit zu, als der erste kleine Windstoß die Maschine schüttelte. Das grüne Abbild auf dem Radarschirm stimmte gut mit den Satellitenfotos überein, und er schaltete das Registriergerät ein, das alle Daten auf Magnetband aufnehmen sollte, damit sie im Hauptcomputer mit all den anderen Informationen verglichen werden könnten, die jetzt bald hereinkommen würden.

Hansen starrte nach vorn in das Dunkel. Die öligschwarzen Nimbostratuswolken waren in wilder Bewegung, wurden vom Wind gejagt, bauten sich auf und wurden wieder zerrissen. Er grinste Morgan mit zusammengepreßten Lippen an. »Dann wollen wir mal«, sagte er und ging in eine leichte Rechtskurve. In ruhiger Luft hätte die Super-Constellation bei dieser Gashebelstellung mit etwa 410 Kilometern pro Stunde fliegen müssen, und das zeigte der Fahrtmesser auch an, aber er wäre jede Wette eingegangen, daß ihre wahre Geschwindigkeit über dem Grund bei diesem Rückenwind näher bei 500 Kilometern lag.

Das war das Verrückte bei dieser Geschichte; die Instrumente zeigten nicht die wahre Geschwindigkeit, und es bestand keine Hoffnung, eine gültige Messung nach Bodensicht zu bekommen, denn sogar wenn die Wolken aufreißen würden - was sie nie taten -, könn-

te man mit einem Blick auf lediglich ein gleichförmiges Stück Ozean nichts anfangen.

Plötzlich fiel die Maschine wie ein Stein - in einem abwärts gerichteten Luftstrom -, und er riß am Steuer, während der Zeiger des Höhenmessers wie ein Kreisel tanzte. Er fing die Maschine ab und ging in den Steigflug, um seine Höhe wiederzugewinnen, und bevor er wußte, wie ihm geschah, wurde die Maschine von einer genauso heftigen Aufwärtsströmung erfaßt, und er mußte das Steuer nach vorn drücken, um nicht oben aus den Wolken ausgespuckt zu werden.

Durch das Sicherheitsglas sah er Regen und Hagel nach oben vorbeitreiben, im blauen Schein von Blitzen. Als er sich umsah, bemerkte er einen grellen, verästelten Blitz, der von der Tragflächen spitze ausging, und da wußte er, daß sie getroffen worden waren. Er wußte aber auch, daß es nichts zu sagen hatte; da würde nur ein kleines Loch von der Größe eines Nadelstiches im Metall zu finden sein, das vom Bodenpersonal verkittet werden müßte, und das war alles - außer der Tatsache, daß die Maschine und alles darin jetzt mit einigen tausend Volt elektrisch aufgeladen war, die bei der Landung zur Erde abfließen mußten.

Vorsichtig steuerte er die Constellation auf einem spiraligen Kurs tiefer in das Sturmgebiet und traf auf immer stärkere Winde. Es blitzte nun fast unaufhörlich, und die scharfen Peitschenschläge der nahen Entladungen übertönten den Lärm der Motoren. Er schaltete sein Kehlkopfmikrophon ein und rief den Bordmechaniker: »Meeker, alles okay?«

Es gab eine lange Pause, bevor Meeker antwortete. »A...es in Or...ng.« Die Worte gingen fast in atmosphärischen Störungen unter.

Hansen rief: »Fein. Halte es so!« und begann im Kopf zu rechnen. Nach den Satellitenfotos hatte er den Durchmesser des Hurrikans auf 500 Kilometer geschätzt, das ergab einen Umfang von etwa 1.600 Kilometern. Um in den südwestlichen Quadranten zu gelangen, wo die Winde am schwächsten waren und sie am sichersten

in Richtung auf das Zentrum vorstoßen konnten, würde er etwa ein Drittel des Umfangs zurücklegen müssen - also etwa 530 Kilometer. Sein Fahrtmesser schwankte nun so sehr, daß die Anzeige nicht zu gebrauchen war, aber nach seinen früheren Erfahrungen schätzte er seine Grundgeschwindigkeit auf etwas über 560 Kilometer pro Stunde. Sie flogen schon seit fast einer halben Stunde im Sturmgebiet, also blieb noch eine halbe Stunde bis zum Einkurven.

Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

Wyatt in der Instrumentenkabine fühlte sich, als würde er grün und blau geschlagen, und er wußte, daß er nach dem Flug zu Hause auf Cap Sarrat beim Ausziehen Striemen finden würde, wo ihm die Gurte ins Fleisch schnitten. Die Kabinenbeleuchtung flackerte und flammte auf, wenn Blitze das Flugzeug trafen und das Bordnetz vorübergehend überluden, und er hoffte, daß die Instrumente diese Belastungen aushalten würden.

Er warf einen Blick auf die anderen beiden Männer. Smith hockte in seinem Sitz und ließ seinen Körper locker mitgehen, wenn die Maschine hin und her geschleudert wurde. Ab und zu stellte er einen der Knöpfe nach. Um ihn brauchte Wyatt sich keine Sorgen zu machen. Jablonskys Gesicht sah grünlich aus, und während Wyatt hinsah, drehte er sich um und übergab sich. Aber er kam schnell wieder hoch und widmete sich seiner Aufgabe. Wyatt lächelte kurz.

Er sah auf die Uhr am Instrumentenbrett und begann zu rechnen. Wenn sie in Richtung auf das Zentrum des Hurrikans einkurvten, würden sie noch etwas über 160 Kilometer zu fliegen haben, um zum >Auge< zu gelangen, jener mysteriösen Ruhezone inmitten eines Meeres von tobender Luft. Sie würden mit sehr heftigen Seitenwinden zu kämpfen haben. Es würde ein rauher Flug werden, und er schätzte, daß sie fast dreiviertel Stunden brauchen würden. Aber dann würden sie Ruhe haben und sich eine Atempause gönnen können, bevor sie sich wieder in das Getümmel stürzten. Hansen würde fünfzehn Minuten lang in dieser wundervollen Stille kreisen, während Wyatt seine Aufgaben erfüllte, und sie würden sich alle ihre geschundenen Glieder reiben und sich für den Aus-

flug wappnen.

Sobald sie auf das Zentrum einkurvten, würden alle Instrumente in Betrieb sein, würden den Luftdruck, die Luftfeuchtigkeit und die Temperatur registrieren und all die anderen Faktoren, die dazugehören, den stärksten Sturm der Welt zu erzeugen. Während des Fluges durch den Hurrikan würden sie das fallen lassen, was Wyatt immer ihre >Bombenlast< nannte - wunderliche, komplizierte Instrumentenbehälter, die sie ausstießen. Manche von ihnen wurden für etwa eine Stunde im Wind hin und her geworfen, bevor sie unten ankamen, manche fielen gleich hinunter, um auf der aufgewühlten See zu treiben, und wieder andere sollten bis auf eine vorher eingestellte Wassertiefe unter den Wellen sinken. Alle würden Funksignale aussenden, die von den komplizierten Geräten an Bord empfangen und auf Tonband aufgenommen werden konnten.

Er hielt sich an seinem Sitz fest und begann in sein Kehlkopfmikrophon zu diktieren, das an ein kleines Aufnahmegerät angeschlossen war. Er hoffte, er würde seine Stimme aus dem Lärm heraushören können, wenn er das Band zu Hause im Stützpunkt abspielte.

Eine halbe Stunde später kurvte Hansen auf das Hurrikanzentrum ein und gab Wyatt ein Klingelzeichen. Sofort spürte er einen Unterschied in den Windangriffen gegen die Maschine; es entstand eine neue Serie von Geräuschen, und die Steuerung reagierte anders unter seinen Händen. Die Constellation war schwerer zu steuern bei den Seitenwinden, die in Böen sicher bis zu 210 Kilometer pro Stunde erreichten; sie stampfte und bockte, und bald schmerzten seine Arme von den ständigen Steuerausschlägen, die zur Korrektur der Bewegungen notwendig waren. Der Kreiselkompaß hatte längst den Dienst versagt, und die Rose des Magnetkompasses tanzte wild in ihrem Gehäuse.

Wyatt und seine Mannschaft waren sehr beschäftigt. Fast taub von dem mörderischen Getöse und hin und her geschüttelt wie Würfel in einem Becher, brachten sie es doch fertig, ihre Aufgaben zu erfüllen. Die Instrumentenkapseln wurden präzise in regelmäßigen

Abständen abgeworfen, und die Informationen, die sie sofort zurückfunkten, wurden auf den zweieinhalb Zentimeter breiten, zwei- unddreißigspurigen Magnetbändern gespeichert, über denen Smith und Jablonsky angespannt hockten. In den Pausen zwischen den Abwürfen setzte Wyatt die Aufnahme seiner laufenden Anmerkungen auf seinem eigenen Tonbandgerät fort; er wußte, daß diese Angaben subjektiv und für Analysen nicht zu verwenden waren, aber er legte Wert auf sie zur eigenen Information und um sie später mit dem Zahlenmaterial vergleichen zu können.

Er war erleichtert, als der Lärm auf einmal mit fast niederschmetternder Plötzlichkeit aufhörte und er daran erkannte, daß sie zum Auge des Hurrikans durchgestoßen waren. Die Maschine hörte auf zu bocken und schien durch die Luft zu gleiten. Der Lärm der Motoren erschien ihm nach dem Tosen des Sturms wie der friedvollste Klang, den er je gehört hatte. Steif und benommen löste er die Schnallen der Gurte und fragte: »Wie stehen die Dinge?«

Smith wackelte mit der Hand. »Soso. Durchschnittlich. Keine Feuchtigkeitswerte von Nummer vier; keine Lufttemperatur von Nummer sechs; keine Wassertemperatur von Nummer sieben.« Er schnitt eine Grimasse. »Kein Pieps von Nummer drei, und von den Senkern funktioniert überhaupt keiner.«

»Diese verfluchten Senker!« sagte Wyatt ärgerlich. »Ich habe schon immer gesagt, das System ist zu verdammt kompliziert. Wie sieht's bei Ihnen aus, Jablonsky? Wie steht es mit den direkten Messungen?«

»Alles in Ordnung bei mir«, sagte Jablonsky.

»Bleiben Sie dran!« sagte Wyatt. »Ich will mit dem Skipper reden.« Er ging nach vorn in die Pilotenkabine, wo Hansen seine Arme massierte, während Morgan die Maschine in einem engen Kreis flog. Hansen lächelte schwach.

»Dies ist ein böser Bursche«, sagte er. »Viel zu ruppig für ein Muttersöhnchen wie mich. Wie steht's bei Ihnen?«

»Die übliche Zahl von Versagern - war zu erwarten. Aber keiner von den Senkern hat funktioniert.«

»Haben sie das jemals?«

Wyatt lächelte bedauernd. »Es ist etwas zuviel verlangt, nicht?« sagte er. »Wir werfen mitten in einem Hurrikan eine äußerst komplizierte Instrumentenkapsel in die See und lassen sie auf eine vorher eingestellte Tiefe sinken. Sie schickt Sonarsignale aus, die von einer ebenso komplizierten schwimmenden Kapsel aufgenommen, in Funkwellen umgewandelt und von uns empfangen werden sollen. Da ist ein Glied zuviel in dieser Kette. Wenn wir nach Hause kommen, werde ich einen Bericht darüber schreiben - wir werfen zuviel Geld ins Wasser, ohne einen entsprechenden Nutzen davon zu haben.«

»Wenn wir nach Hause kommen sollten«, sagte Hansen. »Das Schlimmste liegt noch vor uns. Ich habe noch nie so starke Winde im Südwestquadranten erlebt, und auf unserem Weg nach Norden wird es noch verdammt viel schlimmer.«

»Wir können uns den Rest schenken, wenn Sie wollen«, bot Wyatt an. »Wir können auf dem gleichen Weg wieder ausfliegen.«

»Würde ich gern tun, wenn ich könnte«, sagte Hansen barsch. »Aber wir haben nicht genug Sprit, um wieder den ganzen Weg rundherum zu fliegen. Wir werden uns also auf dem kürzesten Weg durchboxen, und Sie können die andere Hälfte der Ladung abwerfen, wie geplant - aber es wird eine höllisch ungemütliche Tour werden.« Er blickte auf. »Dies ist ein wirklich schlimmer Bursche, Dave.«

»Ich weiß«, sagte Wyatt. »Geben Sie mir ein Signal, wenn Sie bereit sind weiterzufliegen!« Er kehrte in die Instrumentenkabine zurück.

Es dauerte nur fünf Minuten, bis das Klingelzeichen kam, und da wußte er, daß Hansen wirklich nervös war, denn sonst hielt er sich gewöhnlich viel länger im Auge auf. Er schnallte sich schnell wieder an und spannte seine Muskeln an in Erwartung dessen, was kommen sollte. Hansen hatte recht gehabt - dies war ein wirklich schlimmer, er war klein, eng und bössartig. Er war gespannt zu erfahren, wie groß das Druckgefälle war, das solche Windgeschwindigkeiten anfachte.

Wenn das eben Erlebte das Fegefeuer war, dann war das Jetztige die reine, unverfälschte Hölle. Der ganze Körper der Constellation knarrte und ächzte unter den Schlägen, denen er ausgesetzt war; Dutzende Lecks entstanden in der Außenhaut, und eine Zeitlang fürchtete Wyatt, es könnte wirklich zuviel werden. Daß die Tragflächen abbrechen könnten, trotz der besonderen Verstärkungen, und sie in die kochende See stürzen würden. Er wurde von Wasser belästigt, das ihm in den Nacken rann, aber er schaffte es, den Rest der Instrumentenkapseln mit der gleichen Präzision abzuwerfen.

Fast eine Stunde lang hatte Hansen mit dem Sturm gekämpft, und dann, gerade als er meinte, er könnte es nicht mehr länger aushalten, wurde die Maschine aus den Wolken herausgeschleudert, ausgespuckt, wie man einen Orangenkern ausspuckt. Er winkte Morgan, das Steuer zu übernehmen, und sackte in seinem Sitz zusammen.

Als das Schütteln nachließ, machte Wyatt Bestandsaufnahme. Die Hälfte von Jablonskys Geräten war ganz ausgefallen, die Skalen standen auf Null. Glücklicherweise hatten die Bandaufnahmegeräte durchgehalten, so daß nicht alles verloren war. Smiths Bericht war noch trauriger - nur von drei aus einem runden Dutzend Kapseln hatte er Signale erhalten, und die waren nach etwa der halben Flugstrecke plötzlich abgerissen, als das Aufnahmegerät unter Funkenstieben aus seiner Halterung gerissen worden war.

»Macht nichts«, sagte Wyatt philosophisch. »Wir sind durchgekommen.«

Jablonsky wischte das Wasser auf seinem Arbeitsplatz auf. »Das war verflucht ruppig. Noch so einen, und ich lasse mich auf einen Büroposten versetzen.«

Smith knurrte: »Ich mit.«

Wyatt grinste sie an. »Sie werden nicht so schnell noch so einen finden«, sagte er. »Das war der schlimmste, den ich bei dreiundzwanzig Einsätzen erlebt habe.«

Er ging nach vorn zur Pilotenkabine, und Jablonsky sah ihm nach. »Dreiundzwanzig Einsätze! Der Kerl muß verrückt sein. Mehr als

zehn mache ich nicht mit - nur noch zwei weitere.«

Smith rieb sich nachdenklich das Kinn. »Vielleicht hat er das Todesverlangen - Sie wissen doch, Psychologie und all das. Oder vielleicht ist er in Hurrikane verliebt. Aber er hat Mumm, das muß man ihm lassen - ich habe noch nie einen Mann mit einer solchen Ruhe gesehen.«

In der Pilotenkabine sagte Hansen müde: »Ich hoffe, Sie haben alles. Ich möchte nicht gern noch einmal da hindurch.«

»Es wird wohl ausreichen«, sagte Wyatt. »Aber ich kann es erst mit Bestimmtheit sagen, wenn wir zu Hause sind. Wann wird das sein?«

»Drei Stunden«, sagte Hansen.

Plötzlich gab es eine Veränderung in dem gleichmäßigen Dröhnen, und der linke Außenmotor zog eine schwarze Rauchfahne hinter sich her. Hansens Hand flog blitzschnell zu den Gashebeln. Dann stellte er die Luftschraube auf Segelstellung. »Meeker«, brüllte er, »was ist los?«

»Weiß nicht«, sagte Meeker. »Aber ich schätze, er will nicht mehr. Fast kein Öldruck mehr.« Er machte eine Pause. »Ich hatte schon vor einiger Zeit einige Sorgen mit ihm, aber ich nahm an, du warst zu der Zeit nicht scharf darauf, es zu hören.«

Hansen stieß einen langen Seufzer aus. »Jesus!« sagte er ehrfürchtig und ohne Absicht zu fluchen. Er sah Wyatt an. »Sagen wir, fast vier Stunden.«

Wyatt nickte schwach und lehnte sich gegen die Schottwand. Er spürte, wie sich die Knoten in seinem Magen lösten, und merkte, daß er am ganzen Körper zitterte, jetzt, da es vorbei war.

Wyatt saß an seinem Schreibtisch, gelockert und ruhig. Es war noch früh am Morgen, und die Sonne hatte noch nicht die Kraft, die sie im Laufe des Tages entwickeln würde, so war alles noch frisch und neu. Wyatt fühlte sich wohl. Nach seiner Heimkehr am vorherigen Nachmittag hatte er dafür gesorgt, daß seine wertvollen Bandauf-

nahmen zu den Computerleuten gelangten, und dann hatte er sich dem Genuß eines heißen Bades hingegeben, das alle Schmerzen aus seinem geschundenen Körper heraus gelaugt hatte. Und am Abend hatte er mit Hansen ein paar Biere getrunken.

Jetzt in dem frischen Morgenlicht fühlte er sich erholt. Er ging mit Lust an seine Arbeit, obwohl er, während er den Stapel Zahlentabellen zu sich heranzog, schon wußte, daß er unerfreuliche Tatsachen herausfinden würde. Er arbeitete stetig den ganzen Vormittag und verwandelte die Zahlen in ausdrucksvolle Linien in einer Wetterkarte - das Skelett der Wirklichkeit, die Abstraktion eines Hurrikans. Als er die Karte fertig hatte, sah er sie geistesabwesend an und heftete sie dann an ein großes Brett an der Wand seines Büros.

Er hatte gerade begonnen, ein Formular auszufüllen, als das Telefon klingelte. Sein Herz hüpfte, als er die noch nicht vergessene Stimme hörte. »Julie!« rief er aus. »Was machst du hier?«

Die Wärme ihrer Stimme siegte über die Elektronik. »Eine Woche Urlaub«, sagte sie. »Ich war in Puerto Rico, und ein Bekannter hat mich von dort in seinem Flugzeug mitgenommen.«

»Wo bist du denn jetzt?«

»Ich habe mich gerade im *Imperiale* angemeldet, ich wohne hier. Mann, was für ein Stall!«

»Es ist das Beste, was wir zu bieten haben, bis Conrad Hilton hier baut - und wenn er bei Verstand ist, tut er das nicht«, sagte Wyatt. »Es tut mir leid, du kannst nicht gut in den Stützpunkt kommen.«

»Es ist schon in Ordnung«, sagte Julie. »Wann sehe ich dich?«

»O Schreck!« sagte Wyatt ärgerlich. »Ich werde den ganzen Tag arbeiten müssen. Es wird erst heute abend sein. Könnten wir zusammen zum Essen gehen?«

»Ja, fein«, sagte sie, und Wyatt meinte, eine Spur von Enttäuschung herausgehört zu haben. »Vielleicht könnten wir in den *Maraca Club* gehen - wenn es ihn noch gibt.«

»Er existiert noch, obwohl es mir ein Rätsel ist, wie Eumenides

das macht.« Wyatts Blick ging zur Uhr. »Also, Julie, ich muß mich schrecklich beeilen, wenn ich den Abend frei nehmen will; es tut sich augenblicklich allerhand bei mir.«

Julie lachte. »Schon gut; kein langes Schwatzen am Telefon. Plaudern wir lieber, wenn wir zusammen sind. Also bis heute abend!«

Sie hängte ein, und Wyatt legte den Hörer langsam zurück. Dann drehte er sich mit seinem Stuhl gegen das Fenster, durch das er über die Santego Bay auf St. Pierre sehen konnte. Julie Marlowe! dachte er, noch ganz erstaunt. Also so etwas! Er konnte das *Imperiale* in dem unordentlichen Häuserhaufen, der St. Pierre darstellte, so eben erkennen, und ein Lächeln spielte um seinen Mund. Er kannte sie noch nicht lange, eigentlich nicht. Sie war Stewardess bei einer Fluglinie, die zwischen Florida und den karibischen Inseln verkehrte, und er war durch einen Zivilpiloten, einen Freund von Hansen, mit ihr bekanntgemacht worden. Es war schön gewesen, solange es dauerte - San Fernandez hatte auf ihrer Strecke gelegen, und sie hatten sich zweimal in der Woche getroffen. Sie hatten drei schöne Monate gehabt. Dann war es plötzlich vorbei, als die Fluggesellschaft zu dem Schluß kam, die Regierung von San Fernandez, speziell Präsident Serrurier, mache ihr das Leben zu schwer. Sie strichen St. Pierre von ihrem Flugplan.

Wyatt dachte nach. Das war zwei Jahre her - nein, schon fast drei Jahre. Er und Julie hatten einander zuerst regelmäßig geschrieben, aber im Laufe der Zeit waren ihre Briefe seltener geworden und die Zwischenräume länger. Eine Freundschaft durch Briefe zu erhalten ist schwierig, besonders zwischen Mann und Frau, und er hatte jeden Augenblick damit gerechnet, daß sie ihm mitteilen würde, sie habe sich verlobt - oder verheiratet -, und das wäre praktisch das Ende der Geschichte gewesen.

Er warf den Kopf herum und sah auf die Uhr. Dann drehte er sich zu seinem Schreibtisch und nahm sich das Formular wieder vor. Er war fast fertig, als Schelling, der ranghöchste Marinemeteorologe im Stützpunkt von Cap Sarrat, hereinkam. »Hier ist das Neueste von Tiros über Ihren Schützling«, sagte er und warf eine

Serie Fotos auf den Schreibtisch.

Wyatt griff nach ihnen, und Schelling sagte: »Hansen erzählte mir, Sie seien ziemlich durchgeschüttelt worden.«

»Er hat nicht übertrieben. Sehen Sie sich das an!« Wyatt zeigte auf die Karte an der Wand.

Schelling ging zu der Tafel hinüber und spitzte seine Lippen zu einem Pfeifen. »Sind Sie sicher, daß Ihre Instrumente richtig funktioniert haben?«

Wyatt stellte sich neben ihn. »Es besteht kein Grund, daran zu zweifeln.« Er zeigte mit dem Finger. »870 Millibar im Auge - das ist der niedrigste Druck, den ich bisher irgendwo angetroffen habe.«

Schellings geschulte Blicke gingen über die Karte. »Hoher Druck am Rande - 1.040 Millibar.«

»Ein Druckgefälle von 170 Millibar über eine Strecke von weniger als 240 Kilometer - das gibt kräftige Winde.« Wyatt zeigte auf den nördlichen Teil des Hurrikangebiets. »Nach der Theorie müßten hier Windgeschwindigkeiten bis zu 270 Kilometer pro Stunde herrschen. Nachdem ich durchgeflogen bin, habe ich keinen Grund, es zu bezweifeln - Hansen auch nicht.«

Schelling sagte: »Das ist ein schlimmer Bursche.«

»Das ist er gewiß«, sagte Wyatt kurz und setzte sich hin, um die Tirosfotos zu studieren. Schelling sah ihm über die Schultern. »Er scheint sich etwas zusammengezogen zu haben«, sagte er. »Das ist merkwürdig.«

»Das macht es noch schlimmer«, sagte Schelling düster. Er legte zwei Fotos nebeneinander auf den Tisch. »Er zieht aber nicht sehr schnell.«

»Ich hatte als Verlagerungsgeschwindigkeit dreizehn Kilometer pro Stunde errechnet - etwas mehr als dreihundert Kilometer pro Tag. Wir sollten das lieber überprüfen, es ist wichtig.« Wyatt zog eine Rechenmaschine heran, und nachdem er einige Zahlenwerte auf den Fotos geprüft hatte, hämmerte er auf die Tasten. »Das stimmt ungefähr; etwas weniger als 320 Kilometer in den letzten vierundzwanzig Stunden.«

Schelling stieß in einem erleichterten Seufzer den Atem aus. »Na, das geht ja noch. Bei dieser Geschwindigkeit braucht er noch zehn Tage, bevor er die Ostküste der Staaten erreicht, und sie leben ja gewöhnlich nicht länger als eine Woche. Das wäre, wenn er in gerader Richtung zöge - was er nicht tun wird. Die Coriolis-Kraft wird ihn in der üblichen Parabelkurve nach Osten ablenken, und ich schätze, er wird sich irgendwo im Nordatlantik totlaufen, wie die meisten.«

»Da sind zwei Fehler drin«, sagte Wyatt kurz. »Niemand weiß, ob er nicht schneller wird. Dreizehn Kilometer in der Stunde ist verdammt langsam für eine Zyklone in diesen Breiten - der Durchschnitt liegt bei vierundzwanzig Kilometern pro Stunde - daher ist es sehr wahrscheinlich, daß er lange genug lebt, um die Staaten zu erreichen. Und was den Coriolis-Effekt angeht, da wirken Kräfte auf einen Hurrikan ein, die ihn ohne weiteres aufheben können. Ich bin der Meinung, daß ein hoher Strahlstrom eine Menge dazu beitragen kann, einen Hurrikan abzulenken, und wir wissen verdammt wenig über Strahlströme und wann sie auftreten.«

Schelling machte wieder ein betrübt Gesicht. »Das Wetteramt wird nicht sehr froh sein. Wir müssen es ihnen wohl lieber melden.«

»Das ist die andere Geschichte«, sagte Wyatt, indem er das Formular von seinem Tisch aufhob. »Ich werde meinen Namen nicht unter diesen neuesten bürokratischen Unsinn setzen. Sehen Sie sich einmal diese letzte Forderung an - >Geben Sie Lebensdauer und erwartete Zugrichtung des Hurrikans an!< Ich bin doch kein Wahrsager.«

Schelling machte ein ungeduldiges Geräusch mit seinen Lippen. »Ach, sie wollen doch nur eine Vorhersage nach der gängigen Theorie - damit geben sie sich zufrieden.«

»Was wir an Theorie haben, füllt keinen Fingerhut«, sagte Wyatt. »Nicht die Art von Theorie, die dafür nötig ist. Wenn wir eine Vorhersage auf dieses Formular setzen, wird irgendein Beamter beim Wetteramt sie für Gottes Wort halten - die Wissenschaftler haben es gesagt, also ist es so -, und es könnte viele Leute das Leben ko-

sten, wenn die Wirklichkeit mit der Theorie nicht übereinstimmen sollte. Denken Sie an Ione im Jahre 1955 - er änderte seine Richtung siebenmal in zehn Tagen und lief genau in die Mündung des St. Lawrence-Stroms, oben in Kanada. Er hielt alle Wetterleute in Trab und kümmerte sich kein bißchen um unsere Theorien. Ich setze meinen Namen nicht unter dieses Formular.«

»Na schön, dann tue ich es«, sagte Schelling ungehalten. »Wie heißt denn dieser?«

Wyatt sah auf einer Liste nach. »Wir haben es dieses Jahr schon recht weit gebracht. Der letzte war Laura - also muß dieser Mabel heißen.« Er blickte auf »Oh, noch etwas. Wie ist es mit den Inseln?«

»Die Inseln? Oh, wir werden ihnen die übliche Warnung schicken.«

Als Schelling sich umdrehte und das Büro verließ, warf ihm Wyatt einen Blick hinterher, der schon fast Abscheu ausdrückte.

An diesem Abend fuhr Wyatt die vierundzwanzig Kilometer rund um die Santego Bay nach St. Pierre, der Hauptstadt von San Fernandez. Hauptstadt war etwas zuviel gesagt, aber die Insel war ja auch nicht groß. Er fuhr in der Dämmerung an den vertrauten Bananen- und Ananasplantagen vorbei und an den ebenso vertrauten Insulanern am Straßenrand - die Männer in dunklen und schmutzigen Baumwollhemden und Blue Jeans, die Frauen in hellen geblühten Kleidern und mit grellfarbenen Kopftüchern, und alle lachend und schnatternd wie gewöhnlich, weiße Zähne und glänzende dunkle Gesichter im Licht der untergehenden Sonne. Wie gewöhnlich fragte er sich, warum sie immer so einen glücklichen Eindruck machten.

Sie hatten wenig Grund, glücklich zu sein. Die meisten litten unter grauenhafter Armut, die ihre örtlichen Ursachen in der Überbevölkerung und der schlechten Bodennutzung hatte. Früher einmal, im achtzehnten Jahrhundert, war San Fernandez reich an Zucker und Kaffee gewesen, ein Reichtum, um den sich die europäischen

Kolonialmächte raufen. Aber in einem günstigen Augenblick, als ihre Herren anderweitig beschäftigt waren, hatten sich die Sklaven erhoben und ihr Schicksal selbst in die Hand genommen.

Das war vielleicht gut - vielleicht auch nicht. Gewiß, die Sklaven waren frei, aber eine Serie von blutigen Bürgerkriegen, die von rücksichtslosen Machtpolitikern angezettelt wurden, schwächte die Wirtschaftskraft von San Fernandez, und der Geburtenüberschuß tat das übrige dazu. Was blieb, war ein ungebildetes Bauernvolk, das sich auf briefmarkengroßen Fleckchen Land mühselig ernährte und fast nur auf Tauschhandel angewiesen war. Man sagte, daß manche Leute im zentralen Bergland noch nie in ihrem Leben ein Geldstück gesehen hatten.

Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts schienen sich die Verhältnisse zunächst zu bessern. Eine stabile Regierung hatte ausländisches Kapital angelockt, und Bananen und Ananas hatten die Stelle des Kaffees eingenommen, während die Anbauflächen für Zuckerrohr enorm vergrößert wurden. Das waren die guten Zeiten. Der Lohn auf den Plantagen der Amerikaner war wohl niedrig, aber er stellte ein regelmäßiges Einkommen dar, und der ständige Zustrom von Geld wirkte sich belebend auf die Insel aus. Das war die Zeit, da das *Imperiale* gebaut wurde und St. Pierre sich über die alten Stadtgrenzen hinaus ausdehnte.

Aber San Fernandez schien in dem Kreislauf seiner eigenen Geschichte gefangen zu sein. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam Serrurier, der selbsternannte >Schwarze Star< der Antillen, der in einem blutigen Staatsstreich die Macht an sich riß und durch ebenso blutige Regierungsmethoden verteidigte, indem er mit Hilfe von abhängigen Gerichten, mit Mord und Armeegewalt regierte. Er hatte keine Gegner - er hatte sie alle umgebracht -, und es gab nur eine Macht auf der Insel: die schwarze Faust von Serrurier.

Und dabei konnten die Leute immer noch lachen!

St. Pierre war ein schäbiges Städtchen aus leicht gebauten Ziegelhäusern, Wellblech und abblätternden Wänden, und über allem lag ein durchdringender Geruch nach verrottetem Obst, faulenden

Fischen, menschlichen und tierischen Exkrementen und Schlimmerem. Der Gestank war allgegenwärtig. Er durchwehte die übleren Teile der Stadt stark und war manchmal sogar in der Halle des *Imperiale* noch wahrnehmbar, in dem heruntergekommenen Zeugen einer besseren Vergangenheit.

Als Wyatt sich in dem schlecht erleuchteten Raum umsah, wußte er, daß das Elektrizitätswerk der Stadt wieder einmal Schwierigkeiten hatte, und er erkannte Julie in dem Dämmerlicht erst, als sie winkte. Sie saß mit einem anderen Mann an einem Tisch, und es kam ihm plötzlich ein unsinniges deprimierendes Gefühl, das sich erst wieder legte, als er die Wärme in ihrer Stimme hörte.

»Hallo, Dave! Ich freue mich so, dich wiederzusehen. Das hier ist John Causton - er wohnt auch hier. Er war in meiner Maschine auf dem Flug von Miami nach San Juan, und hier haben wir uns wiedergetroffen.«

Wyatt stand unsicher da und erwartete, daß Julie sich von Causton verabschieden würde. Als sie aber nichts sagte, zog er sich einen Stuhl heran und setzte sich zu ihnen.

Causton sagte: »Miß Marlowe hat mir alles über Sie erzählt - und da ist etwas, was ich mir nicht erklären kann. Wie kommt ein Engländer dazu, hier für die US-Navy zu arbeiten?«

Wyatt warf einen Blick zu Julie und musterte dann Causton, bevor er antwortete. Er war ein kleiner, untersetzter Mann mit einem viereckigen Gesicht, angegrauten Schläfen und klugen braunen Augen. Er war selbst Engländer, wie seine Aussprache verriet, aber man hätte sich durch seinen Palm-Beach-Anzug täuschen lassen können. »Zunächst einmal bin ich kein Engländer«, sagte Wyatt bedächtig. »Ich bin Westinder - wir sind schließlich nicht alle schwarz, wissen Sie. Ich bin auf St. Kitts geboren, verlebte meine Kindheit auf Grenada und ging in England zur Schule. Was die US-Navy anbetrifft, ich arbeite nicht für sie, sondern mit ihnen - das ist ein kleiner Unterschied. Ich bin vom Meteorological Office geliehen.«

Causton lächelte freundlich. »Das erklärt es.«

Wyatt sah Julie an. »Wie wäre es mit einem Drink vor dem Es-

sen?«

»Das ist eine gute Idee. Was trinkt man am besten auf San Fernandez?«

»Vielleicht kann uns Mr. Wyatt zeigen, wie man das landesübliche Getränk zubereitet - Planter's Punch«, sagte Causton. Seine Augen funkelten.

»Oh, ja - tu das!« rief Julie. »Ich habe schon immer gern einmal Planter's Punch in der richtigen Umgebung trinken wollen.«

»Ich glaube, von dem Getränk wird zuviel Wesens gemacht«, sagte Wyatt. »Ich selbst würde Scotch vorziehen. Aber wenn du Planter's Punch möchtest, sollst du ihn haben.« Er rief einen Kellner und bestellte in dem vermischten Französisch, das die Umgangssprache der Insel darstellte, und bald standen die Zutaten auf dem Tisch.

Causton zog ein Notizbuch aus seiner Brusttasche. »Ich möchte mir's aufschreiben, wenn ich darf. Vielleicht kann ich es einmal brauchen.«

»Das ist nicht notwendig«, sagte Wyatt. »Es gibt einen kleinen Spruch, den man nicht wieder vergißt, wenn man ihn einmal gehört hat. Er geht so:

*Eins vom Säuren,
Zwei vom Süßen,
Drei vom Starken,
Vier vom Schwachen.*

Er reimt sich nicht, aber man behält ihn. Das Saure ist der Saft von frischen Limonen, das Süße ist Zuckersirup, das Starke ist Rum - Martinique-Rum ist am besten -, und das Schwache ist Eiswasser. Der Spruch gibt die Mengenverhältnisse an.«

Während er sprach, war er damit beschäftigt, die Zutaten abzumessen und in der großen Silberterrine in der Mitte des Tisches zu mixen. Seine Hände arbeiteten mechanisch, und er beobachtete Julie dabei. Sie hatte sich nicht verändert, außer daß sie noch hü-

scher geworden war, aber vielleicht kam ihm das nur so vor, weil die lange Trennung die Liebe vertieft hatte. Er blickte auf Causton und überlegte, was er mit ihr zu tun hatte.

»Wenn man nach Martinique kommt«, sagte er, »kann man in jeder Bar seinen eigenen Planter's Punch mixen. Dort gibt es so viel Rum, daß er gar nicht berechnet wird - man zahlt nur für den Limonensaft und den Sirup.«

Causton schnupperte. »Riecht interessant.«

Wyatt lächelte. »Rum riecht immer ein wenig muffig.«

»Warum haben wir das nie früher gemacht, Dave?« fragte Julie. Sie blickte interessiert in die Terrine.

»Du hast mich nie darum gebeten.« Wyatt rührte noch einmal um. »So, das wär's. Manche Leute tun noch eine Menge Salat hinein, wie in einen Fruchtbecher, aber mir liegt nichts an Getränken, die man essen muß.« Er schöpfte eine Kelle voll aus. »Julie?«

Sie hielt ihr Glas hin und ließ es sich füllen. Er füllte auch die anderen Gläser und sagte dann: »Willkommen in der karibischen Inselwelt, Mr. Causton!«

»Er schmeckt wundervoll«, sagte Julie. »So süffig.«

»Süffig und stark«, sagte Wyatt. »Du würdest nicht viele davon brauchen, um in die Tischbeine zu beißen.«

»Das wäre kein schlechter Auftakt für den Abend«, sagte Julie. »Sogar der *Maraca Club* würde mir dann schön erscheinen.« Sie wandte sich an Causton. »Das ist überhaupt eine Idee - kommen Sie doch mit uns!«

»Vielen Dank«, sagte Causton. »Ich hatte wirklich schon überlegt, was ich heute abend anfangen sollte. Ich hatte gehofft, daß Mr. Wyatt als ein alter Insulaner mir einige Tips geben könnte, was ich mir hier auf San Fernandez ansehen könnte.«

Wyatt sah Julie verständnislos an und sagte dann höflich: »Mit Vergnügen.« Er fühlte sich niedergedrückt. Er hatte gehofft, daß es sie zu ihm nach San Fernandez gezogen hatte, aber anscheinend flirtete Julie auch gern mit anderen. Aber warum zum Donnerwetter war sie dazu bis nach San Fernandez gekommen?

Es stellte sich heraus, daß Causton Auslandskorrespondent einer großen Londoner Tageszeitung war, und während des Essens unterhielt er sie mit einem atemberaubenden Bericht einiger seiner Erlebnisse. Dann gingen sie zum *Maraca*, dem Besten, was St. Pierre an Nachtclubs zu bieten hatte. Er wurde von einem Griechen geführt, Eumenides Papegaikos, der eine dürftige südamerikanische Atmosphäre mit einem Minimum an Service zu höchstmöglichen Preisen bot; aber außer dem Offiziersklub im Stützpunkt auf Cap Sarrat war er die einzige Möglichkeit für einen zivilisierten Abend, und das Leben im Stützpunkt hing einem schließlich einmal zum Hals heraus.

Als sie den raucherfüllten, trübe beleuchteten Raum betraten, winkte jemand. Wyatt winkte zurück, als er Hansen erkannte, der mit seiner Besatzung einen hob. Am anderen Ende des Raumes schwadronierte ein Amerikaner aus vollem Hals, und sogar aus dieser Entfernung konnte man leicht hören, daß er eingehend über seine neuesten Abenteuer als Sportfischer berichtete. Sie fanden einen Tisch, und während Causton Getränke bestellte, in einwandfreiem und flüssigem Französisch, das der Kellner nicht verstand, forderte Wyatt Julie zum Tanz auf

Sie hatten immer gut miteinander getanzt, aber diesmal schien etwas Steifes und eine gewisse Spannung zwischen ihnen zu liegen. Es war nicht die Schuld der Kapelle, so schlecht sie auch war, denn während sich die Melodie zwar fürchterlich anhörte, stimmte der Rhythmus einwandfrei. Sie tanzten eine Weile schweigend, und dann sah Julie ihn an und sagte leise: »Hallo, Dave! Hast du in letzter Zeit einen schönen Hurrikan gesehen?«

»Hat man *einen* gesehen, kennt man sie alle«, sagte er leichthin. »Und du?«

»Etwa dasselbe. Ein Flug ist wie der andere. Die gleichen Orte, die gleiche Luft, die gleichen Passagiere. Ich möchte manchmal schwören, daß Luftreisende einer anderen Rasse angehören als wir gewöhnlichen Menschen; wie Dawson - der Mann dort drüben.«

Wyatt hörte die rauhe Stimme, die unaufhörlich ihr Garn spann.

»Kennst du ihn?«

»Kennst du ihn nicht?« fragte sie überrascht. »Das ist Dawson, der Schriftsteller - Big Jim Dawson. Jeder kennt ihn. Er ist ein regelmäßiger Passagier auf meinen Strecken, und er ist ein ziemliches Ekel.«

»Ich habe von ihm gehört«, sagte Wyatt. Julie hatte recht - es konnte keinen Ort auf der Welt geben, wo man noch nichts von Big Jim Dawson gehört hatte. Er galt als recht guter Schriftsteller, obwohl Wyatt selbst sich nicht in der Lage fühlte, das zu beurteilen; auf alle Fälle schienen die Kritiker dieser Meinung zu sein.

Er sah auf Julie herab und sagte: »Du scheinst Causton nicht für ein Ekel zu halten.«

»Ich mag ihn. Er ist einer dieser höflichen, unerschütterlichen Engländer, von denen man immer liest, - du weißt, die Stillen mit den verborgenen Tiefen.«

»Ist er einer deiner regelmäßigen Passagiere?«

»Ich habe ihn auf meinem letzten Flug zum erstenmal gesehen. Ich habe nicht damit gerechnet, ihn hier auf San Fernandez zu treffen.«

»Du hast dir bestimmt alle Mühe gegeben, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen.«

»Das war nur Gastfreundschaft - Sorge für einen Fremden in einem fremden Land.« Julie sah mit einem schalkhaften Funkeln in ihren Augen zu ihm auf. »Na, Mr. Wyatt, ich glaube gar, du bist eifersüchtig.«

»Ich wäre es vielleicht«, sagte Wyatt kurz, »wenn ich ein Recht dazu hätte.«

Julie senkte ihre Augen und wurde ein wenig blaß. Sie tanzten steif und schweigend, bis das Stück zu Ende war, und wollten zum Tisch zurückgehen. Aber Julie wurde von dem übersprudelnden Hansen weggeschnappt. »Julie Marlowe! Was machen Sie denn in diesem elenden Nest? Ich raub' sie Ihnen, Dave, ich bringe sie unbeschädigt zurück.« Er schleppte sie in einem komisch übertriebenen Rumba auf die Tanzfläche, und Wyatt kehrte bedrückt zu Causton zurück.

»Starkes Zeug«, sagte Causton und hielt die Flasche ins Licht. Er schwenkte sie. »Nehmen Sie einen?«

Wyatt nickte. Er sah zu, wie Causton sein Glas füllte, und fragte dann unvermittelt: »Sind Sie geschäftlich hier?«

»Guter Gott, nein!« sagte Causton. »Ich hatte eine Woche Urlaub zugute, und da ich gerade in New York war, flog ich hier herunter.«

Wyatt warf einen Blick auf Caustons intelligente Augen und überlegte, wieviel davon wohl Wahrheit war. Er sagte: »Es wird hier nicht viel geboten für einen Urlaub; Sie hätten lieber nach den Bermudas fliegen sollen.«

»Möglich«, sagte Causton unverbindlich. »Erzählen Sie mir etwas über San Fernandez! Hat es eine Geschichte?«

Wyatt lächelte säuerlich. »Genau wie jede andere der karibischen Inseln - bloß ein bißchen mehr noch. Zuerst war die Insel spanisch, dann englisch und schließlich französisch. Die Franzosen hinterließen den tiefsten Eindruck - Sie merken es an der Sprache -, obwohl Sie Einwohner treffen können, die St. Pierre noch heute San Pedro oder Peter's Port nennen und die Sprache so stark vermischt ist wie kaum eine andere.«

Causton nickte bestätigend und dachte an seine eben erlebten Schwierigkeiten mit dem Kellner.

Wyatt sagte: »Als Toussaint und Christophe die Franzosen Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aus Haiti hinauswarfen, taten die Inselbewohner hier das gleiche, obzwar man davon nicht viel gehört hat.«

»Hm«, machte Causton. »Und wie kam der amerikanische Stützpunkt hierher?«

»Das passierte um die Jahrhundertwende«, sagte Wyatt. »Etwa um die Zeit, als die Amerikaner anfangen, sich ihres Bizeps bewußt zu werden. Sie hielten sich für stark genug, der Monroe-Doktrin Nachdruck zu verleihen, und sie hatten eben zwei Kriege geführt, die es bewiesen. Man redete viel von Interessensphäre, und die Yankees bildeten sich ein, wie ein großer Bruder die Leute hier unten beaufsichtigen zu müssen. Auf San Fernandez ging es 1905 ziemlich

drunter und drüber, mit Aufständen und Revolution, also wurde die Marineinfanterie an Land gesetzt. Die Insel war bis 1917 unter amerikanischer Verwaltung, und dann zogen die Amerikaner ab - aber sie behielten Cap Sarrat.«

»Passierte auf Haiti nicht etwas Ähnliches?«

»Es passierte den meisten Inselstaaten - Kuba, Haiti und der Dominikanischen Republik.«

Causton grinste. »Der Dominikanischen Republik ist es mehr als einmal passiert.« Er nippte von seinem Glas. »Ich nehme an, über Cap Sarrat existiert irgendein Vertrag?«

»Ich glaube, so könnte man es nennen«, gab Wyatt zu. »Die Amerikaner pachteten die Halbinsel 1906 für tausend Golddollar pro Jahr - keine schlechte Summe für die damaligen Zeiten -, aber die Geldentwertung hat nicht für San Fernandez gearbeitet. Präsident Serrurier erhält jetzt 1.693 Dollar.« Wyatt machte eine Pause. »Und zwölf Cent«, fügte er dann hinzu.

Causton lachte. »Kein schlechter Handel für die Amerikaner - ein bißchen hart allerdings.«

»Sie haben es mit dem Stützpunkt Guantanamo auf Kuba genauso gemacht«, sagte Wyatt. »Castro bekommt zweimal soviel - aber ich glaube, er hätte lieber Guantanamo und keine Amerikaner.«

»Das glaube ich auch.«

»Die Marine versucht, Cap Sarrat als Ersatz für Guantanamo auszubauen, für den Fall, daß Castro ungemütlich wird und es ihnen nimmt. Ich halte das für möglich.«

»Durchaus«, sagte Causton. »Ich glaube nicht, daß er es ihnen einfach mit Gewalt wegnehmen könnte, aber ein bißchen Erpressung bei geeigneten politischen Verhältnissen könnte ausreichen.«

»Na, und hier haben wir Cap Sarrat«, sagte Wyatt. »Aber es ist bei weitem nicht so gut wie Guantanamo. Die Reede in der Santego Bay ist seicht - es können höchstens leichte Kreuzer hier liegen -, und der Ausbau der Einrichtungen des Stützpunkts würde zwanzig Jahre und rund 200 Millionen Dollar erfordern, wenn er an Guantanamo heranreichen sollte. Er ist jedoch als Luftstützpunkt

sehr gut eingerichtet; deshalb benutzen wir ihn als Hurrikanforschungszentrum.«

»Miß Marlowe hat mir davon erzählt...«, begann Causton, aber er wurde dadurch unterbrochen, daß Hansen mit Julie zurückkam, und er benutzte die Gelegenheit, Julie um einen Tanz zu bitten.

»Wollen Sie mir nichts zu trinken anbieten?« fragte Hansen.

»Bedienen Sie sich selbst!« sagte Wyatt. Er sah Schelling mit einem anderen Offizier den Raum betreten. »Sagen Sie, Harry, wie hat es Schelling in Ihrer Marine bis zum Commander gebracht?«

»Weiß ich nicht«, sagte Hansen und setzte sich. »Wohl weil er ein guter Meteorologe ist und weil er als Offizier so brauchbar ist wie ein Bulle mit einem Euter.«

»Nicht viel, eh?«

»Herrgott, ein Offizier muß doch Männer führen können, und Schelling würde sich nicht einmal als Heimmutter für eine Jungmädchengruppe eignen. Er muß als Spezialist befördert worden sein.«

»Ich will Ihnen was erzählen«, sagte Wyatt und erzählte Hansen von seiner Unterhaltung mit Schelling am Vormittag. Er endete mit der Bemerkung: »Er hält die Meteorologie für eine exakte Wissenschaft und glaubt, was in den Lehrbüchern steht, stimmt. Solche Leute machen mir immer angst.«

Hansen lachte. »Dave, Sie sind an einen Offizierstyp geraten, der in unserer guten alten Navy gar nicht selten ist. Im Pentagon wimmelt es von ihnen. Er geht aus einem bestimmten Grund nach dem Buch, und nur aus diesem Grund - wenn er nach dem Buch geht, kann man ihm nie einen Fehler nachweisen, und ein Offizier, der nie einen Fehler macht, gilt als gut. Man kann ihn ohne Gefahr überall einsetzen.«

»Ohne Gefahr!« Wyatt versagte beinahe die Stimme. »In seiner Stellung ist der Mann etwa so ungefährlich wie eine Klapperschlange. Dem Mann sind Menschenleben anvertraut.«

»Den meisten Offizieren in der Marine werden dann und wann Menschenleben anvertraut«, sagte Hansen. »Hören Sie, Dave, ich will Ihnen sagen, wie man mit Männern vom Schlage Schellings um-

geht. Er hat ein Brett vor dem Kopf, und man kommt bei ihm nicht durch - er ist zu stur. Deshalb muß man um ihn herumgehen.«

»Das ist etwas schwierig für mich«, sagte Wyatt. »Ich habe keinen Status. Ich bin nicht in der Marine - ich bin nicht einmal Amerikaner. Er ist es, der an das Wetteramt berichtet, er ist der Mann, dem sie Glauben schenken.« »Sie sind ziemlich aufgebracht, nicht wahr?

Worum geht es denn?« »Ich weiß es selbst nicht«, gestand Wyatt.

»Ich habe nur einfach das Gefühl, daß etwas schief läuft.« »Machen Sie sich Sorgen wegen Mabel?« »Ich glaube, es ist Mabel - ich bin aber nicht sicher.« »Ich hatte Sorgen wegen Mabel, als ich in seinen Eingeweiden herumkurvte«, sagte Hansen. »Aber jetzt läßt er mich ziemlich kalt.« Wyatt sagte: »Harry, ich bin hier draußen geboren, und ich habe schon wunderliche Dinge erlebt. Ich entsinne mich, daß uns, als ich noch ein Kind war, gemeldet wurde, da sei ein Hurrikan im Anzug, aber er würde mit dreihundert Kilometern Abstand an Grenada vorbeiziehen. Daher machte sich niemand Sorgen, außer den Leuten oben in den Bergen, die von der Warnung gar nichts gehört hatten. Es steckt eine Menge Karibenblut in diesem Volk, und sie sind seit Tausenden von Jahren auf den karibischen Inseln zu Hause. Sie verammelten die Luken und gruben sich ein. Als der Hurrikan auf der Höhe von Grenada ankam, änderte er seine Richtung um neunzig Grad und duckte die Insel fast unter Wasser. Woher wußten diese Bergbewohner, daß der Hurrikan so seine Richtung ändern würde?«

»Sie hatten ein merkwürdiges Gefühl«, sagte Hansen. »Und sie waren vernünftig genug, danach zu handeln. Das ist mir auch schon passiert. Ich flog einmal in den Wolken und bekam plötzlich dieses Gefühl, daher drückte ich das Steuer ein wenig nach vorn und ging etwas tiefer. Und verdammt noch mal, da flog doch so eine zivile Mühle - eine von diesen Geschäftsreisemaschinen - auf der Höhe, die mir zugewiesen war. Er flog um Haaresbreite über mir vorbei.«

Wyatt zuckte die Schultern. »Als Wissenschaftler soll ich danach gehen, was sich messen läßt, nicht nach Gefühlen. Ich kann meine Gefühle nicht Schelling vorlegen.«

»Zum Teufel mit Schelling!« sagte Hansen. »Dave, ich glaube nicht, daß es irgendwo einen kompetenten Wissenschaftler gibt, der sich nicht schon einmal auf sein Gefühl verlassen hätte. Ich bleibe dabei, Sie sollten Schelling umgehen. Warum sprechen Sie nicht mit dem Commodore?«

»Ich will abwarten, wie sich Mabel morgen verhält«, sagte Wyatt. »Ich will sehen, ob es wirklich so schlimm wird.«

»Vergessen Sie Ihre Gefühle nicht!« sagte Hansen.

Julies kühle Stimme erscholl hinter Wyatt. »Na, na, Gefühle für Mabel?«

Hansen lachte und machte Anstalten aufzustehen, aber Julie winkte ihm, sitzen zu bleiben. »Ich tanze mir die Füße wund und habe noch nicht einmal etwas zu trinken bekommen. Diesen Tanz möchte ich jetzt auslassen.« Sie sah Wyatt an. »Wer ist Mabel?«

Hansen gluckste. »Eine von Daves Freundinnen. Er hat eine ganze Reihe. Dave, erinnern Sie sich an Isobel im vorigen Jahr? Mit Isobel haben Sie wirklich eine Menge Spaß gehabt.«

Wyatt sagte: »Wenn ich mich recht entsinne, wurden Sie von Isobel ziemlich in die Mangel genommen.«

»Ah, ich entkam aber doch.«

Causton schnippte plötzlich mit den Fingern, als er begriffen hatte. »Sie reden von Hurrikanen, stimmt's?«

Julie sagte schroff: »Warum gibt man ihnen eigentlich Mädchennamen?«

»Die sind so leicht zu behalten«, sagte Wyatt, ohne das Gesicht zu verziehen. »Und so schwer zu vergessen. Der Verband der amerikanischen Frauenvereine richtete schon einmal eine Beschwerde an das Wetteramt, aber sie wurde verworfen. Eine Runde für uns im Kampf der Geschlechter.«

»Ich würde mir gern Ihre Arbeiten ansehen«, sagte Causton. »Vom professionellen Standpunkt, meine ich.«

»Ich dachte, Sie seien auf Urlaub hier.«

»Zeitungsleute haben nie wirklich Urlaub - und man nimmt Nachrichten, wo man sie findet.«

Wyatt merkte, daß ihm Causton sympathisch war. Er sagte: »Ich sehe keinen Grund, warum Sie nicht zum Stützpunkt kommen sollten.«

Hansen grinste. »Schelling wird nichts dagegen haben; er ist scharf auf Publicity - der richtigen Art.«

»Ich würde mir Mühe geben, nichts Unfreundliches zu schreiben«, sagte Causton. »Wann darf ich kommen?«

»Wie wäre es mit morgen vormittag um elf?« fragte Wyatt. Er wandte sich an Julie. »Interessierst du dich für meine Hurrikane? Möchtest du nicht mitkommen?« Er sprach unpersönlich.

»Vielen Dank«, sagte sie ebenso unpersönlich.

»Abgemacht«, sagte Causton. »Ich werde Miß Marlowe mitbringen - ich miete einen Wagen.« Er wandte sich an Hansen. »Haben Sie in dem Stützpunkt Ärger mit der Inselregierung?«

Hansens Blicke schärfen sich plötzlich, und dann sagte er gleichgültig: »In welcher Hinsicht?«

»Ich schätze, daß Amerikaner hier nicht allzu beliebt sind. Man sagt auch, daß Serrurier ein rauher Bursche ist, der nicht zart im Umgang und nicht sehr wählerisch in seinen Methoden ist. Manche der Geschichten, die ich über ihn gehört habe, machen mir eine Gänsehaut - und ich bin kein übermäßig zimperlicher Mann.«

Hansen sagte kurz: »Wir mischen uns nicht in ihre Angelegenheiten, und sie mischen sich nicht in unsere - das ist eine Art stillschweigendes Übereinkommen. Die Besatzung des Stützpunktes hat ziemlich strenge Vorschriften in dieser Hinsicht. Es hat tatsächlich einige Zwischenfälle gegeben, und der Commodore hat hart durchgegriffen.«

»Welche Art von...«, begann Causton zu fragen, aber eine dröhnende Stimme ließ seine Frage untergehen:

»Sagen Sie, waren Sie nicht die Stewardess auf meinem Flug nach Puerto Rico?«

Wyatt erblickte die bullige Gestalt von Dawson über sich. Er warf einen Blick zu Julie, deren Gesicht sich zu einem strahlenden, professionellen Lächeln verzogen hatte. »Ja, das war ich, Mr. Dawson.«

»Ich hätte nicht erwartet, Sie hier zu finden«, brüllte Dawson. Er schien nicht fähig zu sein, in einem normalen, ruhigen Ton zu sprechen, aber vielleicht kam es auch daher, daß er ein wenig angetrunken war. »Sie und ich müssen miteinander trinken, sollen wir?« Er fuchtelte mit den Armen. »Laßt uns alle einen trinken!«

Causton sagte ruhig: »Ich habe hier den Vorsitz, Mr. Dawson. Wollen Sie mit mir einen trinken?«

Dawson beugte sich herab und sah Causton an, wobei er leicht schielte. »Kenne ich Sie nicht irgendwoher?«

»Ich glaube, wir haben uns getroffen - in London.«

Dawson richtete sich auf und ging um den Tisch herum, damit er Causton genau sehen konnte. Eine Weile stand er recht albern da und dachte nach, dann schnippte er mit den Fingern. »Das stimmt«, sagte er. »Ich kenne Sie. Sie sind einer dieser neunmalklugen Reporter, die mich zerpfückten, als >The Fire Game< in England herauskam. Ich vergesse nie ein Gesicht, müssen Sie wissen. Sie waren einer von den Burschen, die meinen Whisky austranken und mir dann einen Dolch in den Rücken stießen.«

»Ich glaube nicht, daß ich an dem Vormittag etwas getrunken habe«, bemerkte Causton gleichmütig.

Dawson atmete hörbar aus. »Ich glaube nicht, daß ich mit Ihnen trinken werde, Mr. Sowieso. Ich bin wählerisch im Umgang mit Menschen.« Er schwankte, und sein unsteter Blick fiel auf Julie. »Nicht wie manche Leute.«

Wyatt und Hansen sprangen gleichzeitig auf, aber Causton sagte scharf: »Bleiben Sie sitzen, Sie beiden; machen Sie doch keinen Unsinn!«

»Oh, ach was«, murmelte Dawson und wischte sich mit seiner großen Hand übers Gesicht. Er torkelte davon, stieß einen Stuhl um und nahm Richtung auf die Toiletten.

»Kein feiner Mann«, sagte Causton trocken. »Entschuldigen Sie

bitte den Auftritt.«

Wyatt stellte den umgeworfenen Stuhl wieder auf »Ich dachte, Sie seien Auslandskorrespondent?«

»Bin ich auch«, sagte Causton. »Aber ich war vor zwei Jahren in London, als die Hälfte der Belegschaft an Grippe erkrankt war, und half für eine Zeitlang als Lokalreporter aus.« Er lächelte. »Ich bin kein Literaturkritiker, deshalb schrieb ich einen Artikel über den Mann, nicht den Schriftsteller. Dawson gefiel der kein bißchen.«

»Mir gefällt Dawson kein bißchen«, sagte Hansen. »Er ist gewiß der >Häßliche Amerikaner^«

»Das Komische an ihm ist, daß er tatsächlich ein guter Schriftsteller ist«, sagte Causton. »Mir gefallen seine Sachen jedenfalls, und man sagt mir, daß die Kritiker ihn sehr gut beurteilen. Das Üble ist, daß er glaubt, Papa Hemingways Mantel sei auf seine Schultern gefallen - aber ich meine, er steht ihm nicht.«

Wyatt sah Julie an. »Wie weit hat er sich dir gegenüber häßlich gezeigt?« fragte er leise.

»Stewardessen lernen es, sich ihrer Haut zu wehren«, sagte sie leicht hin, aber er merkte, daß sie ein ernstes Gesicht dabei behielt.

Der Vorfall schien die Stimmung verscheucht zu haben. Julie mochte nicht mehr tanzen, und daher gingen sie recht früh nach Hause. Nachdem er Julie und Causton zum *Imperiak* gefahren hatte, nahm Wyatt Hansen mit zurück zum Stützpunkt.

Sie wurden gleich auf der Place de la Liberation Noire angehalten. Eine Kolonne Militärlastwagen donnerte vor ihnen vorbei, dahinter folgte ein Bataillon Infanterie. Die Soldaten schwitzten unter ihrer schweren Ausrüstung, und ihre schwarzen Gesichter glänzten wie Schuhleder im Licht der Straßenlampen.

Hansen sagte: »Die Insulaner sind unruhig heute abend; diese Burschen sind kriegsmäßig ausgerüstet. Da muß was los sein.«

Wyatt sah sich um. Der große, um diese Abendzeit gewöhnlich stark bevölkerte Platz war leer, bis auf Gruppen von Polizisten und den unverkennbaren Geheimpolizisten aus Serruriers Sicherheitsdienst. Das fröhliche Stimmengewirr, von dem dieser Stadtteil sonst

erfüllt war, wurde durch das Getrappel marschierender Soldaten ersetzt. Alle Cafes waren geschlossen, die Rolläden herabgelassen, und der Platz wirkte dunkel und unfreundlich.

»Da ist etwas los«, pflichtete er bei. »Wir hatten das schon einmal - vor sechs Monaten. Ich habe nie herausgefunden, warum.«

»Serrurier war schon immer ein nervöser Mann«, sagte Hansen. »Hat Angst vor Schatten. Man sagt, er habe seinen Präsidentenpalast seit mehr als einem Jahr nicht mehr verlassen.«

»Er hat vielleicht wieder einmal einen Alptraum«, sagte Wyatt.

Die Marschkolonne war vorbei, er kuppelte ein und fuhr um den Platz, vorbei an dem unmöglichen Bronzestandbild von Serrurier in Heldenpose, und auf die Straße, die zum Stützpunkt führte. Den ganzen Weg bis zum Cap Sarrat dachte er über Julie nach und über ihr Verhalten.

Er dachte auch an Mabel.

2

Causton war am nächsten Morgen früh auf, und nach einem fast nur angedeuteten Frühstück überprüfte er ein paar Adressen in einem Notizbuch und ging dann in die Stadt. Als er ins *Imperiale* zurückkam, um Julie abzuholen, war er sehr nachdenklich und oft geistesabwesend, so daß sie auf dem Weg zum Cap Sarrat in dem gemieteten Wagen wenig miteinander sprachen. Sie wurden am Tor zum Stützpunkt kurz angehalten, aber ein Telefonanruf von der Wache gab ihnen schnell den Weg frei, und ein Marineinfanterist führte sie zu Wyatts Büro.

Julie blickte verdutzt auf die Karten an den Wänden und die alten, verschrammten Schreibtische und die wackligen Stühle. »Von Komfort haltet ihr wohl nicht viel.«

»Das ist ein Arbeitsraum. Bitte, setz dich!«

Causton betrachtete mit bedenklichem Gesicht eine Karte an der Wand. »Ich habe immer Angst vor Experten«, klagte er. »Sie lassen gewöhnlich die einfachsten Dinge teuflisch kompliziert erscheinen. Haben Sie Erbarmen mit uns armen Laien!«

Wyatt lachte, sagte aber im Ernst: »Es ist gerade umgekehrt, wissen Sie. Unsere Aufgabe ist es, einfach auszudrücken, was in Wirklichkeit sehr komplizierte Erscheinungen sind.«

»Versuchen Sie bitte, die langen Wörter zu vermeiden«, bat Causton. »Ich höre, Sie waren vorgestern unterwegs, um einen Hurrikan aus der Nähe zu studieren. Er befand sich über fünfzehnhundert Kilometer von hier - wie wußten Sie, daß er ganz genau dort zu finden war?«

»Das ist einfach zu erklären. Früher erfuhr man von der Entstehung eines Hurrikans erst, wenn eine Meldung von einem Schiff oder von einer Insel eintraf - aber heute erfassen wir sie schon früher.« Wyatt breitete einige Fotos auf dem Schreibtisch aus. »Wir bekommen Fotos von Satelliten - entweder von den letzten der Tiros-Serie oder von den neueren Nimbus-Satelliten, deren Bahnen über die Pole führen.«

Julie sah verständnislos auf die Fotos, und Wyatt erklärte sie. »Hieraus ersehen wir alles, was wir wissen wollen. Es sagt aus, wann das Foto aufgenommen wurde - hier, in dieser Ecke. Diese Skala am Rand gibt uns die Größenverhältnisse an - dieser Hurrikan hier hat einen Durchmesser von fast fünfhundert Kilometern. Und diese Markierungen zeigen Länge und Breite an, so daß wir genau sagen können, wo er ist. Es ist wirklich ganz einfach.«

Causton spielte mit dem Foto in seiner Hand. »Ist dies der Hurrikan, mit dem Sie sich jetzt beschäftigen?«

»Ja«, sagte Wyatt. »Das ist Mabel. Ich habe gerade eben seine jetzige Position und seine Zugrichtung bestimmt. Er ist etwa 950 Kilometer südöstlich von hier und zieht mit etwa siebzehn Kilometern pro Stunde in nordwestlicher Richtung, auf einer Bahn, die mit der Theorie übereinstimmt.«

»Ich meinte, Hurrikane wären schneller«, sagte Julie.

»Oh, das ist nicht die Windgeschwindigkeit; das ist die Geschwindigkeit, mit der sich der Hurrikan als Ganzes über den Erdball bewegt. Die Windgeschwindigkeiten in diesem Hurrikan sind ganz besonders hoch - über 270 Kilometer pro Stunde.«

Causton war tief in Gedanken gewesen. »Was ich da höre, gefällt mir gar nicht. Sie sagen, dieser Hurrikan steht südöstlich von hier und bewegt sich nach Nordwesten. Das klingt doch, als käme er direkt auf uns zu.«

»Das tut er auch«, sagte Wyatt. »Aber zum Glück ziehen Hurrikane nicht auf geraden Bahnen; sie ziehen auf Kurvenbahnen.« Er machte eine Pause und holte ein großes, dünnes Buch von einem Tisch. »Wir zeichnen natürlich die Bahnen aller Hurrikane auf und versuchen sie zu deuten. Manchmal gelingt uns das auch. Lassen Sie mich sehen - 1955 bietet eine interessante Auswahl.«

Er schlug das Buch auf, blätterte die Seiten um und hielt bei einer Karte des Westatlantik. »Hier ist 1955. Flora und Edith sind Schulbuchbeispiele - sie kommen aus Südosten und kurven dann in einer Parabel nach Nordosten. Diese Bahn wird von verschiedenen Dingen diktiert. Im Anfangsstadium möchte der Hurrikan eigentlich genau nach Norden ziehen, wird aber durch die Erddrehung nach Westen abgedrängt. In den späteren Stadien wird er wieder nach Osten abgedrängt, weil er in den Einfluß des nordatlantischen Windsystems gerät.«

Causton betrachtete die Karte genau. »Wie ist es mit diesem hier?«

Wyatt grinste. »Ich dachte mir, daß Ihnen Alice auffallen würde. Er zog nach Süden und endete in Nordbrasilien - wir wissen immer noch nicht, warum. Dann sind da Janet und Hilda - sie kurvten nicht zurück, wie die Theorie es verlangt, sondern zogen geradeaus über Yucatan nach Nordmexiko und Texas. Sie töteten viele Menschen.«

Causton grunzte. »Mir scheint, da stimmt etwas nicht an Ihrer Theorie. Was ist denn mit dieser Schlangenlinie?«

»Ione? Über den habe ich erst gestern gesprochen. Er schlängel-

te sich wirklich wie eine Schlange dahin, aber wenn man seine Bahn glättet, erkennt man, daß er sich wirklich an das theoretische Schema hielt. Aber wir wissen noch immer nicht genau, was einen Hurrikan veranlaßt, seine Richtung so stark zu ändern. Ich bin der Ansicht, daß er irgendwie von einer hohen Strahlströmung beeinflußt werden könnte, aber das ist schwer mit der Theorie zu vereinbaren, weil ein Hurrikan sehr niedrig ist - er reicht nicht höher als wenige tausend Meter hinauf. Das ist der Grund, weshalb er durch Landberührung zerstört wird - er rennt sich an irgendeinem Gebirgszug tot, aber er richtet dabei eine Menge Schaden an.«

Julie betrachtete die über die Karte laufenden Linien. »Sie sind wie große Tiere, nicht? Man könnte schwören, daß Ione Kap Hatteras zerstören wollte, aber dann abdrehte, weil ihm das Land nicht gefiel.«

»Ich wünschte, sie wären so intelligent«, sagte Wyatt. »Dann würde es uns vielleicht eher glücken vorzusagen, was sie im nächsten Augenblick tun werden.«

Causton hatte sein Notizbuch herausgeholt. »Erste Frage - wodurch werden Hurrikane verursacht?«

Wyatt lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Man braucht eine warme See und ruhige Luft, und diese Bedingungen findet man in den Windstillen im Spätsommer. Die warme Luft steigt auf, schwer und feucht, voll von Wasserdampf. Ihre Stelle wird von Luft eingenommen, die von den Seiten herbeiströmt, und durch die Erddrehung erhält diese fließende Luft eine Ablenkung, so daß das ganze System zu rotieren beginnt.«

Er zeichnete es auf einen Notizblock. »Die warme Luft, die aufsteigt, trifft auf kältere Luft und setzt ihren Wasserdampf in Form von Regen frei. Die Luft hat aber nun eine Menge Energie gebraucht, um den Wasserdampf hochzuheben, und diese Energie wird nun als Hitze freigesetzt. Das erhöht die Steiggeschwindigkeit der Luft - das Ganze wird zu einem Teufelskreis. Mehr Wasser wird frei und damit mehr Hitze, und das Ganze dreht sich schneller und schneller. Man kann annehmen, daß etwa eine Million Tonnen Luft pro

Sekunde aufsteigen.«

Er zeichnete Pfeile auf den Notizblock, die spiralförmig nach innen zeigten. »Da das Windsystem rotiert, wird die Luft von der Zentrifugalkraft nach draußen geschleudert, und dadurch entsteht im Zentrum ein sehr niedriger Luftdruck, und so bildet sich das Auge des Hurrikans. Aber der Druck am Außenrand ist sehr hoch, und da muß irgendwo etwas nachgeben. Also muß die Luft immer schneller fließen, um das Tiefdruckgebiet aufzufüllen, aber je schneller sie fließt, desto stärker wird sie von der Zentrifugalkraft nach draußen gedrückt. Und so kommt es zu diesen sehr schnellen Kreisströmungen, und ein ausgewachsener Hurrikan ist geboren.«

hnete einen anderen Pfeil, diesen in gerader Richtung. »Sobald er sich voll entwickelt hat, beginnt der Hurrikan sich zu verschieben wie ein tanzender Kreisel, der auf dem Pflaster wandert. Das bringt ihn mit weiterem warmem Seewasser in Berührung, und der ganze Prozeß erhält sich selbst. Ein Hurrikan ist eine riesige Wärme-kraftmaschine, das größte und stärkste dynamische System auf der Erde.« Er zeigte mit dem Kopf auf die Karte an der Wand. »Mabel dort enthält mehr Energie als tausend Wasserstoffbomben.« »Du redest, als seist du in Hurrikane verliebt«, sagte Julie leise.

»Unsinn! Ich hasse sie. Alle Westinder hassen sie.«

»Haben Sie hier schon einen Hurrikan gehabt - auf San Fernandez?« fragte Causton.

»Nicht während meiner Zeit«, sagte Wyatt. »Den letzten erlebte San Fernandez im Jahre 1910. Er ebnete St. Pierre ein und tötete 6.000 Menschen.«

»Ein Hurrikan in fast sechzig Jahren«, überlegte Causton. »Sagen Sie - ich frage aus persönlichem Interesse -, wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß Ihre Freundin Mabel hierherzieht?«

Wyatt lächelte. »Es *könnte* passieren, aber es ist nicht sehr wahrscheinlich.«

»Hm«, machte Causton. Er sah auf die Wandkarte. »Ich würde aber immer noch sagen, daß Serrurier viel mehr zerstört als einer Ihrer Hurrikane. Wenn man ganz niedrig schätzt, hat er über 20.000 Men-

sehen auf der Insel umgebracht. Ein Hurrikan könnte das kleinere Übel sein, wenn er die Insel von ihm befreite.«

»Möglich«, sagte Wyatt. »Aber das ist nicht mein Gebiet. Ich kümmere mich nicht um Politik.« Er begann wieder von seiner Arbeit zu erzählen, bis er merkte, daß ihr Interesse erlahmte und sie die technischen Dinge ermüdeten. Dann schlug er vor, Mittagspause zu machen.

Sie aßen in der Offiziersmesse. Hansen, der mit ihnen verabredet war, kam zu spät und entschuldigte sich. »Tut mir leid, aber ich hatte viel zu tun.« Er setzte sich und sagte zu Wyatt: »Irgend jemand hat Fracksausen - alle unklaren Flugzeuge sind schnellstens startbereit zu machen. Sie haben meine Connie mächtig schnell überholt; ich habe sie heute vormittag am Boden überprüft, und heute nachmittag werde ich sie fliegen, um den neuen Motor zu prüfen.« Er stöhnte in gespielter Scherz. »Und ich hatte mich schon so auf eine Woche Ruhe gefreut.«

Causton war interessiert. »Ist es etwas Ernstes?«

Hansen zuckte die Schultern. »Würde ich nicht sagen - Brook-sie ist nicht besonders nervös.«

»Brooksie?«

»Commodore Brooks - der Stützpunktkommandant.«

Wyatt wandte sich an Julie und fragte leise: »Was hast du für den Rest des Tages vor?«

»Nichts Besonderes - warum?«

»Ich bin müde von der Büroarbeit«, sagte er. »Wie wär's, wenn wir nach St. Michel hinüberfahren? Dir gefiel doch der kleine Strand, den wir dort entdeckt haben, und es ist ein schöner Tag zum Baden.«

»Das hört sich gut an«, sagte sie. »Das würde ich gern tun.«

»Wir fahren gleich nach dem Essen los.«

»Was macht Mabel?« fragte Hansen über den Tisch.

»Nichts Besonderes zu berichten«, sagte Wyatt. »Er verhält sich

brav. Er ist eben an Grenada vorbeigezogen, wie vorausgesagt. Er ist allerdings etwas schneller geworden; Schelling gefiel das nicht so sehr.«

»Nicht bei der Vorhersage, die er gab.« Hansen nickte. »Aber er wird sich schon abgesichert haben - darauf kann man sich bei ihm verlassen.«

Causton betupfte seine Mundwinkel mit der Serviette. »Um das Thema zu wechseln, hat einer von Ihnen schon einmal von einem Mann namens Favel gehört?«

»Julio Favel?« sagte Hansen. »Der ist doch tot.«

»Ist er das?«

»Serruriers Leute erwischten ihn voriges Jahr oben in den Bergen. Es war ein Rückzugsgefecht - Favel wollte sich nicht lebend fangen lassen -, und dabei wurde er getötet. Es stand damals hier in den Lokalzeitungen.« Er zog die Brauen hoch und sah Causton an. »Weshalb interessiert Sie das?«

»Es geht das Gerücht, daß Favel noch am Leben sei«, sagte Causton. »Ich hörte es heute früh.«

Hansen sah Wyatt an, und Wyatt sagte: »Das erklärt Serruriers Alptraum gestern abend.« Causton hob die Augenbrauen, und Wyatt sagte: »Es gab gestern abend ziemliche Truppenbewegungen in der Stadt.«

»Ja, ich habe es gesehen«, sagte Causton. »Wer war Favel?«

»Stellen Sie sich bloß nicht dumm!« sagte Wyatt. »Sie sind ein Zeitungsmann - Sie wissen es genausogut wie ich.«

Causton grinste. »Ich höre gern die Meinung anderer Leute«, sagte er, ohne einen Ton der Entschuldigung. »Die objektive Meinung, wissen Sie; als ein Wissenschaftler müßten Sie dafür Verständnis haben.«

Julie fragte verwirrt: »Wer war denn dieser Favel?«

Causton sagte: »Ein Dorn in Serruriers Fleisch. Serrurier, als Regierungschef, nennt ihn einen Banditen; Favel zog es vor, sich einen Patriot zu nennen. Ich glaube, die Waage dürfte zugunsten Favels ausschlagen. Er verbarg sich in den Bergen und fügte Serrurier

ziemlichen Schaden zu, bevor sein Tod gemeldet wurde. Danach hörte man nichts mehr - bis jetzt.«

»Ich glaube nicht, daß er noch lebt«, sagte Hansen. »Da hätte man schon früher etwas von ihm gehört.«

»Er könnte schlau genug gewesen sein, Kapital aus der Meldung über seinen Tod zu schlagen, indem er sich still verhielt und ungestört durch Serrurier seine Stärke ausbaute.«

»Oder er war krank«, sagte Wyatt.

»Richtig«, sagte Causton. »Das könnte der Fall gewesen sein.« Er wandte sich an Hansen. »Was meinen Sie?«

»Ich weiß nur, was ich in den Zeitungen gelesen habe«, sagte Hansen. »Und ich kann nicht allzu gut Französisch - jedenfalls nicht das Französisch, das die Leute hier schreiben.« Er beugte sich vor. »Hören Sie, Mr. Causton! Wir stehen hier am Cap Sarrat unter militärischer Disziplin und haben den Befehl, uns in örtliche Angelegenheiten nicht einzumischen - nicht einmal Interesse zu zeigen. Wenn wir unsere Nase nicht heraushalten, kriegen wir Schwierigkeiten. Wenn wir Serruriers starkem Arm entgehen, nimmt uns Comodore Brooks beim Fell. Es hat einige Fälle gegeben, wissen Sie, hauptsächlich unter den Mannschaften, und die sind in die Staaten zurückgeschickt worden, mit dem häßlichen Vermerk, ein oder zwei Jahre in der Festung abzusitzen. Ich wollte Ihnen das gestern abend gerade erzählen, als dieser Dawson dazwischenkam.«

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Causton. »Ich dachte nicht daran, wie schwierig es hier für Sie sein muß.«

»Ist schon gut«, sagte Hansen. »Das konnten Sie nicht wissen. Aber ich darf Ihnen wohl sagen, daß wir uns ganz speziell davor hüten sollen, allzu offen mit Zeitungsleuten zu reden.«

»Niemand mag uns«, sagte Causton traurig.

»Doch«, sagte Hansen. »Jeder hat etwas zu verbergen - aber unsere Gründe sind andere. Wir versuchen zu verhindern, daß jemand Unruhe erzeugt. Sie wissen so gut wie ich - wo ein Zeitungsmann auftaucht, gibt es Unruhe.«

»Ich glaube, es ist eher umgekehrt«, sagte Causton sanft. »Wo es

Unruhe gibt, taucht ein Zeitungsmann auf - die Unruhe ist zuerst da.« Er wechselte unvermittelt das Thema. »Da wir gerade bei Dawson sind, ich habe entdeckt, daß er im *Imperiale* wohnt. Als Miß Marlowe und ich heute morgen wegführen, nahm er ein Katerfrühstück aus einem rohen Ei und Whisky ein.« Wyatt sagte: »Sie sind nicht auf Urlaub hier, Causton, stimmt's?« Causton seufzte. »Mein Boß meint es. Daß ich hierherkam, war ein Privatunternehmen. Ich hörte Gerüchte und noch einmal Gerüchte. Zum Beispiel hörte ich, daß Waffentransporte in diese Gegenden in letzter Zeit stark zugenommen hätten. Die Sachen gehen nicht nach Kuba oder nach Südamerika, soweit ich herausfinden konnte, aber sie werden irgendwo aufgenommen. Ich machte meinen Boß aufmerksam, aber er hielt nichts von meiner Logik, oder, wie er es nannte, meiner Unlogik. Ich habe aber ein ziemliches Vertrauen in mich selbst, also nahm ich eine Woche >Urlaub<, und hier bin ich nun.« »Und haben Sie gefunden, was Sie suchen?« »Wissen Sie, ich fürchte tatsächlich, ich habe es.«

Wyatt fuhr langsam durch die Außenbezirke von St. Pierre, behindert durch das Gewimmel in den Straßen. Wie üblich riskierten die Jungen ihr Leben vor den Rädern seines Wagens und kreischten vor Lachen, wenn er auf die Hupe drückte. Die Ochsenkarren und die überladenen Lastautos verursachten die üblichen Verkehrsstockungen, und das Stimmengewirr war betäubend - es war die normale Situation, und Wyatt war erleichtert, als er die Stadt hinter sich hatte und die Geschwindigkeit erhöhen konnte.

Die Straße nach St. Michel wand sich hinter St. Pierre durch das fruchtbare Negrito-Tal hinauf, durch Bananen-, Ananas- und Zuckerrohrpflanzungen. Darüber ragten die zerklüfteten Berge des Massif des Saints auf. »Es scheint, daß die Unruhe heute nacht ein falscher Alarm war«, sagte Wyatt. »Trotzdem, was Causton heute vormittag sagte...«

»Ich weiß gar nicht mehr, ob ich Causton wirklich mag«, sagte Julie nachdenklich. »Zeitungsleute erinnern mich immer irgendwie an Geier.«

»Ich fühle mich mit ihm verwandt«, sagte Wyatt. »Er lebt von Katastrophen - ich auch.«

Sie war schockiert. »Da ist doch ein großer Unterschied. Du versuchst wenigstens, das Unglück zu verkleinern.«

»Das tut er auch, von seinem Standpunkt aus. Ich habe einige seiner Artikel gelesen, und sie sind sehr gut; voll von Mitgefühl mit der verdamnten törichtten Menschheit. Ich glaube, er war wirklich betrübt, als er entdeckte, daß er richtig vermutet hatte - wenn er recht hat, natürlich. Ich hoffe bei Gott, daß er unrecht hat.«

Sie machte eine unduldsame Bewegung mit ihren Schultern. »Laß uns nicht mehr an ihn denken. Wir wollen nicht an Serrurier denken, und nicht an - wie hieß er noch - Favel.«

Er ging mit der Geschwindigkeit zurück, um einem schlenkernden, mit Steinen beladenen Ochsenkarren auszuweichen, und wies durch eine Kopfbewegung auf den bewaffneten Soldaten am Straßenrand. »Es ist nicht so leicht, Serrurier zu vergessen, wenn man das sieht.«

Julie sah sich um. »Was ist das?«

»Die corvee - Zwangsarbeit auf den Straßen. Alle Bauern sind dazu verpflichtet. Sie ist ein Überbleibsel aus der vorrevolutionären Franzosenzeit, das Serrurier weidlich ausnutzt. Sie hat auf San Fernandez nie richtig aufgehört.« Er nickte zur Seite hin. »Es ist dasselbe mit diesen Pflanzungen; sie gehörten früher ausländischen Gesellschaften - Amerikanern und Franzosen zum größten Teil. Serrurier enteignete und verstaatlichte alles, als er an die Macht kam. Er betreibt sie als eine Privatdomäne mit Hilfe von Sträflingen - und es gehört auf dieser Insel nicht viel dazu, ein Sträfling zu werden. Er hat nie Mangel an Arbeitern. Sie sind bald am Ende ihrer Kräfte.«

Sie fragte leise: »Wie kannst du es ertragen, hier zu leben - mitten in diesem Unglück?«

»Meine Arbeit ist hier, Julie. Was ich hier tue, hilft Menschenle-

ben im ganzen karibischen Raum und in Amerika zu schützen, und hier ist der geeignetste Ort für diese Arbeit. Ich kann an Serrurier nichts ändern; wenn ich es versuchte, würde ich umgebracht, eingesperrt oder deportiert, und da hätte niemand einen Nutzen davon. Daher mache ich es wie Hansen und alle anderen; ich halte mich an den Stützpunkt und konzentriere mich auf meine Arbeit.«

Er machte eine Pause, während er durch eine gefährliche Kurve fuhr. »Gefallen finde ich natürlich nicht daran.«

»Du würdest also nicht daran denken, hier wegzugehen - um in den Staaten eine Forschungsaufgabe zu übernehmen oder etwas Ähnliches?«

»Ich leiste meine Arbeit hier«, sagte Wyatt. »Außerdem bin ich Westinder - dies ist meine Heimat, mag sie auch arm sein.«

Er fuhr schweigend einige Kilometer und bog schließlich von der Straße ab. »Erinnerst du dich an die Stelle?«

»Die werde ich nie vergessen«, sagte sie und stieg aus, um das Panorama zu betrachten, das sich vor ihnen ausbreitete. In der Ferne sah man die See, eine schimmernde Platte aus gehämmertem Silber. Direkt unter ihnen lagen die Serpentinaen der staubigen Straße, die sie eben heraufgekommen waren, und zwischen Straße und See lag das prächtige Tal des Negrito, das in die Santego Bay mündete, mit Cap Sarrat am gegenüberliegenden Ufer und mit St. Pierre, der in die Rundung der Bucht eingebetteten Miniaturstadt.

Wyatt betrachtete nicht die Landschaft - für ihn war Julie ein verlockenderer Anblick. Sie stand im wehenden Passat, der ihr Kleid an ihren Körper anblies, daß die Formen herausmodelliert wurden. Sie zeigte über das Tal auf eine Stelle, wo das Sonnenlicht von stürzendem Wasser reflektiert wurde. »Was ist das dort?«

»La Cascade de l'Argent - es ist am P'tit Negrito.« Er ging hinüber zu ihr. »Der P'tit Negrito mündet unten im Tal in den Gran Negrito. Man kann die Einmündung von hier aus nicht sehen.«

Sie holte tief Atem. »Es ist eines der schönsten Bilder, die ich je gesehen habe. Ich hatte mir schon überlegt, ob du es mir noch einmal zeigen würdest.«

»Ich bin jederzeit wieder dazu bereit«, sagte er. »Ist das der Grund, weshalb du nach San Fernandez gekommen bist?«

Sie lachte unsicher. »Einer der Gründe.«

Er nickte. »Es ist ein guter Grund. Ich hoffe, die anderen sind ebenso gut.«

Ihre Stimme war gedämpft, weil sie den Kopf gesenkt hatte. »Das hoffe ich auch.«

»Bist du denn nicht sicher?«

Sie hob das Gesicht und sah ihm direkt in die Augen. »Nein, Dave, ich bin nicht sicher. Ich bin überhaupt nicht sicher.«

Er legte ihr die Hände auf die Schultern und zog sie an sich. »Schade«, sagte er und küßte sie. Sie schmiegte sich widerstandslos in seine Arme, und ihre Lippen öffneten sich unter seinen. Er spürte, wie sie die Arme um ihn legte und ihn an sich zog, bis sie sich schließlich wieder freimachte.

»Ich weiß gar nicht«, sagte sie, »ich bin nicht sicher - aber ich bin nicht ganz sicher, ob ich nicht sicher bin.«

Er fragte: »Möchtest du hier wohnen - auf San Fernandez?«

Julie sah ihn forschend an. »Soll das ein Heiratsantrag sein?«

»Ich nehme an, man könnte es so nennen«, sagte Wyatt und rieb sich das Kinn. »Ich könnte nicht im Stützpunkt wohnen bleiben, wenn du das großartige Leben einer Stewardess aufgeben würdest, also müßten wir ein Haus haben. Würdest du gern irgendwo hier oben wohnen?«

»Oh, Dave, das würde ich sehr gern«, rief sie aus, und dann waren sie für eine Weile nicht bei Vernunft.

Nach einiger Zeit sagte Wyatt: »Ich kann nicht verstehen, warum du so unnahbar warst; du hängtest dich gestern abend an Causton wie an einen Blutsbruder.«

»Mein Gott, Dave Wyatt!« erwiderte Julie, »ich hatte Angst. Ich lief einem Mann nach, und das tut man als Frau doch eigentlich nicht. Im letzten Augenblick bekam ich kalte Füße und fürchtete, ich könnte mich bloßstellen.«

»Also kamst du doch her, um mich wiederzusehen?«

Sie fuhr ihm durchs Haar. »Du merkst nicht viel an anderen Menschen, nicht wahr, Dave? Du bist so mit deinen Hurrikans und deinen Formeln beschäftigt. Natürlich kam ich deinetwegen her.« Sie ergriff seine Hand und untersuchte seine Finger, einen nach dem anderen. »Ich bin mit vielen Männern ausgewesen, und manchmal habe ich mir überlegt, ob es diesmal wohl *der* Mann gewesen war - Frauen denken so, mußt du wissen. Und jedesmal kamst du mir bei meinen Gedanken in die Quere, da wußte ich, daß ich noch einmal herkommen müßte, um Klarheit zu bekommen. Ich müßte dich ganz ins Herz schließen oder dich vollkommen aus meiner Welt verbannen - wenn ich das könnte. Und du schriebst mir weiterhin diese nüchternen Briefe, die mich hätten zum Schreien bringen können.«

Er grinste. »Ich war noch nie ein guter Liebesbriefschreiber. Aber ich sehe, daß ich regelrecht eingefangen worden bin von einer zielbewußten Frau, also laß uns feiern!« Er ging zum Wagen hinüber. »Ich habe eine Thermosflasche mit deinem Lieblingsgetränk gefüllt - mit Planter's Punch. Ich bin im Interesse der Fahrtüchtigkeit und angesichts der Tageszeit etwas vom Rezept abgewichen - dieser enthält weniger Rum und mehr Limonensaft. Er ist recht erfrischend.«

Sie saßen über dem Negrito und probierten das Getränk. Julie sagte: »Ich weiß nicht viel über dich, Dave. Du sagtest gestern, du seist auf St. Kitts geboren - wo ist das?«

Wyatt zeigte mit der Hand. »Eine Insel dort drüben im Südosten. Eigentlich ist es St. Christopher, aber sie wird seit vierhundert Jahren St. Kitts genannt. Christopher, der >Schwarze Kaiser< von Haiti, bezog seinen Namen von St. Kitts - er war ein entlaufener Sklave. Es ist recht schön dort.«

»Hat deine Familie immer dort gewohnt?«

»Nun, wir gehören nicht gerade zu den Eingeborenen, aber es gab Wyatts auf St. Kitts schon seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Sie waren Pflanzer, Fischer - manchmal auch Piraten, ist mir gesagt worden - ein buntscheckiges Völkchen.« Er nippte an seinem Becher. »Ich bin der letzte Wyatt von St. Kitts.«

»Wie schade. Wie kommt das?«

»Ein Hurrikan radierte Mitte des vorigen Jahrhunderts die Insel fast aus. Drei Viertel der Wyatts kamen um; es wurden tatsächlich drei Viertel der Bevölkerung ausgelöscht. Dann kam die Zeit der Depression im karibischen Raum - Konkurrenz durch brasilianischen Kaffee, ostafrikanischen Zucker und so fort, und die wenigen noch übrigen Wyatts zogen weg. Meine Eltern blieben noch bis kurz nach meiner Geburt, dann zogen sie hinunter nach Grenada, wo ich aufgewachsen bin.«

»Wo ist Grenada?«

»Am südlichen Ende der Inselkette, nördlich von Trinidad. Direkt im Norden von Grenada liegen die Grenadines, eine Kette von kleinen Inselchen, die der Vorstellung von einem Tropenparadies so nahe kommen wie kaum eine andere Gegend im karibischen Raum. Ich werde einmal mit dir dort hinfahren. Wir wohnten auf einer dieser Inseln, bis ich zehn war. Dann kam ich nach England.«

»Deine Eltern schickten dich dorthin zur Schule?«

Er schüttelte den Kopf »Nein, sie kamen ums Leben. Es gab wieder einen Hurrikan. Ich kam nach England zu einer Tante; sie zog mich groß und kümmerte sich um meine Ausbildung.«

Julie sagte mitfühlend: »Ist das der Grund, weshalb du Hurrikane haßt?«

»Ich glaube, ja. Wir müssen einmal so weit kommen, daß wir diese verdamnten Dinger unter Kontrolle bringen, und da dachte ich mir, ich wollte meinen Teil dazu beitragen. Wir können zur Zeit nicht viel tun, außer der Errichtung von Frühwarnsystemen und so weiter, aber es wird die Zeit kommen, daß wir einen Hurrikan aufhalten können, so gewaltig er auch ist. Es wird allerhand Arbeit auf diesem Gebiet geleistet.« Er lächelte sie an. »Jetzt weißt du alles über David Wyatt.«

»Nicht alles, aber wir haben noch viel Zeit für den Rest«, sagte sie.

»Kann ich nun auch deine Lebensgeschichte hören?«

»Die hat auch noch Zeit«, sagte sie, schob seine Hand weg und

sprang auf. »Hattest du mir nicht versprochen, zum Baden zu fahren?«

Sie stiegen in den Wagen, und Julie blickte hinauf zu den grünen Bergen des Massif des Saints. Wyatt sagte: »Das ist eine böse Gegend - unfruchtbar, unwegsam, verseucht. Favel hielt sich dort auf, bis er getötet wurde. Eine ganze Armee könnte dort oben verlorengelassen werden - ja, es sind tatsächlich schon mehrere verlorengelassen.«

»Oh! Wann war das?«

»Das erstmal, als Bonaparte versuchte, den Sklavenaufstand niederzuwerfen. Die Hauptkämpfe fanden natürlich auf Haiti statt, aber nebenher schickte Le Clerc ein Regiment nach San Fernandez, um die Rebellion der Sklaven hier zu ersticken. Das Regiment landete ohne Schwierigkeiten und marschierte ohne großen Widerstand landeinwärts. Dann marschierte es dort hinauf- und kam nie zurück.«

»Was wurde aus ihm?«

Wyatt zuckte mit den Schultern. »Hinterhalte - Heckenschützen - Fieber - Erschöpfung. Weiße konnten dort oben nicht leben, aber die Schwarzen konnten es. Aber die Berge verschlangen noch eine Armee - diesmal eine schwarze - erst kürzlich. Serrurier versuchte, Favel zu einer offenen Schlacht zu zwingen, und schickte drei Bataillone seiner Armee. Auch sie kamen nie wieder; sie bewegten sich in Favels vertrautem Revier.«

Julie sah hinauf zu den von der Sonne durchglühten Bergen und fröstelte. »Je mehr ich über die Geschichte von San Fernandez erfahre, desto mehr ängstigt es mich.«

Wyatt sagte: »Wir Westinder lachen, wenn ihr Amerikaner und Europäer euch die Antillen als tropische Paradiese vorstellt. Was meinst du wohl, warum es in New York von Puertoricanern wimmelt und in London von Jamaikanern? Sie sind die wahren Zentren des heutigen Paradieses. Auf den karibischen Inseln herrschen Armut und Uneinigkeit, und nicht nur auf San Fernandez, obwohl es hier vielleicht kaum noch schlimmer werden kann.« Er brach ab und lachte betreten. »Ich vergaß ganz, daß du versprochen hast, mit mir hier zu leben - ich werbe nicht gerade für die Gegend, oder?« Er schwieg

einige Minuten und sagte dann ernst: »Was du über eine Forschungsstelle in den Staaten sagtest, ist schließlich nicht ganz von der Hand zu weisen.«

»Nein, Dave«, sagte Julie ruhig. »Ich möchte dir das nicht antun. Ich möchte unser gemeinsames Leben nicht damit beginnen, daß du meinetwegen deine Stellung aufgibst - das wäre für uns beide nicht gut. Wir werden auf San Fernandez sehr glücklich sein.« Sie lächelte. »Wie lange muß ich warten, bis ich mein Bad bekomme?«

Wyatt startete den Wagen und setzte die Fahrt fort. Die Landschaft veränderte sich, während sie höher hinauffuhren, um über den Bergücken zu kommen. Die Plantagen blieben zurück, und an ihre Stelle trat dickes grünes Gestrüpp, das nur ab und zu durch eine Lichtung unterbrochen wurde, in der eine primitive Hütte stand. Einmal kroch eine lange Schlange vor dem langsam fahrenden Wagen durch den Staub, und Julie stieß einen spitzen Schrei aus.

»Dies ist ein schwaches Abbild von dem, wie es oben in den Bergen aussieht«, bemerkte Wyatt. »Aber es gibt keine Straßen dort oben.«

Plötzlich hielt er inne und starrte nach einer Hütte neben der Straße. Julie sah auch hin, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken - es war nur eine der üblichen fensterlosen Hütten aus gestampfter Erde, mit einem unordentlichen Strohdach. Neben der Hütte schlug ein Mann einen Pfahl in den Boden.

Wyatt sagte: »Entschuldige bitte, Julie, - ich möchte mit dem Mann sprechen.«

Er stieg aus dem Wagen und ging hinüber zu der Hütte, um sich das Dach anzusehen. Es war von einem Netz aus Tauen aus der heimischen Sisalpflanze überzogen. Von dem Netz hingen längere Taue herunter, von denen drei an in die Erde eingerammten Pfählen festgebunden waren. Er ging zweimal um die Hütte herum und betrachtete dann nachdenklich den Mann, der sein langsames Schlagen mit dem großen Hammer nicht unterbrochen hatte. Seine Worte sorgfältig wählend, in dem barbarischen Französisch, das die Leute hier sprachen, fragte er: »Guter Mann, was tun Sie?«

Der Mann blickte auf; sein schwarzes Gesicht glänzte von Schweiß. Er war alt, aber wie alt, konnte Wyatt nicht sagen - das war schwierig bei diesen Leuten. Er sah etwa wie siebzig aus, war aber vielleicht erst fünfzig.

»Blanc, ich mache mein Haus fest.«

Wyatt zog eine Packung Zigaretten heraus. »Es ist schwere Arbeit, Ihr Haus festzumachen«, sagte er vorsichtig.

Der Mann setzte den Hammer ab und nahm die Zigarette, die Wyatt ihm anbot. Er beugte sich zum Streichholz herunter, und während er den Rauch tief in seine Lunge einsog, sagte er: »Sehr schwere Arbeit, Blanc, aber sie muß gemacht werden.« Er untersuchte die Zigarette. »Amerikanisch - sehr gut.«

Wyatt zündete seine eigene Zigarette an und inspizierte die Hütte. »Das Dach darf nicht wegfliegen«, sagte er beipflichtend. »Ein Haus ohne Dach ist wie ein Mann ohne Frau - unvollständig. Haben Sie eine Frau?«

Der Mann nickte und zog gierig an seiner Zigarette.

»Ich sehe sie nicht«, bohrte Wyatt weiter.

Der Mann blies eine Rauchwolke in die Luft und sah Wyatt dann mit blutunterlaufenen braunen Augen an. »Sie ist auf Besuch gegangen, Blanc.«

»Mit allen Kindern?« fragte Wyatt ruhig.

»Ja, Blanc.«

»Und Sie machen das Dach fest. Sie müssen große Angst haben.«

Der Mann wandte den Blick ab und trat von einem Fuß auf den andern. »Es ist eine Zeit zum Fürchten. Kein Mensch kann dem widerstehen, was kommt.«

»Der große Wind?« fragte Wyatt leise.

Der Mann sah überrascht auf. »Natürlich, Blanc, was sonst?« Er schlug die Hände zusammen und warf sie dann in die Luft. »Wenn der große Wind kommt - li tomber boum.«

Wyatt nickte. »Natürlich. Sie tun gut, das Dach auf Ihrem Haus zu sichern.« Er machte eine Pause. »Woher wissen Sie, daß der Wind kommt?«

Der Mann scharrt mit bloßen Füßen im Staub und sah zur Seite. »Ich weiß es«, murmelte er. »Ich weiß es.«

Wyatt wußte, daß es keinen Zweck hatte, in dieser Richtung weiterzufragen - er hatte es schon früher versucht. Er sagte: »Wann kommt der Wind?«

Der Mann sah nach dem wolkenlosen blauen Himmel, bückte sich dann und hob eine Handvoll Staub auf und ließ ihn durch die Finger rieseln. »Zwei Tage«, sagte er. »Vielleicht drei Tage. Nicht mehr.«

Wyatt war verblüfft von der Genauigkeit der Vorhersage. Wenn Mabel San Fernandez überhaupt berühren sollte, war es um die angegebene Zeit, aber wie konnte dieser ungebildete alte Mann das wissen? Er sagte ganz sachlich: »Sie haben Ihre Frau mit den Kindern weggeschickt.«

»Da ist eine Höhle in den Bergen«, sagte der Mann. »Wenn ich hier fertig bin, gehe ich auch.«

Wyatt sah nach der Hütte. »Wenn Sie gehen, lassen Sie die Tür offen!« sagte er. »Der Wind mag keine geschlossenen Türen.«

»Natürlich«, stimmte der Mann zu. »Eine geschlossene Tür ist ungastlich.« Er sah Wyatt mit einem humorvollen Augenzwinkern an. »Es kann auch noch ein anderer Wind kommen, Blanc; vielleicht schlimmer als der Hurrikan. Favel kommt von den Bergen herunter.«

»Aber Favel ist doch tot.«

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Favel kommt von den Bergen herunter«, wiederholte er und ließ den Hammer wieder auf den Pfahl niedersausen.

Wyatt ging zum Wagen zurück und setzte sich ans Steuer. »Was war all das?« fragte Julie.

»Er sagt, es kommt ein großer Wind, und deshalb macht er das Dach fest. Wenn der große Wind kommt - li tomber boum.«

»Was bedeutet das?«

»Eine sehr freie Übersetzung ist, daß alles mit großem Getöse von oben kommen wird.« Wyatt sah hinüber zu der Hütte und dem Mann, der geduldig in der heißen Sonne schuftete. »Er weiß auch,

daß er die Tür offenlassen soll - aber ich bezweifle, ob er dir sagen könnte, warum.« Er wandte sich Julie zu. »Es tut mir leid, Julie, aber ich möchte zurück zum Stützpunkt. Da ist etwas, was ich nachprüfen muß.«

»Natürlich«, sagte Julie. »Du mußt tun, was du für nötig hältst.«

Er wendete den Wagen auf der Lichtung, und dann fuhren sie die Straße hinunter. »Harry Hansen erzählte mir, du machtest dir Sorgen wegen Mabel. Hat dies etwas damit zu tun?«

Er sagte: »Es ist natürlich wider alle Vernunft. Es widerspricht allem, was man mich gelehrt hat, aber ich glaube, wir sind dran. Ich glaube, Mabel wird San Fernandez heimsuchen.« Er lachte gezwungen. »Jetzt muß ich Schelling davon überzeugen.«

»Meinst du, er wird dir nicht glauben?«

»Was habe ich für Beweise? Ein komisches Gefühl im Bauch? Ein alter Mann, der sein Dach festbindet? Schelling will Tatsachen - Druckgefälle, adiabatische Bewegungen - Zahlen, die er messen und nach den Lehrbüchern überprüfen kann. Ich bezweifle, ob ich das schaffe. Aber ich muß es. St. Pierre kann heute einem Hurrikan nicht besser widerstehen als 1910. Du hast die primitiven Viertel gesehen, die am Stadtrand entstanden sind - was meinst du, wie lange diese Hütten einem Sturm standhalten? Und die Bevölkerung ist angewachsen - es sind jetzt 60.000. Ein Hurrikan, der jetzt zuschlagen würde, müßte zu einer nicht ausdenkbaren Katastrophe führen.« Unbewußt hatte er den Druck auf das Gaspedal verstärkt und schleuderte mit quietschenden Reifen um eine Biegung. Julie sagte: »Du hilfst keinem, wenn du dich hier auf der Straße umbringst.«

Er ging mit der Geschwindigkeit herunter. »Verzeih, Julie, ich glaube, ich bin etwas nervös.« Er schüttelte den Kopf. »Es ist die Tatsache, daß ich nicht helfen kann, die mich beunruhigt.«

Sie sagte nachdenklich: »Könntest du deine Zahlen nicht fälschen oder irgend etwas, damit Commodore Brooks ihnen Aufmerksamkeit schenken müßte? Wenn der Hurrikan dann nicht käme, wärest du beruflich ruiniert - aber ich glaube, das Risiko würdest du gern auf dich nehmen.«

»Wenn ich glauben könnte, daß es etwas nutzen würde, täte ich es«, sagte Wyatt finster. »Aber Schelling würde das durchschauen; er ist vielleicht nicht sehr intelligent, aber er ist kein Trottel, und er versteht seine Arbeit in dieser Hinsicht. So läßt es sich nicht machen.«

»Was wirst du dann tun?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Ich weiß es nicht.«

Er setzte Julie am *Imperiale* ab und brauste mit höchster Geschwindigkeit zum Stützpunkt zurück. Er traf viele Soldaten in den Straßen von St. Pierre, aber die Tatsache drang nicht in sein Bewußtsein ein, weil er angestrengt überlegte, wie er Schelling beikommen könnte. Als er am Haupteingang zum Stützpunkt ankam, war ihm noch immer nichts eingefallen.

Er wurde am Tor von einem Marineinfanteristen in voller Kampfausrüstung angehalten. Der richtete eine Maschinenpistole auf ihn und herrschte ihn an: »Aussteigen, Freundchen!«

»Zum Teufel, was ist hier los?«

»Ich sagte: Aussteigen!«

Wyatt öffnete die Tür und stieg aus. Er merkte, daß der Posten vor ihm zurückwich. Er sah hoch und bemerkte, daß die Türme am Eingang voll bemannt waren und die häßlichen Mündungen von Maschinengewehren auf seinen Wagen zeigten.

Der Posten fragte: »Wer sind Sie?«

»Ich bin von der Wetterstation«, sagte Wyatt. »Was soll denn der verdammte Unsinn?«

»Beweisen Sie es!« sagte der Marineinfanterist barsch. Er hob seine Maschinenpistole schnell, als Wyatt in die Brusttasche greifen wollte. »Was Sie auch dort herausholen, tun Sie es ganz langsam!«

Langsam zog Wyatt seine Brieftasche heraus und hielt sie ihm hin. »Sie finden meinen Ausweis da drin.«

Der Posten machte keine Anstalten näher zu kommen. »Lassen Sie sie fallen!«

Wyatt warf die Brieftasche auf den Boden, und der Posten sagte: »So, jetzt treten Sie zurück!« Wyatt trat zurück, und der Marineinfanterist kam und hob die Brieftasche auf, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Er öffnete sie und untersuchte den Inhalt, dann winkte er den Männern im Turm. Er hielt die Brieftasche hin und sagte: »Sie können passieren, Mr. Wyatt.«

»Zum Teufel, was ist bloß hier los?« fragte Wyatt ärgerlich.

Der Posten legte seine Maschinenpistole in die Armbeuge und kam näher heran. »Die hohen Herren haben beschlossen, eine Sicherheitsübung abzuhalten, Mr. Wyatt. Ich muß so tun, als ob - der Leutnant beobachtet mich.«

Wyatt grunzte verächtlich und stieg in seinen Wagen. Der Marineinfanterist lehnte sich gegen die Tür und sagte: »Ich würde nicht zu schnell durch das Tor fahren, Mr. Wyatt; die Maschinengewehre dort oben sind wirklich geladen.« Er schüttelte traurig den Kopf »Es wird wohl tatsächlich noch jemand erschossen werden bei dieser Übung.«

»Nicht ich«, versprach Wyatt.

Der Marineinfanterist grinste, und zum erstenmal erschien ein Ausdruck von Begeisterung auf seinem Gesicht. »Vielleicht bekommt der Leutnant einen Schuß in den Hintern.« Er trat zurück und winkte Wyatt durch. Während Wyatt zu seinem Büro fuhr, erschien ihm der Stützpunkt wie ein bewaffnetes Heerlager. Alle Waffenstände waren besetzt, und die Soldaten liefen in kriegsmäßiger Aufmachung umher. Lastwagen donnerten durch die Straßen, und in der Nähe der Wetterwarte stand eine Reihe von Panzerwagen mit laufenden Motoren. Für einen Augenblick dachte er daran, was der alte Mann gesagt hatte - Favel kommt aus den Bergen herunter. Er schüttelte gereizt den Kopf.

In seinem Büro griff er als erstes zum Telefon und rief die Verteilerstelle an. »Was gibt es Neues über Mabel?«

»Was? Oh - Mabel! Wir haben die neuesten Bilder von Tiros; sie sind vor einer halben Stunde gekommen.«

»Schicken Sie sie mir schnell herüber!«

»Können wir leider nicht«, sagte die blecherne Stimme. »Alle Melder sind für diese Übung eingesetzt.«

»Ich komme selbst rüber«, sagte Wyatt und knallte den Hörer hin. Er war wütend über die Verzögerung. Er fuhr zur Verteilerstelle, holte die Fotos und fuhr zurück. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, um sie zu studieren.

Nach fast einer Stunde war er noch zu keinen festen Schlüssen gekommen. Mabel zog ein wenig schneller - achtzehn Kilometer in der Stunde - und war noch auf seinem vorhergehenden Kurs. Er würde mit so großem Abstand an San Fernandez vorbeiziehen, daß die Insel nur einen Schwanzschlag abbekommen würde - einige Stunden kräftiger Winde und schwerer Regenfälle. Das war die Theorie.

Er überlegte, was er als nächstes tun sollte. Er hatte kein großes Vertrauen in die Theorie, auf die Schelling schwor. Er hatte zu oft erlebt, daß Hurrikans unerklärliche Schwankungen machten, daß Inseln blank gefegt wurden, obwohl die Theorie sagte, der Hurrikan sollte an ihnen vorbeiziehen. Und er war Westinder - genauso sehr Westinder wie der alte schwarze Mann oben bei St. Michel, der sein Haus gegen den großen Wind befestigte. Sie hatten das gleiche Gefühl bei diesem Hurrikan; ein Mißtrauen, das sich als eine innere Unruhe bemerkbar machte. Wyatts Vorfahren hatten erst vierhundert Jahre auf den Inseln gelebt, aber der Schwarze hatte Kariben unter seinen Vorfahren, die zu Hunraken, dem Sturmgott, gebetet hatten. Er vertraute seinen Gefühlen stark genug, um wirkliche Schritte zu unternehmen, und Wyatt meinte, er dürfte nicht weniger tun, auch wenn er diese Sache nicht so beweisen konnte, wie es seine Ausbildung verlangte.

Er fühlte sich recht unsicher, als er zu Schelling ging.

Schelling schien beschäftigt zu sein, aber er schien schließlich immer beschäftigt zu sein. Er hob den Kopf, als Wyatt sein Büro betrat und sagte: »Ich dachte, Sie hätten einen freien Nachmittag.«

»Ich bin zurückgekommen, um mich nach Mabel zu erkundigen«, sagte Wyatt. »Er ist schneller geworden.«

Schelling legte seinen Federhalter hin und schob den Formular-

block zurück. »Was hat er jetzt für eine Geschwindigkeit?«

»Er hat in den letzten neun Stunden hundertsechzig Kilometer zurückgelegt - etwa achtzehn Kilometer pro Stunde. Er fing mit dreizehn an, erinnern Sie sich?« Wyatt dachte, das war die Art, an Schelling heranzukommen - etwas von der Unruhe auf ihn zu übertragen, ihn daran zu erinnern, daß die Vorhersage, die er an das Wetteramt geschickt hatte, jetzt mit den Tatsachen nicht mehr übereinstimmte. Er sagte langsam: »Bei seiner jetzigen Geschwindigkeit wird er die Atlantikküste in etwa sechs Tagen erreichen; aber ich glaube, er wird noch schneller wachsen. Seine jetzige Geschwindigkeit ist immer noch unterdurchschnittlich.«

Schelling sah gedankenverloren auf die Schreibtischplatte. »Und wie ist sein Kurs?«

Das war die heikle Frage. »Wie vorausgesagt«, antwortete Wyatt vorsichtig. »Er könnte ihn natürlich ändern - das haben ja viele getan.«

»Wir müssen uns wohl lieber absichern«, sagte Schelling. »Ich werde dem Wetteramt ein Fernschreiben schicken; sie werden zwei Tage darauf sitzen und dann eine Hurrikanwarnung an die Südoststaaten geben. Natürlich wird viel davon abhängen, was er in den nächsten zwei Tagen tut, aber sie wissen dann wenigstens, daß wir hier unten auf dem Posten sind.«

Wyatt setzte sich unaufgefordert hin. Er sagte: »Was ist mit den Inseln?«

»Sie werden die Warnung auch bekommen«, sagte Schelling. »Wie üblich. Wo befindet sich Mabel jetzt genau?«

»Er ist zwischen Grenada und Tobago durchgeschlüpft«, sagte Wyatt. »Er hat ihnen schwer zu schaffen gemacht, nach dem, was ich eben gelesen habe, aber es ging noch glimpflich ab. Er steht jetzt gerade nördlich von Testigos.« Er machte eine Pause. »Wenn er seinen derzeitigen Kurs beibehält, wird er über Yucatan nach Mexiko und Texas ziehen, genau wie Janet und Hilda 1955.«

»Das wird er nicht tun«, sagte Schelling gereizt. »Er wird nach Norden abbiegen.«

»Janet und Hilda taten es nicht«, bemerkte Wyatt. »Und nehmen wir an, er biegt wirklich nach Norden ab, wie normalerweise zu erwarten ist. Er braucht nur ein klein wenig weiter herumzuschwenken, als nach der Theorie vorauszusagen ist, und wir haben ihn hier vor der Tür.«

Schelling blickte auf. »Wollen Sie mir allen Ernstes sagen, daß Mabel nach San Fernandez kommen könnte?«

»Ja, das will ich«, sagte Wyatt. »Haben Sie eine örtliche Warnung herausgegeben?«

Schellings Augen flackerten. »Nein, das habe ich nicht. Das halte ich nicht für notwendig.«

»Sie halten es nicht für notwendig? Ich hätte gedacht, das Beispiel von 1910 hätte es sehr notwendig erscheinen lassen.«

Schelling schnaufte verächtlich. »Sie kennen doch die Regierung dieses Operettenstaates. Wir sagen ihnen etwas - sie tun absolut nichts. Sie haben es nie für nötig gehalten, ein Hurrikan-Warnsystem einzurichten - das wäre ja Geld gewesen, das nicht in Serruriers Taschen geflossen wäre. Können Sie sich vorstellen, daß er so etwas tut? Wenn ich sie warnte, was wäre damit erreicht?«

»Sie hätten es zu Papier stehen«, sagte Wyatt, auf Schellings schwache Stelle zielend.

»Das ist zu bedenken«, sagte Schelling nachdenklich. Dann zuckte er die Schultern. »Es ist immer schwer zu wissen, an wen man die Meldung geben soll. Wir haben es in der Vergangenheit an Descaix, den Minister für Inselangelegenheiten, gemeldet, aber Serrurier hat diesen Posten jetzt selbst übernommen - und Serrurier etwas melden ist nie leicht, das wissen Sie doch.«

»Wann geschah das?«

»Er hat Descaix gestern abgesetzt - Sie wissen, was das bedeutet. Descaix ist entweder tot, oder er ist im Turm Rambeau und wünscht, er wäre tot.«

Wyatt zog die Stirn kraus. Descaix, der Chef der Sicherheitspolizei, war also weg - hinweggefegt bei einer von Serruriers plötzlichen Hausputzaktionen. Aber Descaix war seine rechte Hand ge-

wesen; etwas sehr Schlimmes mußte passiert sein, daß er seine Machtstellung verlieren konnte. >Favel kommt aus den Bergen herunter.< Wyatt schob den Gedanken beiseite - was hatte das mit der Gewalt von Hurrikans zu tun?

»Sie sollten es dann doch lieber Serrurier melden«, sagte er.

Schelling lächelte dünn. »Ich bezweifle, ob Serrurier gerade jetzt in der Stimmung ist, sich unangenehme Nachrichten anzuhören.« Er trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. »Aber ich werde es jemandem im Palast melden - damit wir es in den Akten haben.«

»Sie haben doch natürlich Commodore Brooks Meldung gemacht«, sagte Wyatt beiläufig.

»Ah ... er weiß von Mabel ... ja.«

»Weiß er alles über Mabel?« fragte Wyatt scharf »Was für ein Hurrikan er ist?«

»Ich habe ihm die üblichen routinemäßigen Berichte gegeben«, sagte Schelling steif. Er beugte sich vor. »Hören Sie, Wyatt, dieser Hurrikan scheint es Ihnen besonders angetan zu haben. Wenn Sie etwas über ihn zu berichten haben - und ich wünsche Tatsachen -, packen Sie sofort aus! Wenn Sie aber keine konkreten Beweise haben, halten Sie in Gottes Namen Ihren Mund, und gehen Sie an Ihre Arbeit!«

»Sie haben Brooks die routinemäßigen Berichte gegeben«, wiederholte Wyatt leise. »Schelling, ich will mit Brooks sprechen.«

»Commodore Brooks hat augenblicklich - wie Serrurier - keine Zeit, sich Wetterberichte anzuhören.«

Wyatt stand auf »Ich gehe zu Commodore Brooks«, sagte er standhaft.

Schelling war schockiert. »Wollen Sie sagen, Sie werden über meinen Kopf gehen?«

»Ich will mit Brooks sprechen«, wiederholte Wyatt verbissen. »Mit Ihnen oder ohne Sie.«

Er wartete auf den Ausbruch, und für einen Augenblick sah es aus, als würde Schelling explodieren, aber er sagte nur kurz: »Gut,

ich werde ein Gespräch mit dem Commodore arrangieren. Warten Sie in Ihrem Büro, bis Sie gerufen werden! Es kann eine Weile dauern.« Er lächelte böse. »Sie werden sich nicht übermäßig populär machen.«

»Ich beteilige mich nicht an einem Popularitätswettbewerb«, sagte Wyatt ungerührt. Er drehte sich um und verließ Schellings Büro, verwundert darüber, daß Schelling so schnell nachgegeben hatte. Dann lachte er verächtlich. Die Berichte, die Schelling an Brooks geschickt hatte, mußten recht dürftig gewesen sein, und Schelling konnte sich nicht leisten, ihn mit Brooks sprechen zu lassen, ohne zuerst seine eigenen Ansichten vorzutragen. Er war vielleicht schon jetzt bei Brooks und spann sein Garn.

Der Anruf kam erst nach anderthalb Stunden, und Wyatt brachte die Zeit damit zu, einige interessante Statistiken für Brooks zusammenzustellen - eine schwache Stütze, aber alles, was er hatte, außer dem starken Gefühl in seinen Eingeweiden, daß eine Katastrophe bevorstand. Brooks würde sich nicht für seine Gefühle und Eingebungen interessieren.

Das Büro von Brooks war das ruhige Zentrum in einem Sturm. Wyatt mußte einige Minuten in einem der Vorzimmer warten und sah das organisierte Chaos, das in einer Krise auch die beste Organisation befällt, und er bekam Zweifel, ob hier nur eine der gewohnten Übungen durchgespielt wurde. Aber als er zu Brooks ins Büro kam, war es dort ruhig und friedlich; der Schreibtisch war leer, eine große, polierte Teakholzfläche ohne ein Stück Papier darauf, und der Commodore saß dahinter, ordentlich und gepflegt, und richtete seinen steinernen, durchdringenden, aber neutralen Blick auf Wyatt. Schelling stand an der Seite, seine Hände hinter dem Rücken, wie ein Soldat in Rührt-euch-Stellung.

Brooks sagte in gleichmütigem Ton: »Ich habe eben gehört, daß es einen fachlichen Disput unter den Meteorologen gibt. Geben Sie mir bitte Ihre Ansichten, Mr. Wyatt!«

»Wir haben einen Hurrikan unter Beobachtung, Sir«, sagte Wyatt. »Einen sehr schlimmen. Ich halte es für möglich, daß er San Fernandez heimsucht. Commander Schelling, glaube ich, ist anderer Meinung.«

»Ich habe Commander Schellings Ansichten eben gehört«, sagte Brooks und bestätigte damit den Verdacht, den Wyatt gehegt hatte. »Was ich hören möchte, sind Ihre Befunde. Ich möchte aber daraufhinweisen, daß ich, bevor ich die Tatsachen erfahren habe, die Sie mir vortragen werden, die Wahrscheinlichkeit für einen Hurrikan auf dieser Insel nicht für sehr groß halte. Der letzte, glaube ich, war 1910.«

Es war offensichtlich, daß Schelling ihm noch schnell einen kleinen Vortrag gehalten hatte.

Wyatt sagte: »Das stimmt, Sir. Damals gab es 6.000 Tote.«

Brooks zog die Augenbrauen hoch. »So viele?«

»Ja, Sir.«

»Fahren Sie fort, Mr. Wyatt!«

Wyatt gab ihm einen Überblick über die Ereignisse seit der Entdeckung und Erkundung von Mabel. Er sagte: »Alles deutet daraufhin, daß Mabel ein besonders böses Exemplar ist; das Druckgefälle ist außergewöhnlich steil, und die dadurch entstehenden Windgeschwindigkeiten sind bemerkenswert hoch. Lieutenant-Commander Hansen sagte, es sei das schlimmste Wetter gewesen, in dem er je geflogen sei.«

Brooks neigte den Kopf zur Seite. »Zugegeben, daß es ein schlimmer Hurrikan ist, welche Hinweise haben Sie dafür, daß er auf diese Insel stoßen wird? Ich glaube, Sie sprachen von einer Möglichkeit; das genügt mir nicht, Mr. Wyatt, - ich brauche etwas mehr, etwas wie eine hohe Wahrscheinlichkeit.«

»Ich habe einige Zahlen zusammengestellt«, sagte Wyatt und legte einige Blätter auf die makellose Schreibtischplatte. »Ich glaube, daß Commander Schelling sich auf die allgemein benutzte Theorie stützt, wenn er erklärt, daß Mabel nicht hierherkommt. Er stellt ganz richtigerweise die Kräfte in Rechnung, die nach unserem Wis-

sen auf tropische Wirbelstürme einwirken. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß wir nicht genug wissen, um uns auf ein Risiko einlassen zu können.«

Er breitete die Papiere auf dem Schreibtisch aus. »Ich habe hier einen Auszug aus meinen Aufzeichnungen über alle Hurrikans, die ich in den vier Jahren, die ich jetzt hier bin, persönlich studiert habe - das sind etwa drei Viertel aller, die in der Zeit im karibischen Raum zu verzeichnen waren. Ich habe geprüft, wie oft ein Hurrikan von dem Kurs abgewichen ist, dem er streng nach der Theorie hätte folgen sollen, und ich habe gefunden, daß fünfundvierzig Prozent der Hurrikans sich mehr oder weniger theoriwidrig verhalten haben. Um ganz ehrlich zu sein, habe ich auf einem Blatt die gleiche Information zusammengestellt, habe aber diese Studie auf die Hurrikans beschränkt, die die gleichen Merlanale hatten wie Mabel. Das heißt, die das gleiche Alter hatten, im gleichen Gebiet entstanden waren und so weiter. Ich erhalte eine Wahrscheinlichkeit von dreißig Prozent dafür, daß Mabel so weit von der theoretischen Zugrichtung abweicht, daß San Fernandez getroffen wird.«

Er schob die Papiere über den Tisch, aber Brooks schob sie zurück. »Ich glaube Ihnen, Mr. Wyatt«, sagte er ruhig. »Commander, was meinen Sie dazu?«

Schelling sagte: »Ich glaube, auf solche Art präsentierte Statistiken können falsch angewandt - falsch ausgelegt werden. Ich bin durchaus bereit, Mr. Wyatts Zahlen anzuerkennen, aber nicht seine Argumentation. Er sagt, die Wahrscheinlichkeit, daß Mabel vom Kurs abweicht, betrage dreißig Prozent, und das erkenne ich an, aber das bedeutet nicht, daß er, wenn er abweicht, auf San Fernandez stößt. Er könnte schließlich auch nach der anderen Seite schwenken.«

»Mr. Wyatt?«

Wyatt nickte. »Das stimmt natürlich; aber es gefällt mir nicht.«

Brooks legte seine Hände gegeneinander. »Das Ganze bedeutet also: Das Risiko, daß Mabel uns trifft, liegt irgendwo zwischen null und dreißig Prozent, aber auch wenn wir das Schlimmste annehmen, ist

es immer noch nur ein Risiko von dreißig Prozent. Kann man es so ausdrücken, Mr. Wyatt?«

Wyatt schluckte. »Ja, Sir. Aber ich möchte noch auf das eine oder andere hinweisen, was mit berücksichtigt werden muß. Im Jahre 1900 wurde Galveston von einem Hurrikan getroffen, und 1910 war hier einer; die hohe Zahl der Todesopfer war in beiden Fällen auf die gleiche Erscheinung zurückzuführen - Überschwemmungen.«

»Durch starke Regenfälle?«

»Nein, Sir; durch den Aufbau eines Hurrikans und geographische Besonderheiten.«

Er hielt einen Augenblick inne, und Brooks sagte: »Fahren Sie fort, Mr. Wyatt! Ich bin sicher, der Commander wird Sie berichtigen, wenn Sie Unrichtiges behaupten.«

Wyatt sagte: »Der Luftdruck im Zentrum eines Hurrikans fällt sehr tief; diese Minderung des Druckes auf die Meeresoberfläche läßt das Wasser zu einem Buckel aufsteigen, der in einem normalen Hurrikan vielleicht drei Meter hoch wird. Mabel ist kein normaler Hurrikan; sein innerer Luftdruck ist sehr niedrig, und ich schätze, daß der Wasserstand in seinem Zentrum auf etwa sechs Meter über normal steigt - vielleicht sogar acht Meter.«

Er drehte sich um und zeigte aus dem Fenster. »Wenn Mabel uns trifft, kommt er genau von Süden und läuft direkt in die Bucht. Es ist eine seichte Bucht, und wir wissen, was geschieht, wenn eine Flutwelle auf flaches Gewässer stößt - sie baut sich auf. Sie können mit einer Wasserflut von über fünfzehn Meter Höhe in der Santego Bay rechnen. Der höchste Punkt auf Cap Sarrat liegt, glaube ich, vierzehn Meter hoch. Sie würden eine Wasserwand erleben, die diesen Stützpunkt vollkommen überspülen würde. Man mußte den Stützpunkt nach 1910 wieder aufbauen - glücklicherweise war da nicht viel wiederaufzubauen, weil der Stützpunkt noch nicht in Betrieb gewesen war.«

Er sah Brooks an, der leise sagte: »Sprechen Sie weiter, Mr. Wyatt! Ich merke, Sie sind noch nicht fertig.«

»Nein, das bin ich noch nicht, Sir. Da ist St. Pierre. 1910 wurde

die Hälfte der Bevölkerung ausgelöscht - wenn das jetzt geschähe, müßte man mit dreißigtausend Toten rechnen. Der größte Teil der Stadt liegt nicht höher als Cap Sarrat, und sie sind heute auf einen Hurrikan und auf Überflutungen nicht besser vorbereitet als 1910.«

Brooks sah Schelling an. »Well, Commander, finden Sie irgend-einen Fehler in dem, was Mr. Wyatt sagt?«

Schelling sagte ungehalten: »Er hat völlig recht - theoretisch. Aber all das hängt davon ab, ob die von Mr. Wyatt und Lieutenant-Com-mander Hansen zurückgebrachten Meßwerte genau sind.«

Brooks nickte. »Ja, ich glaube, wir sollten Mabel noch einmal un-tersuchen, Commander, wollen Sie dafür sorgen? Ich möchte, daß sofort eine Maschine losgeschickt wird mit dem besten Piloten, den Sie haben.«

Wyatt sagte sofort: »Nicht Hansen - der hat genug von Mabel.«

»Sehr richtig«, sagte Schelling ebenso schnell. »Ich wünsche eine andere Besatzung und andere Techniker.«

Wyatt wurde steif »Diese Bemerkung drückt einen Zweifel an mei-ner Integrität als Wissenschaftler aus«, sagte er eisig.

Brooks schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es sich anhörte wie ein Pistolenschuß. »Nichts dergleichen«, fauchte er. »Die Doktoren streiten sich, und ich wünsche die Meinung eines Dritten. Ist das klar?«

»Ja, Sir«, sagte Wyatt.

»Commander, worauf warten Sie noch? Organisieren Sie diesen Flug!« Brooks sah Schelling nach, als er hinausging, und als Wyatt zögerte, sagte er: »Bleiben Sie hier, Mr. Wyatt, ich möchte noch mit Ihnen sprechen.« Er sah Wyatt nachdenklich an. »Was würden Sie mir raten, Mr. Wyatt? Was würden Sie an meiner Stelle tun?«

»Ich würde meine Schiffe in See stechen lassen«, sagte Wyatt prompt, »mit der gesamten Stützpunktbesatzung. Ich würde alle Flug-zeuge nach Puerto Rico fliegen lassen. Ich würde mein möglichstes tun, um Präsident Serrurier von der Gefährlichkeit der Situation zu überzeugen. Sie sollten außerdem alle amerikanischen Staatsbürger und möglichst viele Ausländer evakuieren.«

»Das hört sich leicht an«, bemerkte Brooks.

»Sie haben zwei Tage Zeit.«

Brooks seufzte. »Es wäre leicht, wenn das alles wäre, was ich bedenken muß. Aber es ist ein militärischer Notstand ausgebrochen. Ich glaube, ein Bürgerkrieg zwischen Insurgenten aus den Bergen und der Regierung wird ausbrechen. Deshalb ist der Stützpunkt in Alarmbereitschaft, und alle amerikanischen Besatzungsangehörigen haben Ausgangssperre. Ja, ich habe tatsächlich eben eine Anordnung unterschrieben, die alle amerikanischen Staatsbürger auffordert, sich in den Schutz des Stützpunktes zu begeben.«

»Favel kommt aus den Bergen herunter«, sagte Wyatt, ohne es zu wollen.

»Was heißt das?«

»Das habe ich gehört. Favel kommt aus den Bergen.«

Brooks nickte. »Das kann wohl so sein. Er ist vielleicht nicht tot. Präsident Serrurier hat die amerikanische Regierung beschuldigt, die Rebellen mit Waffen beliefert zu haben. Er ist zur Zeit nicht gut zu sprechen, und ich bezweifle, ob er Lust hat, sich mit mir übers Wetter zu unterhalten.«

»Hat die amerikanische Regierung den Rebellen denn Waffen geliefert?« fragte Wyatt bedächtig.

Brooks fuhr empört hoch. »Ganz bestimmt nicht! Es ist unsere erklärte Politik, uns in die örtlichen Angelegenheiten auf San Fernandez nicht einzumischen, ausdrücklich und ohne Vorbehalte. Ich habe in dieser Hinsicht strenge Anweisungen von meinen Vorgesetzten.« Er blickte auf seine Handrücken und knurrte: »Als sie die Marineinfanterie in dieser dummen Angelegenheit in die Dominikanische Republik schickten, wurden unsere diplomatischen Bemühungen in Südamerika um zehn Jahre zurückgeworfen - wir wollen nicht, daß so etwas noch einmal vorkommt.«

Ihm schien plötzlich bewußt zu werden, daß er eine Indiskretion beging, und er trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. »Was die Evakuierung dieses Stützpunktes anbetrifft: Ich habe mich für Hierbleiben entschieden. Die Wahrscheinlichkeit, daß die In-

sei von einem Hurrikan getroffen wird, beträgt nach Ihren eigenen Angaben im schlimmsten Fall dreißig Prozent. Mit einem solchen Risiko kann ich leben, und ich kann den Stützpunkt nicht verlassen, während auf der Insel ein Krieg droht.« Er lächelte freundlich. »Ich bin gewöhnlich nicht so redselig gegenüber meinen Untergebenen - noch weniger gegenüber Ausländern -, aber ich möchte die richtige Entscheidung treffen und auf alle Beteiligten Rücksicht nehmen, und ich möchte mich Ihrer bedienen. Ich möchte, daß Sie einen Brief zu Mr. Rawsthorne, dem britischen Konsul in St. Pierre, bringen, in dem ich ihm meine Ansichten zur Lage mitteile und die britischen Staatsangehörigen auf San Fernandez einlade, sich in dem Stützpunkt in Sicherheit zu bringen. Er wird gleich fertig sein.«

»Ich werde den Brief abliefern«, sagte Wyatt.

Brooks nickte. »Wegen dieses Hurrikans - vielleicht hört Serrurier auf die Engländer. Vielleicht erreichen Sie etwas durch Rawsthorne.«

»Ich will es versuchen«, sagte Wyatt.

»Noch etwas«, sagte Brooks. »In einer großen Organisation erstarren die Arbeitsmethoden, und die Kanäle werden eng. Die Menschen sind nicht mehr geneigt, unangenehme Dinge zu hartnäckig zu vertreten. Scharfe Kanten verderben das Aussehen der Hülle, in der wir gemeinsam stecken. Ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie mit dieser Sache zu mir gekommen sind.«

»Vielen Dank, Sir.«

Brooks sprach mit einer Spur von Ironie in seiner Stimme. »Commander Schelling ist ein zuverlässiger Offizier - ich weiß genau, was ich von ihm erwarten kann. Ich hoffe, Sie werden es nicht schwierig finden, auch in Zukunft mit ihm zusammenzuarbeiten.«

»Ich nehme es nicht an.«

»Ich danke Ihnen, Mr. Wyatt; das ist alles. Ich werde den Brief für Mr. Rawsthorne in Ihr Büro schicken lassen.«

Als Wyatt zu seinem Büro zurückging, empfand er eine tiefe Bewunderung für Brooks. Der Mann war in einer Zwickmühle und hatte sich für ein kalkuliertes Risiko entschieden. Den Stützpunkt

zu verlassen und ihn dem amerikafeindlichen Serrurier zu überlassen, würde ihm bestimmt den Zorn seiner Vorgesetzten eintragen - wenn Serrurier erst einmal drin wäre, könnte es schwierig, wenn nicht unmöglich sein, ihn wieder zu vertreiben. Andererseits war der Hurrikan eine reale Gefahr, und Untersuchungsausschüsse haben sich selten gnädig stimmen lassen, wenn Marineoffiziere Naturkatastrophen als mildernde Umstände vorbrachten. Der Stützpunkt konnte so oder so verlorengehen, und Brooks mußte eine kaltblütige und unumgängliche Entscheidung treffen.

Wyatt war nur unglücklich, weil Brooks seiner Meinung nach die falsche Entscheidung getroffen hatte.

Nicht ganz eine Stunde später fuhr er durch die Straßen von St. Pierre, in Richtung auf das Dockgebiet, wo Rawsthorne seine Wohnung und sein Büro hatte. Die Straßen waren ungewöhnlich still in der Dämmerung, und der Markt, gewöhnlich ein Ort voll lärmender Geschäftigkeit, war geschlossen. Es waren keine Soldaten zu sehen, aber viele Polizisten patrouillierten in Vierergruppen. Nicht daß sie viel zu tun gehabt hätten, denn die ganze Stadt schien sich hinter verschlossenen Türen und verriegelten Fensterläden versteckt zu haben.

Rawsthornes Haus war ebenfalls fest verschlossen und verriegelt und nur an dem schlaffen Union Jack zu erkennen, den jemand aus einem Fenster im oberen Stockwerk gehängt hatte. Wyatt pochte an die Tür, und es dauerte eine ganze Zeit, bis eine Stimme vorsichtig fragte: »Wer ist da?«

»Mein Name ist Wyatt - ich bin Engländer. Machen Sie bitte auf!¹.«

Riegel wurden zurückgeschoben, und die Tür öffnete sich, erst einen Spalt weit und dann ganz. »Kommen Sie herein, Mann, kommen Sie herein! Sie sollten zu dieser Zeit nicht auf der Straße sein.«

Wyatt hatte Rawsthorne einmal getroffen, als er den Stützpunkt besuchte. Er war ein kleiner, gedrungener Mann, der dem Typ von Pickwick entsprach, und einer der beiden englischen Kaufleute auf

San Fernandez. Sein Amt als britischer Konsul machte ihm nicht viel Mühe, da nur eine Handvoll Briten auf der Insel lebten, und seine konsularischen Bemühungen bestanden in der Hauptsache darin, gelegentlich einen betrunkenen Seemann aus dem Gefängnis auszulösen und ohne übermächtigen Eifer die Literatur über Cotswold-Dörfer und englische Volkstänze zu verteilen, die ihm das British Council zuschickte, um britische Lebensart zu fördern.

Er legte jetzt sein Haupt schief und sah Wyatt in dem Dämmerlicht des engen Eingangs aufmerksam an. »Kenne ich Sie nicht?«

»Wir sind uns auf Cap Sarrat begegnet«, sagte Wyatt. »Ich arbeite dort.«

»Natürlich; Sie sind der Meteorologe, der von unserem Wetterdienst ausgeliehen ist - ich erinnere mich.«

»Ich bringe einen Brief von Commodore Brooks.« Wyatt holte den Umschlag heraus.

»Kommen Sie in mein Büro!« sagte Rawsthorne und führte ihn in den muffigen Raum, der mit dunklen Möbeln aus dem neunzehnten Jahrhundert eingerichtet war. Ein Porträt der Königin starrte hinüber zum Herzog von Edinburgh, der an der gegenüberliegenden Wand hing. Rawsthorne schlitzte den Umschlag auf und sagte: »Warum hat mich Commodore Brooks wohl nicht angerufen, wie er es sonst tut?«

Wyatt grinste. »Er hat Vertrauen in die Sicherheit des Stützpunktes, aber nicht in das Telefonnetz außerhalb.«

»Sehr klug«, sagte Rawsthorne und starrte auf den Brief. Nach einer Weile sagte er: »Das ist sehr nett von Commodore Brooks, uns die Gastfreundschaft des Stützpunktes anzubieten - nicht daß wir viele sind.« Er tippte auf den Brief. »Er schreibt mir, daß Sie sich Sorgen wegen eines Hurrikans machen. Mein lieber Herr, wir haben hier seit 1910 keinen Hurrikan gehabt.«

»Das sagt mir jeder«, sagte Wyatt bitter. »Mr. Rawsthorne, haben Sie sich schon einmal den Arm gebrochen?«

Rawsthorne war befremdet. Er sprudelte ein wenig und sagte dann: »Nun, das habe ich tatsächlich - als ich ein Junge war.«

»Das liegt schon lange zurück.«

»Fast fünfzig Jahre - aber ich verstehe nicht...«

Wyatt sagte: »Bedeutet die Tatsache, daß es fünfzig Jahre her ist, seit Sie Ihren Arm brachen, daß Sie ihn nicht morgen wieder brechen könnten?«

Rawsthorne war eine Weile stumm. »Sie haben recht, junger Mann. Ich nehme an, es ist Ihnen ernst mit diesem Hurrikan.«

»Das ist es«, sagte Wyatt mit aller Überzeugung, die er aufbringen konnte.

»Commodore Brooks ist ein sehr aufrichtiger Mann«, sagte Rawsthorne. »Er schreibt mir hier, daß der Stützpunkt, wenn Sie recht haben, nicht der sicherste Ort auf San Fernandez sein wird. Er rät mir, das bei meiner etwaigen Entscheidung in Rechnung zu stellen.« Er sah Wyatt scharf an. »Ich glaube, Sie sollten mich über diesen Hurrikan aufklären.«

Also erzählte Wyatt alles wieder von vorn. Rawsthorne zeigte ein kleinliches Interesse an Einzelheiten und stellte einige unerwartet tiefeschürfende Fragen. Als Wyatt fertig war, sagte er: »Also, die Lage ist die: Es besteht eine Wahrscheinlichkeit von schlimmstenfalls dreißig Prozent, daß dieser Hurrikan - der so groteskerweise Mabel genannt wird - hierherkommt. Das ist nach Ihren *Zahlen*. Dann ist da Ihre überwältigende Überzeugung, daß er kommen wird, und ich glaube, die sollten wir nicht unbeachtet lassen. Nein, wirklich nicht! Ich habe eine hohe Meinung von Intuition. Was machen wir also jetzt, Mr. Wyatt?«

»Commodore Brooks schlug vor, wir könnten mit Serrurier sprechen. Er meinte, er würde es vielleicht aus einer britischen Quelle annehmen, während er auf Amerikaner nicht hören würde.«

Rawsthorne nickte. »Das könnte durchaus sein.« Aber er schüttelte den Kopf. »Es wird schwierig sein, zu ihm zu gelangen. Er ist auch unter den günstigsten Umständen nicht leicht zu sprechen, und bei der gegenwärtigen Lage...«

»Wir können es versuchen«, sagte Wyatt unnachgiebig.

»Das können wir gewiß«, sagte Rawsthorneforsch. »Und wir müs-

sen es.« Er sah Wyatt mit leuchtenden, klugen Augen an. »Sie sind ein sehr überzeugender junger Mann, Mr. Wyatt. Lassen Sie uns gleich gehen. Welche Entscheidung ich wegen der Sicherheit der britischen Staatsangehörigen treffe, muß notwendigerweise davon abhängen, was Serrurier unternehmen wird.«

Der Präsidentenpalast war von Truppen umringt. Volle zwei Bataillone lagerten auf dem Grundstück, und ihre Lagerfeuer bunkerten überall in der Dunkelheit. Zweimal wurde der Wagen angehalten, und jedesmal konnte Rawsthorne erreichen, daß sie weiterfahren durften. Schließlich kamen sie an die letzte Hürde - die Wache am Haupteingang.

»Ich möchte mit M. Hippolyte, dem Chef des Protokolls, sprechen«, verkündete Rawsthorne dem jungen Offizier, der ihnen den Weg verstellte.

»Aber möchte M. Hippolyte auch mit Ihnen sprechen?« fragte der Offizier unverschämt und ließ seine Zähne in dem schwarzen Gesicht blinken.

»Ich bin der britische Konsul«, sagte Rawsthorne fest, »und wenn ich nicht sofort zu M. Hippolyte durchgelassen werde, wird er sehr ungehalten sein.« Er machte eine Pause und fügte dann hinzu, als wäre es ihm eben erst eingefallen: »Auch Präsident Serrurier wird es sein.«

Das Grinsen im Gesicht des Offiziers verschwand bei der Erwähnung Serruriers, und er zögerte unsicher. »Warten Sie hier!« sagte er barsch und ging in den Palast.

Wyatt betrachtete die schwerbewaffneten Soldaten, die sie umringten, und fragte Rawsthorne: »Warum Hippolyte?«

»Er ist unser bester Helfer, wenn wir zu Serrurier wollen. Er ist groß genug, um bei Serrurier Gehör zu finden, und klein genug für mich, um ihn einzuschüchtern - genau wie ich diesen unverschämten jungen Burschen eben eingeschüchtert habe.«

Der unverschämte junge Bursche kam zurück. »In Ordnung; Sie

können M. Hippolyte sprechen.« Er gab den Soldaten einen kurzen Wink. »Durchsucht sie!«

Wyatt fand sich von unzarten schwarzen Händen betastet. Er unterwarf sich der unwürdigen Behandlung und wurde dann grob durch die Tür gestoßen. Rawsthorne hinter ihm. »Ich werde das Hippolyte heimzahlen«, knirschte Rawsthorne. »Ich werde ihm Protokoll geben.« Er sah zu Wyatt auf. »Er spricht Englisch, so daß ich meine Beleidigungen an den Mann bringen kann.«

»Lassen Sie das!« sagte Wyatt knapp. »Uns kommt es darauf an, mit Serrurier zu sprechen.«

Hippolytes Büro war groß, mit hoher Decke und reicher Stuckverzierung. Hippolyte selbst erhob sich hinter einem schönen Schreibtisch aus dem achtzehnten Jahrhundert und kam ihnen mit ausgestreckten Händen entgegen.

»Ah, Mr. Rawsthorne; was bringt Sie um diese Zeit hierher?« Er sprach reines Oxford-Englisch.

Rawsthorne schluckte die Beleidigungen hinunter, die er so gern losgeworden wäre, und sagte steif: »Ich möchte Präsident Serrurier sprechen.«

Hippolytes Gesicht wurde lang. »Das ist leider unmöglich. Sie müssen wissen, Mr. Rawsthorne, daß Sie zu einer äußerst ungünstigen Zeit kommen.«

Rawsthorne richtete sich auf, soweit es sein kleiner Wuchs zuließ, und Wyatt konnte fast sehen, wie er sich mit britischer Würde umgab. »Ich bin gekommen, um eine Botschaft von der Regierung Ihrer Britischen Majestät zu überbringen«, sagte er pompös. »Die Botschaft ist Präsident Serrurier persönlich zu überbringen. Ich nehme an, er wird recht ärgerlich sein, wenn er sie nicht bekommt.«

Hippolytes Gesichtsausdruck wurde unfreundlicher. »Präsident Serrurier ist ... bei einer Konferenz. Er darf nicht gestört werden.«

»Soll ich meiner Regierung melden, daß Präsident Serrurier ihre Botschaft nicht zu erhalten wünscht?«

Hippolyte schwitzte leicht. »Ich möchte nicht so weit gehen, so etwas zu sagen, Mr. Rawsthorne.«

»Ich auch nicht«, sagte Rawsthorne mit einem freundlichen Lächeln. »Aber ich würde sagen, daß der Präsident die Möglichkeit haben sollte, sich selbst in dieser Sache zu entscheiden. Ich glaube nicht, daß es ihm gefällt, wenn andere Leute in seinem Namen handeln - ganz und gar nicht. Warum fragen Sie ihn nicht, ob er mich empfangen will?«

»Vielleicht ist das das beste«, gab Hippolyte unwillig zu. »Könnten Sie mir wenigstens sagen ... äh ... womit Ihre Nachricht zu tun hat?«

»Das kann ich nicht«, sagte Rawsthorne streng. »Es ist eine Staats-sache.«

»Na gut«, sagte Hippolyte. »Ich werde den Präsidenten fragen. Wenn Sie hier warten wollen...« Er sprach den Satz nicht zu Ende und verschwand aus dem Raum.

Wyatt sah Rawsthorne an. »Sie tragen es etwas sehr dick auf, nicht?«

Rawsthorne zog die Brauen zusammen. »Wenn das zu Hause in Whitehall bekannt wird, bin ich meinen Posten los - aber es ist die einzig mögliche Art, mit Hippolyte umzugehen. Dieser Kerl ist eine große Memme - Sie haben es ja gesehen. Er hat Angst, Serrurier zu stören, und er hat noch mehr Angst davor, was geschehen könnte, wenn er es nicht tut. Das ist das Schlechte an der Tyrannei einer Ein-Mann-Regierung; der Diktator umgibt sich mit Waschlappen wie Hippolyte.«

»Glauben Sie, er wird uns empfangen?«

»Ich glaube schon«, sagte Rawsthorne. »Ich glaube, ich habe ihn neugierig gemacht.«

Hippolyte kam nach fünfzehn Minuten zurück. »Der Präsident wird Sie empfangen. Bitte kommen Sie mit!«

Sie folgten ihm durch einen reichverzierten Korridor. Sie schienen eine halbe Meile gelaufen zu sein, bevor er vor einer Tür anhielt. »Der Präsident ist natürlich ... beunruhigt über die derzeitige kritische Situation«, sagte er. »Bitte nehmen Sie es nicht übel, wenn er ... äh ... ein wenig ... na, schlecht gelaunt ist, wollen wir sagen.«

Rawsthorne schätzte, daß Hippolyte Serruriers schlechte Laune zu spüren bekommen hatte, und er entschloß sich, etwas Salz in die Wunde zu streuen. »Er wird noch schlechter gelaunt sein, wenn ich ihm erzähle, wie wir bei unserer Ankunft hier behandelt wurden«, sagte er sofort. »Es ist unerhört, daß man einen offiziellen Vertreter einer ausländischen Macht durchsucht wie einen gemeinen Verbrecher.«

Hippolytes schweißglänzendes Gesicht nahm ein schmutziges Grau an, und er begann etwas zu sagen, aber Rawsthorne kümmerte sich nicht um ihn, stieß die Tür auf und betrat den Raum. Wyatt dicht hinter ihm. Es war ein riesiger Raum, spärlich möbliert, aber dafür überreich verziert wie das ganze Gebäude. Ein Kartentisch am hinteren Ende des Raumes war von Uniformierten umringt. Es schien eine Meinungsverschiedenheit zu geben, denn ein kleiner Mann, der ihnen den Rücken zukehrte, donnerte auf den Tisch und schrie: »Sie werden sie finden, General! Sie werden sie finden und zerschlagen!«

Rawsthorne sagte aus dem Mundwinkel: »Das ist Serrurier - mit seinem Armeestab - Dentelles, Lescuyer, Rocambeau.«

Einer der Soldaten sagte etwas zu Serrurier, und der drehte sich um. »Ah, Rawsthorne, Sie wollten mir etwas sagen?«

»Kommen Sie!« sagte Rawsthorne und schritt durch den Raum.

Serrurier lehnte an der Kante des Tisches, der mit Landkarten bedeckt war. Er war ein kleiner, fast unscheinbarer Mann mit hängenden Schultern und eingefallener Brust. Er hatte braune Schimpansenaugen, die um Verständnis zu bitter, schienen, so, als könnte er nicht begreifen, warum ihn jemand hassen oder auch nur nicht lieben sollte. Aber seine Stimme hatte den harten Klang eines Mannes, der die Macht kannte und sie zu handhaben verstand.

Er rieb sich das Kinn und sagte: »Sie kommen zu einer merkwürdigen Zeit. Wer ist der *ti blanc*?«

»Ein britischer Wissenschaftler, Exzellenz.«

Serrurier zuckte mit den Schultern und strich Wyatt sichtlich von der Liste von Personen, auf deren Bekanntschaft er Wert legte. »Und was will die britische Regierung mit mir - oder von mir?«

»Ich habe Anweisung, Ihnen etwas zu überbringen«, sagte Rawsthorne.

Serrurier knurrte: »Was?«

»Wertvolle Informationen, Exzellenz. Mr. Wyatt ist ein Wetterexperte - er bringt Kunde von einem nahenden Hurrikan - einem sehr gefährlichen.«

Serrurier stand der Mund offen. »Sie kommen um diese Zeit hierher, um über das Wetter zu reden?« fragte er ungläubig. »Zu einer Zeit, da der Krieg vor der Tür steht, wollen Sie meine Zeit mit Wettervorhersagen verplempern?« Er hob eine Landkarte vom Tisch auf, zerknüllte sie in seiner schwarzen Faust und hielt sie Rawsthorne unter die Nase. »Ich dachte, Sie brachten Nachrichten über Favel. Favel! Favel - verstehen Sie? Nur er interessiert mich jetzt.«

»Exzellenz...«, begann Rawsthorne.

Serrurier sagte mit knarrender Stimme: »Wir haben keine Hurrikane auf San Fernandez - das weiß jeder.«

»Sie hatten 1910 einen«, sagte Wyatt.

»Wir haben keine Hurrikane auf San Fernandez!« wiederholte Serrurier und starrte Wyatt an. Plötzlich verlor er die Beherrschung: »Hippolyte! Hippolyte, verdammt, wo stecken Sie? Bringen Sie diese Trottel hinaus!«

»Aber, Exzellenz...«, begann Rawsthorne wieder.

»Wir haben keine Hurrikane auf San Fernandez!« schrie Serrurier. »Sind Sie taub, Rawsthorne? Hippolyte, schaffen Sie sie hinaus!« Er lehnte sich gegen den Tisch. »Und, Hippolyte, mit Ihnen rede ich später«, fügte er drohend hinzu.

Wyatt spürte, wie Hippolyte beschwörend an seinem Mantel zog, und er warf einen Blick zu Rawsthorne. »Kommen Sie!« sagte Rawsthorne betrübt. »Wir haben unsere Botschaft überbracht, so gut es in unseren Kräften stand.«

Er schritt würdevoll langsam durch den langen Raum, und nach einem kurzen Zögern folgte Wyatt ihm. Im Hinausgehen hörte er Serruriers hysterisches Geschrei: »Verstehen Sie, Mr. Britischer Wissenschaftler: *Wir haben keine Hurrikane auf San Fernandez!*«

Draußen wurde Hippolyte rachedurstig. Er meinte, Rawsthorne hätte ihn bloßgestellt, und er fürchtete Serruriers Vergeltung. Er rief einen Trupp Soldaten, und Wyatt und Rawsthorne fanden sich brutal aus dem Palast geschoben und zum Haupttor hinausgeworfen.

Rawsthorne untersuchte einen Riß in seinem Mantel. »Ich dachte mir, daß es so sein würde«, sagte er. »Aber wir mußten es versuchen.«

»Er ist verrückt«, sagte Wyatt bestürzt. »Er ist total verrückt.«

»Natürlich«, sagte Rawsthorne ruhig. »Wußten Sie das nicht? Lord Acton hat einmal gesagt, daß absolute Macht einen Menschen absolut verdirbt. Serrurier ist durch und durch gründlich verdorben - deshalb haben alle Angst vor ihm. Ich fing schon an zu fürchten, wir würden hier nicht mehr herauskommen.«

Wyatt schüttelte den Kopf, als müßte er sein Gehirn von Spinnweben befreien. »Er sagte: >Wir haben keine Hurrikane auf San Fernandez<, als hätte er sie durch einen Präsidialerlaß verboten.« Es lag ein ungläubiger Ausdruck auf seinem Gesicht.

»Lassen Sie uns sehen, daß wir hier wegkommen«, sagte Rawsthorne mit einem Blick auf die sie umgebenden Soldaten. »Wo ist der Wagen?«

»Dort drüben«, sagte Wyatt. »Ich werde Sie nach Hause fahren - dann muß ich zum *Imperiale*.«

In der Ferne, von den Bergen, war ein leises Grollen zu hören. Rawsthorne legte den Kopf schief. »Donner«, sagte er. »Ist Ihr Hurrikan schon hier?«

Wyatt sah zum Mond, der am wolkenlosen Himmel hing. »Das ist kein Donner«, sagte er. »Ich möchte wissen, ob Serrurier Favel gefunden hat - oder umgekehrt.« Er sah Rawsthorne an. »Das ist Kanonendonner.«

3

Es war schon recht spät, als Wyatt seinen Wagen an dem Abend vor dem *Imperiale* stoppte. Er hatte es nicht leicht gehabt; die Straßenbeleuchtung war ausgefallen oder war absichtlich ausgeschaltet worden (er dachte, daß sich vielleicht das Personal des Kraftwerkes aus dem Staube gemacht hatte), und er war dreimal von der mißtrauischen Polizei angehalten worden, da sein Wagen einer der wenigen war, die in der stillen Stadt unterwegs waren. Ab und zu hörte man das Knattern von Gewehrfeuer, manchmal waren es einzelne Schüsse, manchmal kleinere Feuerüberfälle, die in den Straßen widerhallten. Polizei und Soldaten waren nervös und schossen auf alles, was sich bewegte. Und über allem lag das Donnergrollen des Artilleriefeuers in den Bergen, das jetzt in der schweren Nachtluft sehr deutlich zu hören war.

Seine Gedanken waren durcheinander, als er ausstieg. Er wußte nicht, sollte er froh oder traurig sein, wenn er Julie im *Imperiale* finden würde. Wenn sie sich in den Stützpunkt auf Cap Sarrat begeben hatte, war ihm die Entscheidung abgenommen, aber wenn sie noch im Hotel war, mußte er die schwierige Wahl treffen. Cap Sarrat war seiner Meinung nach nicht sicher, aber es war auch nicht sicher, in einen Bürgerkrieg verwickelt zu werden und zwischen zwei schießende Armeen zu geraten. Konnte er guten Gewissens, aufgrund einer unbeweisbaren Vermutung, jemand - besonders Julie - davon abraten, nach Cap Sarrat zu gehen?

Er sah nach dem verdunkelten Hotel und schüttelte die Gedanken ab - er würde bald sehen, was er tun mußte. Er wollte gerade den Wagen abschließen, als ihm ein Gedanke kam. Er öffnete die Motorhaube und nahm den Verteilerfinger heraus. Wenigstens würde der Wagen dasein, wenn er ihn brauchte.

Die Halle des *Imperiale* lag im Dunkel, aber von der amerikanischen Bar kam ein schwacher Lichtschein. Er ging hinüber und erschrak, als ein Stuhl hinter ihm angestoßen wurde. Er flog herum

und rief: »Wer ist da?« Er hörte ein kratzendes Geräusch und sah einen Schatten am Fenster vorbeihuschen; dann knallte eine Tür, und es war still.

Er wartete einige Sekunden und ging dann weiter. Eine Stimme rief aus der Bar: »Wer ist das da draußen?«

»Wyatt.«

Julie flog ihm in die Arme, als er die Bar betrat. »Oh, Dave, ich bin so froh, daß du hier bist. Hast du ein Fahrzeug vom Stützpunkt mitgebracht?«

»Ich habe meinen Wagen«, sagte er. »Aber ich komme nicht direkt vom Stützpunkt. Jemand sollte euch abholen, das weiß ich.«

»Sie kamen auch«, sagte sie, »aber ich war nicht hier - keiner von uns war hier.«

Er merkte, daß er mitten in einer Gruppe stand. Dawson war hier, und Papegaikos vom *Maraca Club* und eine Frau im mittleren Alter, die er nicht kannte. Hinter ihnen riß der Bartender die Registrierkasse auf

»Ich war hier«, sagte die Frau. »Ich schlief oben in meinem Zimmer, und niemand kam, mich zu wecken.« Sie sprach in einem aggressiven, aufgebrachtsten Ton.

»Ich glaube, du kennst Mrs. Warmington noch nicht«, sagte Julie.

Wyatt nickte ihr zu und sagte: »So hat man euch also sitzenlassen.«

»Nicht direkt«, sagte Julie. »Als Mr. Dawson und ich zurückkamen und niemand antraten, saßen wir eine Weile und überlegten, was wir tun sollten, da klingelte das Telefon im Büro des Geschäftsführers. Es war jemand vom Stützpunkt; er sagte, er würde uns einen Lastwagen schicken - dann riß die Verbindung mitten im Satz ab.«

»Serruriers Leute haben vielleicht die Leitungen zum Stützpunkt unterbrochen«, sagte Wyatt. »Es ist nicht ganz geheuer draußen - sie sind fürchterlich nervös. Wann war das denn?«

»Vor beinahe zwei Stunden.«

Wyatt gefiel diese Geschichte nicht, aber er hielt seine Meinung zurück - es hatte keinen Sinn, sie zu ängstigen. Er lächelte Papegaikos zu. »Hallo, Eumenides, ich wußte nicht, daß Sie das *Imperiale* besuchten.«

Der blasse Grieche lächelte trübsinnig. »Man sagt, ich 'ier kommen, wenn ich will zum Stützpunkt.«

Dawson sagte polterig: »Dieser Lastwagen muß jeden Moment hier sein, dann sind wir hier heraus.« Er schwenkte ein Glas und sagte zu Wyatt: »Ich glaube, Sie könnten einen Drink brauchen.«

»Das wäre nicht schlecht«, sagte Wyatt. »Ich habe einen schweren Tag gehabt.«

Dawson drehte sich um. »He, Sie! Wo wollen Sie hin?« Er sprang vor und packte den kleinen Mann, der sich aus der Bar schleichen wollte. Der Bartender versuchte sich loszureißen, aber Dawson hielt ihn mit seiner großen Pranke und zerrte ihn hinter die Bar zurück. Er sah zu Wyatt hinüber und grinste. »Sieh einer an, er hat auch die Kasse sauber ausgeräumt.«

»Lassen Sie ihn laufen!« sagte Wyatt müde. »Das ist nicht unsere Sache. Das ganze Personal wird sich verdrücken, es stahl sich schon einer davon, als ich ankam.«

Dawson zuckte mit der Schulter, öffnete seine Faust, und der Bartender huschte davon. »Zum Teufel auch! Ich mag Selbstbedienungsbars auch lieber.«

Mrs. Warmington sagte lebhaft: »Nun, da Sie mit einem Wagen hier sind, können wir doch zum Stützpunkt fahren.«

Wyatt seufzte. »Ich weiß nicht, ob das klug wäre. Wir kommen vielleicht nicht durch. Serruriers Meute ist schießfreudig; man muß damit rechnen, daß sie erst schießen und dann Fragen stellen - und auch wenn sie die Fragen zuerst stellen, könnten wir erschossen werden.«

Dawson drückte ihm ein Glas in die Hand. »Teufel, wir sind doch Amerikaner; wir haben keinen Streit mit Serrurier.«

»Das wissen wir, und Commodore Brooks weiß es - aber Serrurier weiß es nicht. Er ist überzeugt, daß die Amerikaner den Rebellen

Geschütze geliefert haben - die Geschütze, die man jetzt hört -, und er glaubt vielleicht, daß Brooks nur den günstigsten Zeitpunkt abwartet, um ihm aus dem Stützpunkt heraus in den Rücken zu fallen.«

Er nahm einen großen Schluck aus dem Glas und mußte husten; Dawson hatte eine schwere Hand beim Whiskeinschenken. Er schluckte ein paarmal und sagte: »Ich schätze, daß der Stützpunkt schon jetzt von einer ziemlich starken Abteilung von Serruriers Armee umstellt ist - deshalb ist auch das Fahrzeug nicht angekommen.«

Alle sahen ihn schweigend an. Schließlich sagte Mrs. Warmington: »Aber ich bin überzeugt, Commodore Brooks würde uns nicht hier sitzenlassen, nicht einmal, wenn er die Marineinfanterie schicken müßte, um uns zu holen.«

»Commodore Brooks hat mehr zu bedenken als die Notlage einiger Amerikaner in St. Pierre«, sagte Wyatt kalt. »Die Sicherheit des Stützpunktes geht vor.«

Dawson fragte gespannt: »Was läßt Sie denn vermuten, der Stützpunkt sei nicht sicher?«

»Da ist Unheil im Anzug«, sagte Wyatt. »Nicht der Krieg, sondern...«

»Jemand zu Hause?« rief jemand aus der Halle, und Julie sagte:

»Das ist Mr. Causton.«

Causton kam in die Bar. Er humpelte ein wenig, seine Jacke war zerrissen, und sein Gesicht war sehr schmutzig und mit Blut verschmiert. Auf der rechten Wange hatte er einen Schnitt. »Verdammt dumm von mir«, sagte er. »Mir sind die Tonbänder ausgegangen, deshalb mußte ich zurückkommen, um neue zu holen.« Er betrachtete die kleine Gruppe. »Ich dachte, Sie wären inzwischen alle im Stützpunkt.«

»Die Nachrichtenverbindungen sind unterbrochen worden«, sagte Wyatt und erklärte, was geschehen war.

»Sie haben Ihre Chance verpaßt«, sagte Causton. »Die Regierung hat den Stützpunkt isoliert - da ist ein Kordon rings herum.« Er kannte sie alle, außer Mrs. Warmington, und betrachtete Dawson

mit einem sardonischen Funkeln in den Augen. »Ah, Mr. Dawson, das dürfte doch just das richtige für Sie sein. Eine Menge Material für ein Buch, nicht?«

Dawson sagte: »Sicher, das wird ein gutes Buch geben.« Es klang aber nicht sehr begeistert.

»Ich könnte einen kräftigen Drink gebrauchen«, sagte Causton. Er blickte Wyatt an. »Ist das Ihr Wagen draußen? Ein Polizist sah ihn sich an, als ich hereinkam.«

»Er ist sicher«, sagte Wyatt. »Was haben Sie denn vorgehabt?«

»Bin meiner Arbeit nachgegangen«, sagte Causton nüchtern. »Die Hölle bricht los dort draußen. Ah, danke«, sagte er, als Papegaikos ihm einen Whisky reichte. Er schüttete die Hälfte davon in einem Schluck hinunter und sagte dann zu Wyatt: »Sie kennen diese Insel. Nehmen Sie einmal an, Sie wären ein Rebell in den Bergen und erwarteten eine große Waffenlieferung per Schiff- ein recht großes Schiff. Sie würden einen netten, ruhigen Ort für die Anlandung brauchen, nicht? Mit guten Transportmöglichkeiten in die Berge. Wo wäre eine solche Stelle?«

Wyatt überlegte. »Irgendwo an der Nordküste sicher; es ist eine ziemlich wilde Gegend dort drüben. Ich würde das Campo de las Perlas wählen - irgendwo dort in der Nähe.«

»Geben Sie dem Mann eine Kokosnuß!« sage Causton. »Wenigstens eine Schiffsladung Waffen ist im letzten Monat dort gelandet worden - vielleicht auch mehr. Serruriers Geheimdienst hat da nicht aufgepaßt - oder sie kamen zu spät. Oh, und Favel lebt tatsächlich.« Er klopfte seine Taschen ab. »Hat jemand eine Zigarette für mich?«

Julie bot ihm ihr Päckchen an. »Wie kommt das Blut auf Ihr Gesicht?«

Causton fuhr mit der Hand über seine Wange und betrachtete überrascht das Blut an seinen Fingerspitzen. »Ich versuchte, zu Serrurier vorzudringen«, sagte er. »Die Wachen waren ein wenig roh -einer von ihnen hatte seinen Ring nicht abgenommen, oder vielleicht war es ein Schlagring.«

»Ich war bei Serrurier«, sagte Wyatt ruhig.

»Wirklich?« rief Causton aus. »Mein Gott, wenn ich das gewußt hätte. Ich hätte mit Ihnen gehen können. Es gibt einige Fragen, die ich ihm gern gestellt hätte.«

Wyatt lachte rauh. »Serrurier ist nicht der Mann, dem man Fragen stellt. Er ist ein Verrückter. Ich glaube, diese Geschichte hat ihn nun vollends wahnsinnig gemacht.«

»Was wollten Sie bei ihm?«

»Ich wollte ihm sagen, daß in zwei Tagen ein Hurrikan zu erwarten ist. Er warf uns hinaus und verbot den Hurrikan durch Erlaß.«

»O Gott!« sagte Causton. »Als ob wir nicht schon genug auf dem Buckel hätten. Meinen Sie das im Ernst?«

»Ja.«

Mrs. Warmington stieß einen schrillen Schrei aus. »Wir müssen sehen, daß wir in den Stützpunkt kommen«, sagte sie zornig. »Im Stützpunkt sind wir sicher.«

Wyatt sah sie einen Augenblick an und sagte dann leise zu Causton: »Ich möchte eine Minute mit Ihnen sprechen.«

Causton warf einen Blick auf Wyatts Gesicht und trank dann sein Glas aus. »Ich muß in mein Zimmer gehen, um die Tonbänder zu holen, kommen Sie am besten mit mir.«

Er stand steif von seinem Stuhl auf, und Wyatt sagte zu Julie: »Ich bin gleich wieder zurück.« Dann folgte er Causton in die Halle. Causton holte eine Taschenlampe heraus, und sie stiegen die Treppe hinauf in den ersten Stock. Wyatt sagte: »Ich mache mir ziemliche Sorgen.«

»Dieser Hurrikan?«

»Ja«, sagte Wyatt und erzählte Causton in einigen kurzen Sätzen davon. Er erwähnte seine Zweifel nicht, sondern sprach über den Hurrikan, als wäre er schon eine feststehende Tatsache. Er sagte: »Irrendwie fühle ich mich für die Leute unten verantwortlich. Ich glaube, Julie wird es durchstehen, aber bei der anderen Frau bin ich nicht so sicher. Sie ist älter und nervös.«

»Sie wird Ihnen den letzten Nerv töten, wenn Sie es zulassen«, sagte Causton. »Sie scheint mir der herrschsüchtige Typ zu sein.«

»Und dann ist da Eumenides - er ist eine unbekannte Größe, aber ich möchte mich doch nicht gern auf ihn verlassen müssen. Dawson ist natürlich etwas anderes.«

Caustons Taschenlampe huschte im Zimmer umher. »Ist er das? Vertrauen Sie nicht zu sehr auf Bruder Dawson - das ist ein guter Rat!«

»Oh«, sagte Wyatt. »Auf alle Fälle sitze ich schön in der Klemme. Ich muß die Leute irgendwie in Sicherheit bringen, und das bedeutet, daß wir die Stadt verlassen müssen.«

Ein Rohrstuhl knarrte, als Causton sich setzte. »Nun lassen Sie uns einmal Ordnung in die Dinge bringen. Sie sagen, wir werden von einem Hurrikan heimgesucht. Wann?«

»Zwei Tage«, sagte Wyatt, »Spielraum - sagen wir - einen halben Tag nach beiden Seiten.«

»Und wenn er kommt, wird der Stützpunkt vernichtet.«

»Praktisch ja.«

»Und St. Pierre ebenfalls.«

»Stimmt.«

»Also wollen Sie sich in die Berge flüchten und die Leute unten mitnehmen. Das führt geradenwegs in Unannehmlichkeiten, müssen Sie wissen.«

»Es muß nicht«, sagte Wyatt. »Wir müssen etwa dreißig Meter über Seehöhe kommen, und auf die Nordseite eines Berges - eine solche Stelle sollte sich ebenfalls außerhalb St. Pierre verhältnismäßig leicht finden lassen. Vielleicht den Negrito hoch, auf dem Weg nach St. Michel.«

»Das würde ich nicht tun«, sagte Causton bestimmt. »Favel wird den Negrito herunterkommen. Nach dem Klang des Geschützdonners hat er schon das obere Ende des Tales erreicht.«

»Woher wissen Sie, daß das Favels Geschütze sind?« fragte Wyatt plötzlich. »Serrurier hat doch selbst eine Menge Artillerie.«

Causton sagte gequält: »Ich habe meine Hausarbeiten gemacht. Serrurier wurde völlig überrascht. Seine Artillerie verursachte noch vor zwei Stunden ein verheerendes Verkehrschaos eben nördlich der

Stadt. Wenn Favel sich beeilt, erbeutet er den ganzen Kram. Hören Sie nur! Er spart wirklich nicht mit Munition.«

»Diese Waffenlieferung, von der Sie sprachen, muß ziemlich groß gewesen sein.«

»Vielleicht - aber ich vermute, daß er alles auf eine Karte setzt. Wenn er nicht im ersten Ansturm durchkommt und St. Pierre erobert, ist alles verloren.«

»Und wenn er es schafft, verliert er seine Armee«, sagte Wyatt mit Nachdruck.

»Gott, daran hatte ich nicht gedacht.« Causton machte ein nachdenkliches Gesicht. »Das kann verdammt interessant werden. Nehmen Sie an, daß er etwas von dem Hurrikan weiß?«

»Ich glaube es nicht«, sagte Wyatt. »Hören Sie, Causton, wir verschwenden Zeit. Ich muß diese Leute in Sicherheit bringen. Werden Sie mir helfen? Sie scheinen mehr über die Vorgänge draußen zu wissen als sonst jemand.«

»Natürlich werde ich helfen. Aber vergessen Sie nicht, ich habe auch meine eigenen Aufgaben zu erledigen. Ich werde Sie unterstützen bei allem, was Sie sagen, und werde mitkommen und helfen, bis die Leute in Sicherheit sind. Aber danach muß ich mich absetzen und die Geschäfte meines Herrn betreiben - mein Chefredakteur würde mir nie verzeihen, wenn ich nicht zur rechten Zeit am rechten Ort wäre.« Er gluckste. »Ich darf wohl sagen, ich werde eine gute Story aus Big Jim Dawson herausholen, also wird es sich lohnen.«

Sie gingen zurück in die Bar, und Causton rief aus: »Wyatt hat Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen, kommen Sie alle hierher! Wo ist Dawson?«

»Er war vor einer Weile noch hier«, sagte Julie. »Er muß hinausgegangen sein.«

»Macht nichts«, sagte Causton. »Ich werde es ihm selbst erzählen - es wird mir ein Vergnügen sein. Gut, Mr. Wyatt; legen Sie los!« Er setzte sich hin und begann, eine Rolle Magnetband in ein Miniaturaufnahmegerät einzusetzen, das er aus der Tasche gezogen hatte.

Wyatt wurde schon müde davon, die Geschichte immer wieder zu erzählen. Er versuchte nicht länger, seine Argumente zu begründen, sondern teilte sie ihnen nur mit, und als er geendet hatte, herrschte tödliches Schweigen. Der Grieche zeigte keine Veränderung im Gesichtsausdruck - vielleicht hatte er ihn nicht verstanden; Julie war blaß, aber sie trug den Kopf hoch; Mrs. Warmington war weiß und hatte zwei brennend rote Flecken auf ihren Wangen. Plötzlich legte sie los. »Das ist doch lächerlich!« empörte sie sich. »Ein amerikanischer Marinestützpunkt wird nicht vernichtet. Ich verlange, daß Sie mich unverzüglich nach Cap Sarrat bringen.«

»Sie können verlangen, bis Sie schwarz werden«, sagte Wyatt ungerührt. »Ich werde nicht in die Nähe von Cap Sarrat gehen.« Er wandte sich Julie zu. »Wir müssen St. Pierre verlassen und höheres Gelände gewinnen, und das kann schwierig werden. Aber ich habe den Wagen, und wir können uns alle hineinquetschen, und wir müssen Vorräte mitnehmen - Lebensmittel, Wasser, Medikamente und so weiter. Wir dürften genug Lebensmittel in den Küchen hier rinden, und wir können Soda- und Mineralwasser aus der Bar nehmen.«

Mrs. Warmington schnappte vor Wut nach Luft. »Wie weit ist es bis zum Stützpunkt?« fragte sie keuchend.

»Fünfundzwanzig Kilometer«, sagte Causton. »Ganz um die Bucht herum. Und da liegt eine Armee zwischen uns und dem Stützpunkt.« Er schüttelte bedauernd den Kopf. »Ich würde es nicht versuchen, Mrs. Warmington; ich würde es wirklich nicht.«

»Ich weiß nicht, was mit Ihnen allen los ist«, sagte sie böse. »Diese Eingeborenen würden *uns* doch nicht anrühren - die Regierung weiß zu gut, daß sie Amerikaner lieber in Ruhe lassen muß. Ich sage, wir wollen sehen, daß wir in den Stützpunkt gelangen, bevor diese Rebellen von den Bergen herunterkommen.«

Papegaikos, der hinter ihr stand, packte sie bei den Schultern. »Ich denke, Sie sollen besser Mund 'alten«, sagte er. Seine Stimme war weich, aber sein Griff war hart, und Mrs. Warmington duckte sich. »Ich denke, Sie sind dumme Frau.« Er sah Wyatt an. »Weiter!«

»Ich sagte gerade, wir sollten den Wagen mit Lebensmitteln und Wasser beladen und uns davonmachen«, sagte Wyatt müde.

»Für wie lange müssen wir uns einrichten?« fragte Julie sachlich.

»Wenigstens vier Tage - lieber noch eine Woche. Die Insel wird bös aussehen, wenn Mabel durch ist.«

»Wir werden essen, bevor wir losfahren«, sagte sie. »Ich glaube, wir sind alle hungrig. Ich will sehen, was sich in der Küche findet - würden es belegte Brote tun?«

»Wenn es genügend sind«, sagte Wyatt lächelnd.

Mrs. Warmington richtete sich auf. »Well, ich glaube, Sie sind alle verrückt, aber ich bleibe nicht allein hier, also werde ich wohl mitkommen müssen. Kommen Sie, Kind, wir wollen Brote zurechtmachen.« Sie nahm eine Kerze und entschwand mit Julie in die inneren Räume des Hotels.

Wyatt sah zu Causton hinüber, der sein Tonbandgerät wegsteckte. »Wie ist es mit Waffen?« fragte er. »Wir könnten sie vielleicht brauchen.«

»Mein lieber Freund«, sagte Causton, »es gibt schon mehr als genug Waffen da draußen. Wenn wir von Serruriers Leuten angehalten und durchsucht werden, und sie finden eine Waffe bei uns, erschießen sie uns auf der Stelle. Ich bin in meinem Leben schon an manchem brenzligen Ort gewesen, und ich habe nie eine Waffe bei mir getragen - dieser Tatsache verdanke ich mein Leben.«

»Das klingt vernünftig«, sagte Wyatt langsam. Er sah den Griechen an, der an der Bar stand. »Haben Sie eine Pistole bei sich, Eumenides?«

Papegaikos klopfte an seine Brust und nickte. Er sagte: »Ich be'alte ihm.«

»Dann kommen Sie nicht mit uns«, sagte Wyatt bedächtig. »Sie können allein gehen - zu Fuß.«

Der Grieche schob die Hand in seine Jacke und holte die Waffe, einen kurzen Revolver, hervor. »Sie denken, Sie sind Boß?« fragte er lächelnd und wog den Revolver in der Hand.

»Ja, das bin ich«, sagte Wyatt fest. »Sie haben keinen blassen Schim-

mer, was ein Hurrikan anrichten kann. Sie wissen nicht, wie man sich am besten schützt und wo man den Schutz findet. Ich weiß es - ich bin der Experte - und das macht mich zum Boß.«

Papegaikos kam zu einem schnellen Entschluß. Er legte den Revolver sachte auf die Bartheke, und Wyatt stieß einen erleichterten Seufzer aus. Causton lachte. »Sie machen sich, Wyatt«, sagte er. »Sie sind jetzt wirklich der Boß - wenn Sie aufpassen, daß Ihnen diese Warmington nicht über den Kopf wächst. Ich hoffe, Sie werden nicht bereuen, diese Aufgabe übernommen zu haben.«

Gleich darauf kam Julie mit einem Teller voll belegter Brote aus der Küche. »Das wird für den Anfang reichen. Es kommt noch mehr.« Sie zeigte mit dem Kopf zurück. »Wir werden Kummer mit der haben«, sagte sie düster.

Wyatt fragte: »Was ist denn jetzt los?«

»Sie ist eine Organisatorin - weißt du, der Typ, der die Befehle erteilt. Sie hat mich dort drin gehetzt, und sie hat selbst keinen Finger gerührt.«

»Kümmern Sie sich nicht um sie!« sagte Causton. »Sie wird es aufgeben, wenn niemand Notiz von ihr nimmt.«

»Ich werde es versuchen«, sagte Julie und verschwand wieder aus der Bar.

»Lassen Sie uns Wasser organisieren«, sagte Wyatt.

Er ging auf die Bar zu, hielt aber an, als Causton sagte: »Warten Sie! Hören Sie!« Er strengte seine Ohren an und hörte ein Surren. »Da versucht jemand, Ihren Wagen anzulassen«, sagte Causton.

»Ich will nachsehen«, sagte Wyatt und schritt in die Halle. Er ging durch die Drehtür und sah undeutlich eine Gestalt am Steuer seines Wagens und hörte das Heulen des Starters. Durch das Fenster erkannte er Dawson. Er riß die Tür auf und sagte: »Zum Teufel, was soll das?«

Dawson warf den Kopf herum. »Oh, Sie sind es«, sagte er erleichtert. »Ich dachte, es war wieder dieser andere Bursche.«

»Wer ist das?«

»Einer der Polizisten. Er versuchte, Ihren Wagen anzulassen, gab

es aber auf und ging weg. Ich wollte das prüfen und kam heraus. Er startet immer noch nicht.«

»Sie sollten lieber aussteigen und ins Hotel zurückkommen«, sagte Wyatt. »Ich dachte mir, daß so etwas passieren könnte, deshalb habe ich den Verteilerfinger in die Tasche gesteckt.«

Er trat zur Seite und ließ Dawson aussteigen. Dawson sagte: »Sie sind ein ganz Raffinierter, Wyatt.«

»Es hat keinen Sinn, den Wagen einzubüßen«, sagte Wyatt. Er sah an Dawson vorbei und erstarrte. »Keine Unvorsichtigkeit!« sagte er leise. »Der Polizist kommt zurück - mit Verstärkung.«

»Wir sollten lieber verdammt schnell ins Hotel zurück«, sagte Dawson.

»Bleiben Sie hier, und halten Sie den Mund!« sagte Wyatt schnell. »Sie könnten denken, wir wollten flüchten, und uns hinein verfolgen - wir wollen doch nicht die anderen in etwas hineinziehen.«

Dawson raffte sich zusammen und gab sich dann lässig. Wyatt sah die vier Polizisten auf sie zukommen. Sie schienen es nicht eilig zu haben, und im Augenblick wunderte er sich darüber. Als sie auf ihrer Höhe angekommen waren, drehte sich einer um und fragte: »Blanc, was tun Sie hier?«

»Ich glaube, ein Dieb wollte meinen Wagen stehlen.«

Der Polizist zeigte. »Dieser Mann?«

"Wyatt schüttelte den Kopf. »Nein, ein anderer Mann. Dies hier ist mein Freund.«

»Wo wohnen Sie?«

Wyatt zeigte auf das Hotel. »Im *Imperiale*.«

»Ein reicher Mann«, bemerkte der Polizist. »Und Ihr Freund?«

»Auch im Hotel.«

Dawson zupfte an Wyatts Ärmel. »Was geht in Teufels Namen hier vor?«

»Was sagt Ihr Freund?« fragte der Polizist.

»Er versteht die Sprache nicht«, sagte Wyatt. »Er fragte mich, was Sie gesagt haben.«

Der Polizist lachte. »Wir haben also dasselbe gefragt.« Er sah sie

scharf an. »Es ist keine gute Zeit, auf der Straße zu sein, Blanc. Sie würden gut daran tun, in Ihrem reichen Hotel zu bleiben.«

Er wandte sich um, und Wyatt atmete erleichtert auf, aber einer der anderen murmelte etwas, und er drehte sich wieder um. »In welches Land gehören Sie?« fragte er.

»Man würde mich einen Engländer nennen«, sagte Wyatt, »aber ich komme von Grenada. Mein Freund ist Amerikaner.«

»Ein Amerikaner!« Der Polizist spuckte aus. »Aber Sie sind Engländer - kennen Sie einen Engländer namens Manning?«

Wyatt schüttelte den Kopf. »Nein.« Der Name kam ihm irgendwie bekannt vor, aber er konnte ihn in keinen Zusammenhang bringen.

»Oder Füller?«

Da funkte etwas bei ihm. »Ich glaube, ich habe von ihnen gehört«, sagte Wyatt. »Wohnen sie nicht an der Nordküste?«

»Haben Sie sie einmal getroffen?«

»Ich habe sie nie in meinem Leben gesehen«, sagte Wyatt wahrheitsgemäß.

Einer der anderen Polizisten trat vor und zeigte auf Wyatt. »Dieser Mann arbeitet für die Amerikaner auf Cap Sarrat.«

»Ah, Engländer; Sie sagten mir, Sie wohnten im Hotel. Warum haben Sie gelogen?«

»Ich habe nicht gelogen«, sagte Wyatt. »Ich bin heute abend hier eingezogen; es ist nicht möglich, nach Cap Sarrat zu kommen - das wissen Sie wohl.«

Der Mann schien nicht überzeugt zu sein. »Und Sie bleiben bei Ihrer Behauptung, Füller und Manning nicht zu kennen?«

»Ich kenne sie nicht«, sagte Wyatt geduldig.

Der Polizist sagte abrupt: »Tut mir leid, Blanc, ich muß Sie durchsuchen.« Er gab seinen Kollegen einen Wink, und sie traten vor.

»He!« rief Dawson erschrocken. »Was machen diese Idioten?«

»Halten Sie still!« knirschte Wyatt. »Sie wollen uns durchsuchen. Lassen Sie sie - je schneller es vorbei ist, desto besser.«

Zum zweiten Mal an diesem Tag mußte er eine raue Durchsuchung

über sich ergehen lassen, aber diesmal war sie gründlicher. Die Palastwache hatte nach Waffen gesucht, aber diese Männer interessierten sich für mehr als das. Sämtliche Taschen Wyatts wurden ausgeleert, und der Inhalt wurde dem dienstältesten Polizisten ausgehändigt.

Er ging mit Interesse Wyatts Brieftasche durch und prüfte alles gründlich. »Es stimmt, daß Sie auf Cap Sarrat arbeiten«, sagte er. »Sie haben einen amerikanischen Passierschein. Welche militärischen Aufgaben erfüllen Sie dort?«

»Keine«, sagte Wyatt. »Ich bin ein ziviler Wissenschaftler, der von der britischen Regierung hierhergeschickt wurde. Meine Arbeit hat mit dem Wetter zu tun.«

Der Polizist lächelte. »Oder sind Sie vielleicht ein amerikanischer Spion?«

»Unsinn!«

»Ihr Freund ist Amerikaner. Wir müssen auch ihn durchsuchen.«

Sie legten ihre Hände an Dawson, und er wehrte sich. »Nehmt eure dreckigen Pfoten von mir weg, ihr verdammten schwarzen Schweine!« schrie er. Die Worte bedeuteten wenig für den Mann, der ihn durchsuchte, wohl aber der Ton. Ein Revolver sprang wie durch Zauberei in seine Hand, und Dawson sah die Mündung.

»Sie verdammter Narr!« sagte Wyatt. »Halten Sie still und lassen Sie sich durchsuchen! Sie werden uns laufenlassen, wenn sie nichts finden.«

Er bedauerte fast, es gesagt zu haben, als der Polizist, der Dawson durchsuchte, einen Triumphschrei ausstieß und eine Pistole aus einem unter Dawsons Jacke verborgenen Halfter zog. Sein Vorgesetzter sagte: »Ah, wir haben bewaffnete Amerikaner um diese Zeit in den Straßen von St. Pierre. Sie kommen mit mir - beide!«

»Also, hören Sie...«, begann Wyatt und hielt inne, als er die Mündung einer Pistole in seinem Kreuz spürte. Er biß sich auf die Lippen, als der dienstälteste Offizier sie voranwinkte. »Sie verdammter Trottel!« fauchte er Dawson an. »Warum mußten Sie denn eine Pistole tragen? Jetzt landen wir in einem von Serruriers Gefängnissen.«

Causton kam sehr langsam aus dem tiefen Schatten und starrte der davoneilenden kleinen Gruppe nach, dann machte er kehrt und eilte zurück ins Hotel und durch die Halle. Mrs. Warmington und Julie waren eben mit mehr Broten und einer Kanne Kaffee aus der Küche gekommen, und Papegaikos war damit beschäftigt, Sodawasserflaschen auf der Bartheke aufzureihen.

»Wyatt und Dawson sind von der Polizei weggeschleppt worden«, verkündete er. »Dawson trug eine Pistole bei sich, und das gefiel den Polizisten nicht.« Er blickte den Griechen an, der seinen Blick senkte.

Julie setzte die Kaffeekanne ab. »Wohin hat man sie gebracht?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Causton. »Wahrscheinlich ins örtliche Arrestgebäude - wo immer das ist. Wissen Sie das, Eumenides?«

»La Place de la Liberation Noire«, sagte der Grieche. Er schüttelte den Kopf. »Dort kommen sie nicht 'eraus.«

»Wir wollen es abwarten«, sagte Causton. »Wir werden sie wohl oder übel herausholen müssen - Wyatt hatte den Verteilerfinger für seinen Motor in der Tasche, und jetzt haben ihn die Polizisten. Der Wagen ist ohne ihn nicht zu brauchen.«

Mrs. Warmington sagte: »Es gibt auch andere Wagen.«

»Das ist ein Gedanke«, sagte Causton. »Haben Sie einen Wagen, Eumenides?«

»Ich 'atte«, sagte Eumenides, »aber die Armee nahm allen Auto weg.«

»Es geht hier nicht um einen Wagen«, sagte Julie kurz. »Es geht darum, Dave und Dawson aus den Händen der Polizei zu befreien.«

»Das werden wir auch tun; aber ein Wagen wäre jetzt eine ganz nützliche Sache.« Causton rieb sich die Wange. »Es ist ein weiter Weg von hier bis zu den Docks - ein verdammt weiter Weg.«

Eumenides zuckte mit den Schultern. »Wir brauchen Auto, nicht Schief.«

»Nicht was?« wollte Causton wissen. »Oh, - ein Schiff! Nein, ich brauche den britischen Konsul - er wohnt dort unten. Vielleicht

reicht die Staatsmacht im Bündnis mit der Macht der Presse dazu, Wyatt aus dem Loch zu holen - ich bezweifle, ob ich es allein schaffen könnte.« Er betrachtete bedauernd die belegten Brote. »Ich glaube, je eher ich gehe, desto früher können wir Wyatt und Dawson losessen.«

»Sie haben noch Zeit für eine Tasse Kaffee«, sagte Julie, »und Sie können sich ein paar Brote in die Tasche stecken.«

»Danke«, sagte Causton und nahm die Tasse. »Hat dieses Haus Keller?«

»Nein - nix Keller«, sagte Eumenides.

»Schade«, sagte Causton. Er sah sich in der Bar um. »Ich glaube, Sie sollten nicht hierbleiben. Diese Art von Trubel führt immer zu einer ziemlichen sozialen Desorganisation, und das erste, worauf Plünderer es abgesehen haben, ist Sprit. Dies hier wird eines ihrer ersten Ziele sein. Ich schlage vor, daß Sie sich vorläufig im ersten Stock aufhalten, und Verbarrikadieren der Treppe könnte nützlich sein.«

Er maß den Griechen mit kalten Blicken. »Ich hoffe, Sie werden sich um die Damen kümmern, solange ich weg bin.«

Eumenides lächelte. »Ich werde zusehen.«

Das war keine befriedigende Antwort, aber Causton mußte sich damit begnügen. Er trank den heißen Kaffee, steckte einige Brote in die Tasche und sagte: »Ich werde zurückkommen, so schnell ich kann - mit Wyatt, hoffe ich.«

»Vergessen Sie Dawson nicht!« sagte Mrs. Warmington.

»Ich will mir Mühe geben«, sagte Causton trocken. »Verlassen Sie das Hotel nicht! Die Gruppe ist so schon genug aufgespalten.«

Eumenides sagte plötzlich: »Rawsthorne 'at ein Auto - ich 'abe gesehen. Mit diese - diese komische Zeichen.« Er schnipste mit den Fingern aus Ärger über sein mangelhaftes Englisch.

»Diplomatisches Nummernschild?« fragte Causton.

»Ja, richtig.«

»Das dürfte nützlich sein. Okay, ich hoffe in zwei Stunden zurück zu sein. Bis dann!«

Er verließ die Bar und sah vorsichtig durch die Glasscheiben, be-

vor er auf die Straße hinaustrat. Als er sich vergewissert hatte, daß keine Gefahr bestand, schob er sich durch die Drehtür und machte sich auf den Weg zu den Docks, wobei er sich ganz am Rande des Gehsteigs hielt. Er sah auf die Uhr und stellte überraschend fest, daß es noch nicht einmal zehn Uhr war - er hatte gedacht, es wäre schon viel später. Mit ein wenig Glück würde er um Mitternacht wieder im *Imperiale* sein.

Zuerst kam er schnell voran. Er huschte durch die verlassenen Gasen wie ein Geist. Es war keine Menschenseele zu sehen. Als er sich den Docks näherte, merkte er bald, daß er in etwas geriet, was nur eine militärische Bereitstellung sein konnte. Viele Armeelastwagen fuhren mit voll aufgeblendeten Scheinwerfern durch die dunklen Straßen, und in der Ferne hörte er Marschritte.

Er hielt an und drückte sich in einen Hauseingang. Er holte eine zusammengefaltete Karte aus der Tasche und studierte sie bei dem Licht seiner sorgsam abgedeckten Taschenlampe. Es würde höllisch schwierig sein, zu Rawsthorne zu kommen. In der Nähe war die alte Festung San Juan, die Serrurier als sein Arsenal gewählt hatte - kein Wunder, daß so viele Soldaten in der Gegend waren. Von hier aus wurden seine Truppen am Negrito mit Munition versorgt, und das erklärte den Strom von Lastwagen.

Causton hielt die Karte dicht vor die Augen und versuchte, eine neue Route ausfindig zu machen. Es würde seinen Weg fast um eine Stunde verlängern, aber das ließ sich nicht ändern. Während er dort stand, verstummte der ferne Geschützdonner, und es herrschte Totenstille. Er blickte nach beiden Seiten und überquerte dann die Straße. Die Ledersohlen seiner Schuhe verursachten mehr Geräusch, als ihm lieb war.

Er kam auf der anderen Seite an und bog um eine Ecke. Er ging in eine neue Richtung, weg von der Festung San Juan. Und während er dahineilte, überlegte er, was das Schweigen der Geschütze bedeutete. Er hatte in seiner Laufbahn schon über viele Buschkriege berichtet - Kongo, Vietnam, Malaysia -, und er hatte einen beträchtlichen Fundus an Erfahrung, auf den er zurückgreifen konn-

te, um Schlüsse zu ziehen.

Zunächst einmal waren die Geschütze zweifellos Favels - er hatte die Artillerie der Regierung in einem anscheinend unentwirrbaren Durcheinander eben außerhalb St. Pierre gesehen. Favels Geschütze hatten auf etwas geschossen, und dieses Etwas war offensichtlich die Hauptmacht von Serruriers Infanterie, die er bei den ersten Anzeichen von Aufruhr den Negrito hochgeschickt hatte. Jetzt waren die Geschütze verstummt, und das bedeutete, daß Favel wieder im Vorrücken war und seine eigene Infanterie zum Angriff gegen Serruriers Armee vorschob. Diese Armee mußte durch das Trommelfeuer ziemlich angeschlagen sein, während Favels Leute frisch und vergleichsweise unangetastet sein mußten. Es war möglich, daß Favel glatt durchstieß, aber den Beweis würde der Beginn des nächsten Trommelfeuers bringen - wenn es näher lag, bedeutete es, daß Favel der Sieger war.

Er griff bei Nacht an, etwas, worauf er sich spezialisiert hatte, seit er sich in die Berge zurückziehen mußte. Seine Leute waren besonders darin ausgebildet, und einer von Favels Männern war vielleicht soviel wert wie zwei von Serruriers, solange er darauf achtete, daß er die Kampfbedingungen diktierte. Ließe er sich aber im offenen Gelände stellen, wo Serrurier seine Artillerie und Luftwaffe gegen ihn ausspielen könnte, würde er zerschlagen. Er ging ein ziemliches Risiko ein, wenn er den Negrito herab ins ebene Gelände um die Santiago Bay vorstieß, aber er verringerte es durch kluge Strategie und das unglaubliche Glück, daß Serrurier einen schwachköpfigen Artilleriegeneral ohne Ahnung von Logistik hatte.

Causton war so mit diesen Gedanken beschäftigt, daß er beinahe einer Polizeistreife in die Arme lief. Er hielt erschrocken an, drückte sich in den Schatten und war erleichtert, als die Streife vorbeiging, ohne ihn gesehen zu haben. Er wollte nicht durch Rede und Antwort unnötige Zeit verlieren. Bis er an Rawsthornes Haus ankam, mußte er noch drei weiteren Streifen ausweichen. Das hatte Zeit gekostet, und es war sehr spät, als er an Rawsthornes Tür klopfte.

James Fowler Dawson war ein erfolgreicher Schriftsteller. Er wurde nicht nur von den Kritikern als ein Anwärter auf den Nobelpreis im Auge behalten, sondern seine Bücher wurden auch in Riesenauflagen verkauft, und er hatte schon eine Menge Geld verdient und rechnete noch mit viel mehr. Weil er gern Geld machte, achtete er sehr sorgfältig auf sein Image in der Öffentlichkeit, ein Image, das von seinen Presseagenten sehr geschickt auf seine Persönlichkeit zugeschnitten und der Welt dargeboten worden war.

Sein erster Roman, *Tarpon*, wurde in dem Jahr veröffentlicht, in dem Hemingway starb. Zu der Zeit war Dawson ein freischaffender Journalist, der für amerikanische Sportmagazine Artikel schrieb, etwa über den Ruhm der Regenbogenforelle oder was man empfindet, wenn man einen Grislybären im Visier hat. Er war nicht übermäßig erfolgreich damit und war daher ein hungriger Schriftsteller. Als *Tarpon* an die Spitze der Bestsellerliste gelangte, war niemand mehr überrascht als Dawson selbst. Da er aber die Unbeständigkeit des öffentlichen Geschmacks kannte, suchte er nach Möglichkeiten zur Konsolidierung seines Erfolgs und kam zu dem Schluß, daß gutes Schreiben allein nicht genügte - er mußte auch eine öffentlich bekannte Persönlichkeit sein.

Also legte er sich den Mantel um, der von Hemingway herniedergefallen war - er wollte der Typ des harten Mannes sein. Er schoß Elefanten und Löwen in Afrika; er betrieb Sportfischerei im Karibischen Meer und vor den Seychellen; er bestieg einen Berg in Alaska; er flog sein eigenes Flugzeug und hatte, wie Hemingway, einen spektakulären Unfall, und es war komisch genug, daß immer Fotografen zur Stelle waren, um diese Ereignisse festzuhalten.

Aber er war kein Hemingway. Die Löwen, die er erschöß, waren arme, verängstigte, von einer Treiberkette eingekreiste Tiere, und er tötete nie einen mit einem einzigen Schuß. Bei seinem Angriff auf den Berg in Alaska wurde er von erfahrenen und gut bezahlten Bergsteigern praktisch hinaufgetragen, und er flog seine Maschine höchst ungern selbst, weil es ihm angst machte; er flog sie nur, wenn es notwendig schien, um sein Image aufzupolieren. Aber an der Sport-

fischerei hatte er tatsächlich Gefallen gefunden und war darin gar nicht ungeschickt. Und trotz aller anderen Dinge blieb er ein guter Schriftsteller, obwohl er ständig Angst hatte, daß er nachlassen und mit seinem nächsten Buch durchfallen könnte.

Solange sein Image glänzte, solange sein Name in Schlagzeilen in der Welpresse erschien, solange viel Geld auf seinem Bankkonto einlief, fühlte er sich verhältnismäßig glücklich. Es tat ihm gut, in den Hauptstädten der Welt bekannt zu sein und auf Flugplätzen von Presseleuten und Fotografen empfangen und nach seiner Meinung zu Weltereignissen gefragt zu werden. Noch nie war er in einer Situation gewesen, wo nicht die bloße Erwähnung seines Namens genügt hätte, um ihm Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, und daher nahm er es gelassen hin, als er mit Wyatt in eine Zelle gesperrt wurde. Er war schon früher im Gefängnis gewesen -die Welt hatte sich oft über die Eskapaden Big Jim Dawsons amüsiert - aber nie länger als einige Stunden. Eine kleine Geldstrafe, eine Spende für verwaiste Polizistenkinder, eine höfliche Entschuldigung und der Name Jim Dawson brachten ihm die Freiheit schnell wieder. Er hatte keinen Grund zu der Annahme, daß es diesmal anders sein könnte.

»Ich könnte gut einen Drink haben«, sagte er verdrossen. »Diese Dreckskerle haben mir meine Flasche weggenommen.«

Wyatt untersuchte die Zelle. Sie befand sich in einem alten Gebäude, und es gab hier nicht so etwas Modernes wie enge Stahlgitter; aber die Steinwände waren dick und massiv, und die Fenster waren klein und hoch oben. Als er einen Hocker heranzog und sich daraufstellte, konnte er kaum hinaussehen, und dabei war er ein recht großer Mann. Er sah die dunklen Formen von Gebäuden auf der anderen Seite des Platzes, und er schätzte, daß die Zelle sich im zweiten Stock des Gebäudes befinden mußte, in dem der *Poste de Police* untergebracht war.

Er stieg von dem Hocker herunter und fragte: »Warum in Teufels Namen mußten Sie eine Pistole bei sich haben?«

»Ich habe immer eine Pistole bei mir«, sagte Dawson. »Ein Mann

in meiner Stellung kommt oft in Schwierigkeiten, wissen Sie. Es gibt immer Verrückte, denen nicht gefällt, was ich schreibe, und Kerle, die beweisen möchten, daß sie härtere Männer sind als ich. Ich habe auch einen Waffenschein. Ich erhielt vor etwa zwei Jahren eine Menge Drohbriefe, und es passierten merkwürdige Dinge in der Umgebung meines Hauses, deshalb besorgte ich mir die Pistole.«

»Ich würde nicht sagen, daß das eine gute Idee war, nicht einmal in den Staaten«, sagte Wyatt. »Aber hier hat es uns ganz gewiß in die Patsche gebracht. Ihr Waffenschein wird da keinen gnädig stimmen.«

»Es wird nicht schwer sein herauszukommen«, sagte Dawson obenhin. »Ich muß nur warten, bis ich Gelegenheit habe, mit einem zu sprechen, der höher steht als diese jungen Polizisten. Wenn ich ihm dann sage, wer ich bin, sind wir beide frei.«

Wyatt starrte ihn an. »Ist das Ihr Ernst?«

»Natürlich ist es mein Ernst. Mein Gott, Mann; ein jeder kennt mich. Die Regierung dieser armseligen Bananenrepublik wird sich hüten, Uncle Sam zu verärgern, indem sie mich im Gefängnis festhalten. Daß man mich verhaftet hat, wird schon Schlagzeilen machen, und dieser Serrurier-Bursche wird die Sache nicht noch verschlimmern wollen.«

Wyatt holte tief Luft. »Sie kennen Serrurier nicht«, sagte er. »Er mag Amerikaner so oder so nicht, und er wird sich einen Dreck darum kümmern, wer Sie sind - wenn er überhaupt je von Ihnen gehört hat, was ich bezweifle.«

Diese ketzerische Ansicht von Wyatt schien Dawson getroffen zu haben. »Nicht von mir gehört? Natürlich wird er von mir gehört haben.«

»Sie haben die Kanonen gehört«, sagte Wyatt. »Serrurier kämpft um sein Leben - begreifen Sie das? Wenn Favel siegt, ist Serrurier ein toter Mann. In diesem Augenblick kümmert er sich keinen Deut um das Wohlwollen von Uncle Sam oder sonstwem - dazu hat er einfach keine Zeit. Und er wird es genauso machen wie ein Arzt, er wird seine Mißgriffe begraben, und wenn ihm jemand über uns

berichtet, wird man uns vielleicht zu einer kleinen Schießerei im Keller einladen; deshalb flehe ich Gott an, daß ihm niemand etwas sagt. Und ich hoffe, daß seine Boys keine eigene Initiative entwickeln.«

»Aber es muß eine Gerichtsverhandlung geben«, sagte Dawson. »Ich werde meinen Rechtsanwalt kommen lassen.«

»Um Gottes willen«, explodierte Wyatt. »Wo haben Sie bis jetzt gelebt - auf dem Mond? Serrurier hat in den letzten sieben Jahren zwanzigtausend Menschen ohne Gerichtsverhandlung exekutiert. Sie verschwanden einfach. Fangen Sie an zu beten, daß wir ihnen nicht folgen müssen!«

»Aber, das ist doch Unsinn«, sagte Dawson ruhig. »Ich komme seit fünf Jahren nach San Fernandez - man kann von hier aus gut zum Fischen fahren - und habe nie etwas davon gehört. Und ich habe viele Regierungsbeamte kennengelernt, und Sie könnten sich keine nettere Gesellschaft wünschen. Natürlich sind sie schwarz, aber *ich* habe deswegen keine geringere Meinung von ihnen.«

»Sehr tolerant von Ihnen«, sagte Wyatt sarkastisch. »Kennen Sie die Namen einiger dieser >netten Leute<? Diese Information könnte sich als nützlich erweisen.«

»Gewiß; der beste von ihnen war der Minister für Inselangelegenheiten - ein Mann namens Descaix. Er war...«

»O nein!« stöhnte Wyatt, setzte sich auf den Hocker und schlug die Hände vors Gesicht.

»Was ist los?«

Wyatt sah auf. »Jetzt hören Sie, Dawson! Ich will versuchen, es so einfach wie möglich auszudrücken. Ihr netter Mensch, Descaix, war der Chef von Serruriers Geheimpolizei. Serrurier sagte: >Tun Sie das!<, und Descaix tat es, und das Ergebnis war ein ganzer Haufen Ermordeter. Aber Descaix machte einen Fehler - einer seiner Morde klappte nicht so recht, und der Mann stand wieder auf, der Mann, der für das ganze Geballer oben in den Bergen verantwortlich ist. Favel.« Er tippte Dawson auf das Knie. »Serrurier gefiel das nicht. Was meinen Sie, was daher mit Descaix geschah?«

Dawson blickte unglücklich drein. »Das weiß ich nicht.«

»Das weiß auch sonst niemand«, sagte Wyatt. »Descaix ist weg, verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben - ausgelöscht. Ich selbst vermute, daß er in einem Erdloch oben im Turm Rambeau liegt.«

»Aber es war ein so netter, freundlicher Kerl«, sagte Dawson. Er schüttelte unsicher den Kopf. »Ich verstehe nicht, wie mir so etwas entgangen sein sollte. Ich bin Schriftsteller - von mir erwartet man Menschenkenntnis. Ich war sogar mit Descaix zum Fischen - sicher lernt man doch einen Mann kennen, mit dem man zum Fischen fährt, oder nicht?«

»Wie sollten Sie?« fragte Wyatt. »Leute wie Descaix haben ihren Geist sauber in Kammern abgeteilt. Wenn Sie oder ich einen Menschen umgebracht hätten, würden wir das unser Leben lang nicht loses würde einen Eindruck hinterlassen. Aber Descaix läßt einen Menschen umbringen und hat es schon wieder vergessen, kaum daß er den Befehl dazu gegeben hat. Es belastet sein Gewissen nicht im geringsten - also ist es ihm auch nicht anzumerken - es ist kein Eindruck zu erkennen.«

»Jesus!« sagte Dawson voll Grauen. »Ich war mit einem Massenmörder zum Fischen.«

»Sie werden nie wieder mit ihm fischen«, sagte Wyatt brutal. »Vielleicht werden Sie überhaupt nie wieder fischen, wenn wir hier nicht rauskommen.«

Dawson brach in wehleidigen Zorn aus. »Herrgott, was tut eigentlich die amerikanische Regierung? Wir haben einen Stützpunkt hier - warum ist diese Insel nicht schon längst gesäubert worden?«

»Sie machen mich krank«, sagte Wyatt. »Sie sehen nicht, was direkt unter Ihrer Nase vorgeht, und wenn Sie in die Nase gebissen werden, schreien Sie um Hilfe. Die Politik der amerikanischen Regierung für diese Insel heißt >Hände weg!<. Und das berechtigterweise. Wenn sie sich hier einmischte wie damals in der Dominikanischen Republik, würde sie ihre diplomatischen Beziehungen mit dem Rest der Hemisphäre völlig zerrütten, und die Russen würden sich schiefklappen. Es ist auch sowieso das beste so. Man kann einem Volk die Freiheit nicht auf einem Tablett servieren - es muß

sie sich nehmen. Favel weiß das - er ist in diesem Augenblick damit beschäftigt, sich die Freiheit zu nehmen.« Er sah Dawson an, der zusammengekauert auf dem Bett saß. »Sie wollten den Wagen stehlen, nicht war? Es gab keinen Polizisten, der ihn wegfahren wollte. Sie wollten es.«

Dawson nickte. »Ich ging nach oben und hörte Sie mit Causton über den Hurrikan sprechen. Ich bekam es mit der Angst und wollte mich lieber davonmachen.«

»Und Sie wollten uns andere sitzenlassen?«

Dawson nickte zerknirscht.

Wyatt streckte seine Beine aus. »Ich verstehe das nicht«, sagte er. »Ich verstehe das einfach nicht. Sie sind Dawson - Big Jim Dawson - der Mann, der angeblich besser schießt, besser schlägt, besser fliegt als irgendein anderer Mann auf der Welt. Was ist Ihnen geschehen?«

Dawson legte sich auf dem Bett hin und drehte sich der Wand zu. »Scheren Sie sich zum Teufel!« sagte er mit halb erstickter Stimme.

Die Polizisten kamen um vier Uhr morgens, holten sie aus der Zelle und führten sie durch einen Korridor. Das Büro, in das sie gebracht wurden, war nackt und trostlos, ein typisches Beispiel für alle solche Büros überall in der Welt. Der Polizist hinter dem Schreibtisch war auch typisch; seinen kalten, unpersönlichen und unverwandten starren Blick konnte man in jedem beliebigen Polizeibüro in New York, London oder Tokio wiederfinden, und die Tatsache, daß seine Haut kaffeebraun war, änderte daran nichts.

Er sah sie ausdruckslos an und sagte dann: »Dummkopf, ich wollte sie einzeln. Bringen Sie diesen zurück!« Er zeigte mit seinem Federhalter auf Wyatt, der unverzüglich wieder in den Korridor hinausgeschoben und zur Zelle zurückgeführt wurde.

Er lehnte sich an die Wand, als der Schlüssel im Schloß umgedreht wurde, und überlegte, was sie wohl mit ihm machen würden -

vielleicht würde er Descaix Gesellschaft leisten, einem unerwarteten Schlafgenossen. Er hatte für längere Zeit die Kanonen nicht mehr gehört und hoffte, daß Favel noch nicht geschlagen war, denn Favel war seine einzige Hoffnung. Wenn Favel St. Pierre nicht einnimmt, dachte er, werde ich entweder erschossen oder in der Zelle ertränkt, wenn das Wasser der Santiago Bay St. Pierre verschlingt.

Er setzte sich auf den Hocker und überlegte. Der Polizist, der sie verhaftete, hatte ein lebhaftes Interesse an Manning und Füller gezeigt, den zwei Engländern von der Nordküste, und es verwunderte ihn, daß man sich mitten in einem Bürgerkrieg diese Mühe machte. Dann erinnerte er sich an Caustons Frage wegen der Waffenlieferungen und überlegte, ob Manning und Füller wohl im Campo de las Perlas wohnten, dem Gebiet, in dem nach Caustons Meinung die Waffen gelandet wurden. Wenn sie damit etwas zu tun hatten, war es kein Wunder, wenn sich Serruriers Polizei für ihr Treiben interessierte - und für das Treiben aller anderen Engländer auf San Fernandez. Dann streckte er sich auf dem Bett aus und schlief ein, denn er war sehr müde und hatte die ganze Nacht auf dem Hocker gesessen. Als er geweckt wurde, dämmerte der Morgen schon durch das hohe Fenster. Wieder wurde er zu dem kahlen Büro am Ende des Korridors geführt und unfreundlich durch die Tür gestoßen. Von Dawson war nichts zu sehen, und der Polizist hinter dem Schreibtisch lächelte. »Kommen Sie herein, Mr. Wyatt! Setzen Sie sich!«

Es war keine Einladung, sondern ein Befehl. Wyatt setzte sich auf den harten Stuhl und schlug die Beine übereinander. Der Polizist sagte auf englisch: »Ich bin Sous-Inspecteur Roseau, Mr. Wyatt. Was halten Sie von meinem Englisch? Ich habe es auf Jamaika gelernt.«

»Es ist sehr gut«, bestätigte ihm Wyatt.

»Das freut mich«, sagte Roseau. »Dann wird es keine Mißverständnisse geben. Wann haben Sie Manning zum letztenmal gesehen?«

»Ich habe Manning noch nie gesehen.«

»Wann haben Sie Füller das letztenmal gesehen?«

»Ich habe auch ihn nie gesehen.«

»Aber Sie wußten, wo sie wohnten, das haben Sie zugegeben.«

»Ich habe überhaupt nichts zugegeben«, sagte Wyatt ruhig. »Ich habe Ihrem Untergebenen gesagt, daß ich gehört hätte, sie wohnten an der Nordküste. Ich sagte ihm ebenfalls, daß ich keinen von den beiden jemals gesehen habe.«

Roseau sah auf einem Blatt Papier vor ihm nach. Ohne aufzusehen, fragte er: »Wann traten Sie in den amerikanischen Geheimdienst ein?«

»Also, verdammt noch mal!« sagte Wyatt. »Das ist doch alles Unsinn.«

Roseaus Kopf kam mit einem Ruck hoch. »Dann gehören Sie also zum britischen Geheimdienst? Sie sind ein britischer Spion?«

»Sie sind nicht bei Trost«, sagte Wyatt angewidert. »Ich bin Wissenschaftler - ein Meteorologe. Und ich will Ihnen hier auf der Stelle etwas sagen - wenn Sie nicht innerhalb von zwei Tagen die Leute aus dieser Stadt wegschaffen, gibt es das größte Unglück, das Sie je erlebt haben. Es ist ein Hurrikan im Anzug.«

Roseau lächelte geduldig. »Ja, Mr. Wyatt, wir wissen, daß das Ihre Tarnung ist. Wir wissen auch, daß die Engländer und die Amerikaner Hand in Hand mit Favel arbeiten, um die rechtmäßige Regierung dieses Landes zu stürzen.«

»Das reicht«, sagte Wyatt. »Ich habe genug.« Er schlug mit der Hand auf den Schreibtisch. »Ich will mit dem britischen Konsul sprechen.«

»Sie möchten mit Rawsthorne sprechen?« fragte Roseau mit einem boshaften Lächeln. »Er wollte mit Ihnen sprechen - er war hier und versuchte, Sie herauszuholen, zusammen mit einem anderen Engländer. Es ist jammerschade, daß wir Rawsthorne wegen seiner offiziellen Stellung nicht verhaften können - wir wissen, daß er Ihr Anführer ist -, aber meine Regierung richtet eine geharnischte Beschwerde über sein Verhalten an London. Er ist persona non grata.« Roseaus Lächeln wurde breiter. »Sie sehen, Mr. Wyatt, ich kann auch Latein. Nicht schlecht für einen dummen Nigger.«

»Dumm ist genau das richtige Wort«, sagte Wyatt bissig. Roseau seufzte, wie ein Lehrer seufzt, wenn er sich der Uneinsichtigkeit ei-

nes besonders verstockten Schülers gegenübersteht. »Das ist nicht der Augenblick, mich zu beleidigen, Mr. Wyatt. Wissen Sie, Ihr Begleiter - Ihr Komplize -, der amerikanische Agent, Dawson, hat gestanden. Diese Amerikaner sind gar nicht wirklich so hart, wissen Sie.«

»Was hatte er schon zu gestehen?« fragte Wyatt. »Er ist so unschuldig wie ich.« Er bewegte seine Hand und fühlte etwas Feuchtes an der Handfläche. Als er seine Hand umdrehte, sah er Blut daran, und an der Schreibtischkante waren auch einige Tropfen verspritzt. Er hob seinen Blick und sah Roseau voll Haß an.

»Ja, Wyatt; er hat gestanden«, sagte Roseau. Er zog ein leeres Blatt Papier aus einer Schublade und legte es gerade vor sich hin. »Nun«, sagte er mit gezücktem Federhalter. »Wir wollen noch einmal anfangen. Wann haben Sie Manning das letztemal gesehen?«

»Ich habe Manning nie gesehen.«

»Wann haben Sie Füller das letztemal gesehen?«

»Ich habe Füller nie gesehen«, sagte Wyatt monoton.

Roseau legte vorsichtig den Federhalter hin. Er sagte leise: »Sollen wir sehen, ob Sie standhafter sind als Dawson? Oder vielleicht sind Sie weniger standhaft - es wäre bequemer für Sie und für mich.«

Wyatt wußte wohl, daß zwei Polizisten hinter ihm bei der Tür standen. Sie hatten kein Geräusch gemacht, aber er wußte, daß sie dort standen. Er wußte es, seit Dawsons Blut seine Hand befleckt hatte. Er beschloß, Roseau ein wenig Wind aus den Segeln zu nehmen. »Roseau, Serrurier bricht Ihnen das Genick für dies hier.«

Roseau zwinkerte, sagte aber nichts.

»Weiß er, daß ich hier bin? Er wird sehr ungemütlich, wenn ihn jemand verärgert - aber wer wüßte das wohl besser als Sie. Als ich gestern bei ihm war, verpaßte er Hippolyte eine Abreibung - Hippolyte flatterte vor Angst.«

»Sie waren gestern bei unserem Präsidenten?« Roseaus Stimme war vielleicht nicht mehr so fest wie vorher.

Wyatt versuchte so zu tun, als käme er fast jeden Tag zu einem Nachmittagsdrink zu Serrurier. »Natürlich.« Er lehnte sich über den

Schreibtisch. »Wissen Sie nicht, wer Dawson ist - der Mann, den Sie eben zusammengeschlagen haben? Er ist der berühmte Schriftsteller. Sie müssen doch von Big Jim Dawson gehört haben - hat doch jeder.«

Roseau zuckte. »Er versuchte mir einzureden, er sei...«, er hielt plötzlich inne.

Wyatt lachte. »Sie haben Serrurier schön eingetunkt«, sagte er. »Er hat alle Hände voll zu tun mit Favel, aber das geht noch - mit ihm wird er fertig. Das hat er mir selbst gesagt. Aber er machte sich Sorgen wegen der Amerikaner auf Cap Sarrat; er weiß nicht, ob sie gegen ihn losschlagen werden oder nicht. Sie wissen natürlich, was geschieht, wenn sie das tun. Die Amerikaner und Favel werden Serrurier zwischen sich zerknacken wie eine Nuß.«

»Was habe ich damit zu tun?« fragte Roseau unsicher.

Wyatt lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und sah Roseau mit gut gespielmtem Entsetzen an. »Sie Dummkopf, Sie haben doch den Amerikanern den Vorwand geliefert, auf den sie gewartet haben. Dawson ist eine internationale Figur, und er ist Amerikaner. Commodore Brooks wird Serrurier in wenigen Stunden nach dem Verbleib Dawsons fragen, und wenn Serrurier ihn nicht lebend und unverletzt herbeischaffen kann, wird Brooks gewaltsame Schritte unternehmen, weil er weiß, daß er die öffentliche Meinung der Welt dann auf seiner Seite hat. Dawson ist genau die Handhabe, auf die die Amerikaner gewartet haben; sie können nicht zu den Waffen greifen, weil einige Amerikaner in Ihren Bürgerkrieg hineingeraten sind -so etwas können sie heute nicht mehr tun -, aber ein Anwärter auf den Nobelpreis, ein Mann von Dawsons Bedeutung, ist etwas anderes.«

Roseau schwieg und zuckte nervös. Wyatt ließ ihn noch einige Sekunden zappeln und sagte dann: »Sie wissen genausogut wie ich, daß Dawson Ihnen nichts über Manning und Füller erzählt hat. Ich weiß das, weil er nichts über sie weiß, aber Sie benutzen ihn, um mir Angst einzujagen. Ich will Ihnen etwas sagen, Sous-Inspecteur Roseau. Wenn Commodore Brooks Serrurier nach Dawson fragt,

wird Serrurier St. Pierre auf den Kopf stellen und alles umkrempeln, um ihn zu finden, weil er weiß, wenn er ihn nicht findet, werden die Amerikaner durch die Hintertür hereinkommen und ihm einen Dolch in den Rücken stechen, gerade wenn er mit Favel im Handgemeine ist. Und wenn Serrurier entdeckt, daß Sous-Inspecteur Roseau in seiner Dummheit seine Vollmachten überschritten und Dawson halb totgeschlagen hat, gebe ich keinen Pfifferling mehr für Ihre Aussichten, noch länger als fünf Minuten weiterzuleben. Ich rate Ihnen, lassen Sie schleunigst einen Arzt für Dawson holen, und bewegen Sie ihn dazu, den Mund zu halten. Wie Sie das schaffen, ist Ihre Sache.«

Er mußte fast lachen über Roseaus Gesichtsausdruck, als der über die Ungeheuerlichkeit seiner Schuld nachdachte. Roseau ließ schließlich den Mund zuschnappen und holte tief Luft. »Schaffen Sie diesen Mann in seine Zelle!« befahl er, und Wyatt spürte einen Griff an seiner Schulter, einen Griff, der ihm jetzt willkommener war, als er es vor fünf Minuten gewesen wäre. Nachdem er in seine Zelle gestoßen worden war, dauerte es eine lange Zeit, bis er aufhörte zu zittern. Dann setzte er sich hin, um über die unglaubliche Brillanz der Geschichte nachzudenken, die Roseau ihm abgenommen hatte.

Er glaubte, daß er und Dawson vor Roseau sicher sein würden. Aber da war immer noch das Problem, wie sie herauskommen konnten, bevor der Hurrikan sie erreichte, und das würde nicht leicht sein - außer daß er Roseaus Angst noch etwas vertiefen könnte. Er hatte das Gefühl, daß er Roseau bald wiedersehen würde; dem Sous-Inspecteur würde einfallen, daß Wyatt behauptet hatte, mit Serrurier bekannt zu sein, und er würde sicher mehr darüber erfahren wollen.

Er sah auf die Uhr. Es war sieben Uhr, und das Sonnenlicht flutete durch das kleine Fensterchen herein. Er hoffte, daß Causton so vernünftig sein würde, die anderen aus St. Pierre hinauszuschaffen - sogar zu Fuß könnten sie eine ganze Strecke zurücklegen.

Plötzlich wurde er auf den Lärm draußen aufmerksam. Er dau-

erte schon an, seit er in die Zelle zurückgebracht worden war, aber er war so in Gedanken gewesen, daß er ihn nicht wahrgenommen hatte. Jetzt wurden ihm die Geräusche draußen auf dem Platz bewußt - das Aufheulen von starken Motoren, das Getrappel und das Gemurmel von vielen Männern, unterbrochen von rauhen Schreien - Sergeanten haben in allen Armeen die gleiche metallene Schreistimme, es hörte sich an, als ob sich eine Armee auf dem Platz versammelte.

Er stieß den Hocker zum Fenster und stieg darauf, aber der Winkel stimmte nicht, und er konnte gar nicht bis auf den Grund sehen, nur die Fassaden der Gebäude auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes sah er. Er stand lange da und versuchte, die wirren Geräusche dort unten zu verstehen, gab es aber schließlich auf. Er wollte eben von dem Hocker heruntersteigen, als er das plötzliche Losdonnern von Geschützen hörte, und zwar so nahe, daß die heiße Luft zu zittern schien.

Er stand auf Zehenspitzen und bemühte sich verzweifelt zu sehen, was vor sich ging. Er sah einen dunkelroten Blitz auf dem Dach des genau gegenüberliegenden Hauses. Es gab einen Schlag, und die Vorderwand des Gebäudes beulte sich vor seinen erschrockenen Blicken ein und schien im Zeitlupentempo in einer wirbelnden Staubwolke zusammenzusacken.

Dann traf ihn die Druckwelle der Explosion, und er wurde in einem Hagel von Glassplittern durch die Zelle geschleudert und landete hart auf dem Fußboden. Das letzte, was er hörte, bevor er das Bewußtsein verlor, war der Knall, mit dem sein Kopf auf den Holzdielen aufschlug.

4

Das Trommelfeuer schreckte Causton aus einem tiefen Schlaf auf. Er fuhr heftig zusammen und riß die Augen auf. Für einen Augenblick wußte er nicht, wo er war, und erkannte dann die vertraute Umgebung seines Zimmers im *Imperiale*. Eumenides, dem er ein Bett angeboten hatte, stand am Fenster und sah hinaus.

Causton saß in seinem Bett. »Gottverdammte!« sagte er. »Diese Geschütze sind nahe. Favel muß durchgebrochen sein.« Er kroch aus dem Bett und war einen Augenblick verwirrt, als er merkte, daß er seine Hose noch anhatte. Eumenides trat vom Fenster zurück und sah Causton betrübt an. »Sie werden in Stadt schießen«, sagte er. »Wird sehr schlecht sein.«

»Das ist es meistens«, sagte Causton und rieb sich die Bartstopfeln. »Was ist dort unten los?«

»Viele Leute - Soldaten. Viele verwundet.«

»Verwundete zu Fuß? Serrurier muß auf dem Rückzug sein. Aber er wird sein Äußerstes tun, um die Stadt zu halten. Da fängt der schrecklichste Teil an - die Straßenkämpfe.« Er zog mit schnellen, geübten Bewegungen einen Federwerk-Rasierapparat auf. »Serruriers Polizei hat die Bevölkerung niedergehalten; das war klug von ihm - er wollte nicht, daß seine Truppen durch Flüchtlingsströme behindert würden. Aber ob sie das auch mitten in einer Schlacht noch können, ist eine andere Frage. Ich habe das Gefühl, dies wird ein häßlicher Tag.«

Der Grieche zündete sich eine neue Zigarette an und sagte nichts.

Causton beendete schweigend seine Rasur. Er dachte darüber nach, was die Nähe der Geschütze zu bedeuten hatte. Favel mußte Serruriers Truppen im Negrito-Tal zerschlagen haben und in höchster Eile bis an den Rand von St. Pierre vorgestoßen sein. Bei einem so schnellen Vorstoß mußte er wohl auf Säuberungsoperationen verzichtet haben, und es waren wahrscheinlich intakte Teile von Serruriers Truppen über das ganze Negrito-Tal verstreut; sie waren si-

eher desorganisiert, nach dem Umherirren in der Dunkelheit, aber bei Tageslicht konnten sie zu einer Gefahr werden - einer Gefahr, die Favel vielleicht in Kauf nehmen konnte.

Denn eine größere Gefahr erwartete ihn. Er war in die Ebene vorgestoßen und klopfte an die Tore von St. Pierre - bei hellichem Tage, und Causton bezweifelte, ob er für eine Materialschlacht unter diesen Bedingungen gut genug vorbereitet war. Bis jetzt hatte er sich auf das Überraschungsmoment verlassen und auf den plötzlichen Hammerschlag des unerwarteten Artilleriefeuers gegen Truppen, denen die Gewalt von Granaten neu war - aber Serrurier hatte Artillerie und Panzer und eine Luftwaffe. Gewiß bestand die Panzerwaffe nur aus drei veralteten Tanks und einem Dutzend verschiedener, gepanzerter Fahrzeuge, die Luftwaffe war mit umgebauten Zivilflugzeugen ausgerüstet, und Favel konnte über diese kläglichen Bemühungen zur Entfaltung von Modernität lachen, solange er in den Bergen in Sicherheit war. Aber im offenen Gelände sah die Sache ganz anders aus. Sogar ein alter Tank würde das Schlachtfeld beherrschen, und die Flugzeugbesatzungen konnten sehen, wo sie ihre Bomben hinwarfen.

Causton betrachtete sein Gesicht im Spiegel und überlegte, ob Favel schnell genug vorgestoßen war, um Serruriers Artillerie zu erbeuten, bevor sie eingesetzt werden konnte. Wenn das der Fall war, konnte man ihn den glücklichsten Feldherrn der Geschichte nennen, denn es war nur dem Versagen des Artilleriegenerals der Regierung zuzuschreiben, daß sie nicht zum Einsatz kam. Aber Glück spielte auf dem Schlachtfeld immer mit.

Er steckte seinen Kopf in kaltes Wasser, kam prustend wieder hoch und langte nach einem Handtuch. Er hatte sich eben abgetrocknet, als es an der Tür klopfte. Er warnte Eumenides durch ein Handzeichen. »Wer ist da?«

»Ich bin es«, rief Julie.

Er entspannte sich. »Kommen Sie herein, Miß Marlowe!«

Julie sah ein wenig zermartert aus; sie hatte dunkle Ringe um die Augen, so als ob sie wenig Schlaf gefunden hätte, und sie sah un-

ordentlich aus. Sie strich ihr Haar zurück und sagte: »Dieses Weib macht mich wahnsinnig.«

»Was macht die liebe Warmington denn jetzt?«

»Im Augenblick döst sie, Gott sei Dank. Dieses Weib hat Nerven - sie behandelte mich gestern abend wie ein Dienstmädchen und wurde böse, weil ich ihre Befehle nicht ausführen wollte. Mitten in der Nacht fing sie dann an zu heulen und jagte mich fast die Wände hoch. Ich mußte sie schließlich unter Luminal setzen.«

»Schläft sie jetzt?«

»Sie ist vorhin aufgewacht, aber sie ist so betäubt, daß sie nicht weiß, was los ist.«

»Das ist vielleicht das beste«, sagte Causton, während er gleichzeitig nach dem Geschützdonner horchte. »Vielleicht ist es am besten, sie unter Betäubungsmitteln zu halten, bis wir hier heraus sind. Hoffentlich schafft Rawsthorne es rechtzeitig.« Er sah Julie an. »Sie sehen selbst nicht besonders gut aus.«

»Ich bin ziemlich fertig«, gestand sie. »Ich habe nicht gut geschlafen. Die halbe Nacht war ich mit Mrs. Warmington beschäftigt. Als ich sie in Schlaf hatte, fand ich selbst keinen Schlaf - ich mußte an Dave und Mr. Dawson denken. Als ich endlich eingeschlafen war, weckten mich diese verdammten Kanonen wieder auf« Sie warf die Arme vor das Gesicht und fuhr zusammen, als es wieder einmal besonders laut knallte. »Ich habe Angst - ich scheue mich nicht, es einzugestehen.«

»Ich fühle mich selbst nicht besonders wohl«, sagte Causton trocken. »Wie sieht es bei Ihnen aus, Eumenides?« Der Grieche zuckte vielsagend mit den Schultern, grinste satanisch und fuhr sich mit dem Finger über die Kehle. Causton lachte. »Das beschreibt die Lage treffend.«

Julie fragte: »Glauben Sie, daß es Zweck hätte, noch einen Versuch zu machen, Dave aus dem Gefängnis zu holen?«

Causton unterdrückte das Bedürfnis zu fluchen. Als ein Mann, der durch Schreiben in englischer Sprache seinen Lebensunterhalt verdiente, hatte er immer die Meinung vertreten, daß Fluchen und

der Gebrauch von unanständigen Wörtern einen Dummkopf kennzeichneten, der nicht fähig war, die großartigen Möglichkeiten der englischen Sprache zum vornehmen Ausdruck von Schmähungen voll auszuschöpfen. Aber in der vergangenen Nacht war er gezwungen worden, die ordinärsten Ausdrücke zu verwenden, als er dem völlig unzugänglichen Geist von Sous-Inspecteur Roseau gegenüberstand. Er hatte Rawsthorne schockiert, wenn auch vielleicht nicht Roseau.

Er sagte: »Da ist leider nicht viel Hoffnung. Die Wände des Arrestgebäudes sind gewiß dick, aber die Schädel der Polizisten sind noch dicker. Vielleicht kann Favel ihn herausholen, wenn er sich beeilt.«

Er stellte seinen Fuß auf die Bettkante, um seinen Schuh zuzuschnüren. »Ich hatte gestern abend ein Gespräch mit Rawsthorne; er erzählte mir einiges über Wyatts Hurrikan. Nach Rawsthorne ist es gar nicht sicher, daß ein Hurrikan kommt. Was wissen Sie darüber?«

»Ich weiß, daß Dave sehr beunruhigt war«, sagte sie. »Besonders nachdem er den alten Mann gesehen hatte.«

»Was für einen alten Mann?«

Julie erzählte von dem alten Mann, der sein Dach befestigt hatte, und Causton kratzte sich den Kopf. Er sagte milde: »Für einen Meteorologen hat Wyatt eine recht unwissenschaftliche Arbeitsweise.«

»Glauben Sie ihm nicht?« fragte Julie.

»Das ist gerade das Verrückte - ich glaube ihm«, sagte Causton. »Ich will Ihnen etwas sagen, Julie: Ich verlasse mich immer auf meine Intuition, und sie läßt mich selten im Stich. Das ist ja der Grund, weshalb ich gerade jetzt auf dieser Insel bin. Mein Chefredakteur sagte mir, ich redete Unsinn - ich hatte keine echten Beweise dafür, daß es hier zum Knallen kommen würde - deshalb bin ich inoffiziell hier. Ja, ich glaube an Wyatts Sturm, und wir werden verflüxt schnell etwas unternehmen müssen.«

»Was können wir wegen des Hurrikans tun?«

»Ich meine, wir müssen uns selbst in Sicherheit bringen«, sagte

Causton. »Hören Sie, Julie; Wyatts unmittelbarer Vorgesetzter glaubte ihm nicht, und Serrurier glaubte ihm nicht. Er hat getan, was er konnte, und wir können auch nicht mehr tun. Und wenn Sie glauben, ich will mitten in einem Bürgerkrieg mit einem Plakat mit der Aufschrift >Denke an dein Ende!< herumlaufen, täuschen Sie sich.«

Julie schüttelte den Kopf. »Ich weiß«, sagte sie. »Aber da wohnen sechzigtausend wehrlose Menschen in St. Pierre - es ist schrecklich.«

»Schrecklich ist auch der Bürgerkrieg«, sagte Causton ernst. »Aber wir können nicht mehr tun als uns selbst retten - und auch das wird nicht einfach sein.« Er zog eine Karte aus seiner Jackentasche und breitete sie auf dem Bett aus. »Ich hätte es gern gesehen, wenn Rawsthorne schon gestern abend abfahrtbereit gewesen wäre, aber er sagte, er müßte erst noch einmal zum Konsulat zurück. Ich vermute, daß sogar ein kleiner Konsul Geheimschlüssel verbrennen muß, oder was sie sonst tun, wenn man am Vorabend einer Krise Rauch aus dem Botschaftsschornsteinen aufsteigen sieht. Wie spät ist es?«

»Gleich 'alb acht«, sagte Eumenides.

»Er sagte, er wollte um acht hier sein, aber er wird wahrscheinlich später kommen. Keiner von uns rechnete damit, daß Favel so schnell sein würde - ich bezweifle, ob Serrurier damit rechnete. Rawsthorne wird vielleicht aufgehalten, sogar mit einer Diplomatennummer am Wagen. Der verdammte Idiot, Dawson«, sagte er. »Wenn er nicht alles verpfuscht hätte, wären wir schon vor Stunden in Wyatts Wagen abgefahren.«

Er sah auf die Karte. »Wyatt sagte, wir müßten eine Stelle über der Dreißigmeterlinie an einem Nordhang suchen. Diese verdammte Karte hat keine Höhenkonturen. Eumenides, können Sie mir hier helfen?«

Der Grieche sah Causton über die Schulter. »Dort«, sagte er und legte seinen Finger auf die Karte.

»Das ist gewiß ein netter Platz«, gab Causton zu, »aber wir müßten zwei feindliche Armeen passieren, um dorthin zu kommen. Nein, wir werden in der einen oder der anderen Richtung der Küste folgen müssen und uns dann landeinwärts wenden, um Höhe zu ge-

winnen.« Sein Finger fuhr die Küstenstraße entlang. »Ich glaube, es hat keinen Zweck, nach Westen, in Richtung auf Cap Sarrat, zu fahren. Da liegen Einheiten der Regierungstruppen, und das Gelände ist ziemlich flach, soweit ich mich erinnere. Der Zivilflughafen liegt dort, und Favel wird vielleicht versuchen, ihn zu nehmen. Die Gegend wird vielleicht ziemlich ungesund sein. Wir werden also in die andere Richtung fahren müssen. Wie sieht es an dieser Straße aus, Eumenides? Dieser Straße nach Osten?«

»Die Straße geht 'och«, sagte Eumenides. »Da ist ... da ist...« Er schnippte ärgerlich mit den Fingern. »Es fällt von Straße auf Meer.«

»Da ist eine Steilküste hier?« fragte Causton, und der Grieche nickte. »Genau, was wir brauchen«, sagte Causton befriedigt. »Wie sieht die Gegend weiter landeinwärts aus - sagen wir, hier?«

Eumenides bewegte seine Hand ausdrucksvoll auf und ab. »Berge.«

»Dann sind wir da richtig«, sagte Causton. »Aber Sie sollten es lieber mit Rawsthorne noch einmal besprechen, wenn er kommt.«

»Was ist mit Ihnen?« fragte Julie. »Wohin wollen Sie?«

»Jemand muß die Lage erkunden«, sagte Causton. »Wir müssen herausfinden, ob es praktisch möglich ist, in diese Richtung zu fahren. Ich will mich im Ostteil der Stadt umsehen. Für einen einzelnen Mann ist es sicher genug.« Er stand auf und ging zum Fenster. »Es sind jetzt genug Zivilisten unterwegs; die Polizei ist nicht imstande gewesen, sie alle in ihren Häusern zu halten. Da müßte ich durchkommen.«

»Mit weißer Haut?«

»Hm«, machte Causton. »Das ist ein Gedanke.« Er ging zu seiner Reisetasche und zog den Reißverschluß auf. »Ein klein wenig hiervon dürfte dem abhelfen.« Er betrachtete angeekelt die Dose mit brauner Schuhcreme in seiner Hand. »Würden Sie sie auftragen, Julie? Nur einen Hauch - es gibt genug hellhäutige Neger hier, und ich möchte nicht aussehen wie ein angemalter Negersänger.« Julie schmierte etwas von der Schuhcreme auf sein Gesicht. Er sagte: »Vergessen Sie den Nacken nicht! Das ist wichtig. Es ist nicht so sehr

eine Maske wie vielmehr eine Täuschung; es genügt, die Haut gerade soviel dunkler zu tönen, daß die Leute nicht genauer hinsehen und sagen: »Seht da, diesen Blanc!«

Er rieb etwas von der Creme auf seine Hände und Handgelenke und sagte: »Jetzt brauche ich noch eine Staffage.«

Julie starrte ihn an. »Was brauchen Sie?«

»Ein Theaterrequisit. Ich bin durch die Korridore der Machtzentrale in Whitehall geschlendert, und niemand hat mich angehalten, weil ich ein Bündel Papiere in der Hand trug und so aussah, als wollte ich irgendwohin. Ich machte einen guten Fang in einem Krankenhaus, indem ich in einem weißen Kittel umherlief, mit einem aus der Tasche heraushängenden Stethoskop. Man muß versuchen, wie ein natürlicher Teil der Umgebung auszusehen - ein Stethoskop berechtigt mich zum Aufenthalt in einem Krankenhaus. Was berechtigt mich nun zum Aufenthalt auf dem Schauplatz eines Bürgerkrieges?«

Eumenides grinste verschmitzt und sagte: »Eine Gewehr.«

»Das stimmt leider«, sagte Causton bedauernd. »Aber da dürften draußen genug herumliegen. Vielleicht finde ich irgendwo ein Gewehr und vielleicht ein Uniformstück dazu, damit es überzeugend wirkt. Wo ist übrigens Ihr kleines Schieß Eisen, Eumenides?«

»In der Bar. Wo ich ihm weggelegt 'abe.«

»Gut. Also, ich gehe dann«, sagte Causton. Es gab eine schwere Explosion in der Nähe, und die Fenster klapperten in den Rahmen. »Es wird heißer. Schade, daß das Haus keinen Keller hat, Eumenides, ich glaube, Sie sollten alle lieber nach unten gehen - unter der Treppe ist wohl der beste Platz. Und wenn die Warmington hysterisch wird, knallen Sie ihr eine.«

Eumenides nickte.

Causton blieb an der Tür stehen. »Ich glaube nicht, daß ich lange wegbleiben werde, aber wenn ich um elf noch nicht zurück bin, komme ich überhaupt nicht zurück, und Sie müssen dann lieber losfahren. Wenn die Stadtbevölkerung herauskommt, könnte es auf der Straße schwierig werden, also warten Sie dann nicht auf mich!«

Er ging, ohne auf eine Antwort zu warten, und rannte die Trep-

pe hinunter in die Bar. Da standen Sodawasserflaschen auf der Theke, aber von der Pistole war nichts zu sehen. Er suchte eine Weile und gab dann auf. Er konnte nicht verstehen, wo sie geblieben war, aber er hatte keine Zeit zu vergeuden, deshalb durchquerte er die Halle und schritt auf die Straße hinaus.

Mrs. Warmington war noch schläfrig, worüber Julie froh war. Sie öffnete ein Auge und fragte: »Wie spä' is' es?«

»Es ist noch ganz früh«, sagte Julie. »Aber wir müssen nach unten gehen.«

»Ich möchte schlafen«, sagte Mrs. Warmington undeutlich. »Lassen Sie das Mädchen in einer Stunde meinen Tee bringen!«

»Aber wir müssen jetzt gehen«, sagte Julie fest. »Wir fahren bald weg.« Sie begann die Dinge zusammenzuraffen, die sie brauchte.

»Was soll all der Lärm?« klagte Mrs. Warmington. »Ich muß sagen, das ist das unruhigste Hotel, in dem ich je geschlafen habe.« Diese Erklärung schien sie erschöpft zu haben. Sie schloß die Augen, und ein leichtes Pfeifgeräusch ging von dem Bett aus - zu damenhaft, um es ein Schnarchen zu nennen.

»Kommen Sie, Mrs. Warmington!« Julie rüttelte an ihrer Schulter.

Mrs. Warmington richtete sich auf und stützte sich auf einen Ellbogen. »Oh, mein Kopf! Haben wir eine Party gefeiert?« Langsam kam ihr der Verstand wieder, und ihr Kopf flog hoch, als sie den Geschützlärm als das erkannte, was es war. »Oh, mein Gott!« jammerte sie. »Was ist los?«

»Die Rebellen haben begonnen, die Stadt zu beschießen«, sagte Julie.

Mrs. Warmington sprang aus dem Bett, jede Spur von Schlaf war weg. »Wir müssen weg«, sagte sie schnell. »Wir müssen sofort weg.«

»Wir haben noch keinen Wagen«, sagte Julie. »Mr. Rawsthorne ist noch nicht hier.« Als sie sich umdrehte, sah sie, wie Mrs. Warmington ihre überquellende Figur in einen engen Hüftgürtel zwängte. »Gu-

ter Gott!« sagte sie. »Ziehen Sie das nicht an - wir werden vielleicht schnell laufen müssen! Haben Sie keine lange Hose?«

»Ich halte nicht viel davon, daß Frauen von ... von meinem Typ Hosen tragen.«

Julie musterte sie und verzog ihr Gesicht zu einem Lächeln. »Vielleicht haben Sie da ganz recht«, stimmte sie zu. »Aber ziehen Sie etwas Vernünftiges an; ziehen Sie ein Kostüm an, wenn es keinen zu engen Rock hat!«

Sie zog die Decken von den Betten ab und faltete sie zu einem Bündel. Mrs. Warmington sagte: »Ich wußte es ja, wir hätten gestern abend zum Stützpunkt fahren sollen.« Sie zwängte ihre Füße in enge Schuhe.

»Sie wissen gut genug, daß es nicht möglich war«, sagte Julie kurz.

»Ich weiß nicht, was sich Commodore Brooks dabei denkt, uns hier in den Händen dieser Wilden zu lassen. Kommen Sie, lassen Sie uns gehen!« Sie öffnete die Tür und ging hinaus. Sie überließ es Julie, das große Bündel Decken zu tragen.

Eumenides war auf dem Treppenabsatz. Er sah die Decken und sagte: »Sehr gute Idee«, und nahm ihr das Bündel ab.

Von unten kam ein schwaches Geräusch, so, als hätte jemand einen Stuhl umgestoßen. Sie standen alle für einen Moment da und horchten, dann stieß Mrs. Warmington dem Griechen einen Finger in die Rippen. »Stehen Sie nicht so herum!« zischte sie. »Sehen Sie nach, wer es ist!« Eumenides legte die Decken ab und schlich auf Zehenspitzen die Treppe hinunter. Mrs. Warmington drückte ihre Tasche an die Brust, drehte dann unvermittelt um und ging in das Schlafzimmer zurück. Julie hörte, wie der Riegel vorgeschoben wurde.

Gleich darauf tauchte Eumenides wieder auf und winkte. »Es ist Rawsthorne.«

Julie holte Mrs. Warmington wieder aus dem Zimmer heraus, und sie gingen zusammen hinunter, wo sie Rawsthorne sehr aufgeregt antrafen. »Sie haben angefangen, die Stadt zu beschießen«, sagte er. »Die Regierungstruppen haben neue Stellungen bezogen. Es wäre

besser, wenn wir uns schnell absetzten, solange die Straßen noch nicht ganz verstopft sind.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung«, sagte Mrs. Warmington. Rawsthorne sah sich um. »Wo ist Causton?«

»Er ist losgegangen, um den besten Fluchtweg zu erkunden«, sagte Julie. »Er sagte, es würde nicht lange sein. Wie spät ist es jetzt?«

Rawsthorne sah auf seiner Taschenuhr nach. »Ein Viertel vor neun - tut mir leid, daß ich so spät komme. Hat er gesagt, wann er zurück sein würde?«

Sie schüttelte den Kopf »Er meinte, er würde nicht lange weg sein, aber er sagte, wenn er um elf noch nicht da wäre, würde er überhaupt nicht mehr kommen.«

Es gab eine schwere Explosion ziemlich in der Nähe, und es fielen Schalen vom Deckenputz herab. Mrs. Warmington flog hoch. »Führen Sie uns zu Ihrem Wagen, Mr. Rawsthorne! Wir müssen sofort weg.«

Rawsthorne kümmerte sich nicht um sie. »Etwas über zwei Stunden höchstens«, sagte er. »Aber er dürfte wohl viel früher zurück sein. Inzwischen...« Er sah bedeutungsvoll zur Decke hinauf

»Causton sagte, der beste Platz für uns sei unter der Treppe«, sagte Julie.

»Wollen Sie sagen, wir bleiben hier?« wollte Mrs. Warmington wissen. »Bei alldem? Wir werden alle umkommen.«

»Wir können Mr. Causton nicht zurücklassen«, sagte Julie.

»Ich mache schon«, sagte Eumenides. »Kommen Sie!«

Der Raum unter der Haustreppe war als eine Besenkammer benutzt worden. Die Tür war verschlossen gewesen, aber Eumenides hatte sie mit einer dort hängenden Feuerlöschaxt aufgebrochen, hatte alle Eimer und Besen herausgeworfen und ihre Vorräte hineingepackt. Mrs. Warmington beschwerte sich bitter, daß sie auf dem Fußboden sitzen sollte, wurde aber sehr still, als Julie spitz bemerkte: »Sie können gern jederzeit hinausgehen.« Es war eng, aber es war so viel Platz da, daß die vier sitzen konnten, und wenn die Tür einen Spalt offenblieb, konnte Rawsthorne den Haupteingang im Auge

behalten, damit er Causton sehen konnte, wenn er zurückkam.

Er sagte besorgt: »Causton hätte nicht hinausgehen sollen - ich habe St. Pierre nie so gesehen, die Stadt beginnt überzukochen.«

»Er wird sich schon durchschlagen«, sagte Julie. »Er hat Erfahrung in solchen Dingen - das ist sein Beruf«

»Gott sei Dank ist es nicht meiner«, sagte Rawsthorne mit Nachdruck. »Die Regierungstruppen müssen im Negrito-Tal böse zusammengeschlagen worden sein. Die Stadt ist voll von Deserteuren, und es gibt viele Verwundete.« Er schüttelte den Kopf »Favels Angriff muß mit lähmender Plötzlichkeit gekommen sein, sonst hätte so etwas nicht passieren können. Die Streitkräfte der Regierung müssen eine wenigstens dreifache zahlenmäßige Überlegenheit haben.«

»Sie sagten, Serrurier hat neue Stellungen bezogen«, bemerkte Julie. »Das bedeutet, die Kämpfe werden anhalten.«

»Sie könnten noch für eine lange Zeit anhalten«, sagte Rawsthorne nüchtern. »Serrurier hat Einheiten, die gestern noch nicht eingesetzt waren - Favel ließ ihm keine Zeit dafür. Aber diese frischen Einheiten graben sich nördlich der Stadt ein, und das bedeutet eine weitere Schlacht.« Er schnalzte mißbilligend mit der Zunge. »Ich fürchte, Favel hat seine eigene Stärke überschätzt.«

Er schwieg, und sie lauschten alle dem Kampfplärm. Da war das unaufhörliche Bellen der Geschütze an den Rändern der Stadt, oft übertönt von den näheren und lauterer Explosionen der einschlagenden Granaten. Die Luft im Hotel zitterte und füllte sich allmählich mit feinem Staub, so daß das schräg in die Halle einfallende Sonnenlicht wie Scheinwerferstrahlen aussah.

Julie begann in den Kästen zu suchen, die Eumenides hinten versteckt hatte. »Haben Sie Frühstück gehabt, Mr. Rawsthorne?«

»Ich hatte keine Zeit dafür, meine Liebe.«

»Wir können ebensogut jetzt essen«, sagte Julie praktisch. »Ich denke, ich kann Brot schneiden, wenn wir uns etwas umgruppieren. Wir können es ebensogut essen, bevor es ganz trocken wird.«

Sie frühstückten Brot und Dosenfleisch und spülten es mit So-

dawasser hinunter. Als sie fertig waren, fragte Rawsthorne: »Wie spät ist es? Ich kann nicht an meine Uhr kommen.«

»Viertel nach zehn«, sagte Julie.

»Wir können noch drei viertel Stunden auf Causton warten«, sagte Rawsthorne. »Aber dann *müssen* wir abfahren - es tut mir leid, aber da ist nichts dran zu machen.«

»Das ist schon in Ordnung«, sagte Julie leise. »Er hat gesagt, wir sollten um elf losfahren.«

Gelegentlich hörten sie in der Ferne Schreie und erregte Rufe und manchmal Stiefelgetrampel. Eumenides sagte plötzlich: »Ihr Wagen ... auf der Straße?«

»Nein«, sagte Rawsthorne. »Ich habe ihn hinter dem Hotel abgestellt.« Er machte eine Pause. »Wyatts Wagen sieht schlimm aus; alle Fensterscheiben sind zertrümmert, und jemand hat die Räder mitgenommen; wegen der Reifen, nehme ich an.«

Sie verfielen wieder in Schweigen. Mrs. Warmington hielt ihre Tasche fest und führte ab und zu Selbstgespräche, die Julie ignorierte. Sie horchte nach den explodierenden Granaten und überlegte, was geschehen würde, wenn das Hotel einen Volltreffer bekäme. Sie hatte keine Vorstellung davon, welche Zerstörungen eine Granate anrichten konnte, außer dem, was sie aus Film und Fernsehen kannte, und sie hatte das Gefühl, die Filmversion würde nun eine blasse Imitation der Wirklichkeit sein. Ihr Mund wurde trocken, und sie wußte, daß sie große Angst hatte.

Die Minuten vergingen sehr langsam. Mrs. Warmington kreischte, als eine Granate ganz in der Nähe explodierte - näher als alle bisherigen - und das Fenster in der Halle eingedrückt wurde. Sie wollte aufstehen, aber Julie zog sie zurück. »Bleiben Sie, wo Sie sind!« rief sie. »Es ist sicherer hier.«

Mrs. Warmington sackte auf ihren Platz zurück, und irgendwie war Julie danach wohler. Sie sah Eumenides an, dessen Gesicht in dem trüben Licht blaß aussah, und überlegte, was er wohl dachte. Es war nicht leicht für ihn, denn mit seinem Englisch konnte er sich nur unvollkommen verständlich machen. Als sie hinsah, hielt er das

Handgelenk vor die Augen. »Viertel auf elf«, verkündete er, »ich glaube, wir lieber packen Wagen.«

Rawsthorne rührte sich. »Ja, das ist kein schlechter Gedanke«, pflichtet er ihm bei. Er begann die Tür aufzustoßen. »Augenblick - da kommt Causton.«

Julie seufzte erleichtert. »Gott sei Dank.«

Rawsthorne drückte die Tür weiter auf und hielt dann plötzlich inne. »Nein, er ist's nicht«, flüsterte er. »Es ist ein Soldat- und ein anderer kommt hinter ihm.« Sachte zog er die Tür wieder zu und ließ nur einen Spalt offen, durch den er mit einem Auge beobachtete.

Der Soldat hatte ein Gewehr über die Schulter gehängt, aber der Mann hinter ihm, auch ein Soldat, trug keine Waffe. Sie kamen in die Halle, stießen mit den Füßen die Rohrstühle aus dem Weg und betrachteten für eine Weile den verstaubten Luxus um sich herum. Einer von ihnen sagte etwas und zeigte. Der andere lachte, und beide verschwanden aus dem Blickfeld.

»Sie sind in die Bar gegangen«, flüsterte Rawsthorne.

Schwach hörte er das Klirren von Flaschen und lautes Gelächter. Dann war Ruhe. Er sagte leise: »Wir können nicht hinaus, solange sie hier sind. Wir müssen warten.«

Es war eine lange Wartezeit, und Rawsthorne bekam einen Krampf im Bein. Er konnte überhaupt nichts hören und begann zu überlegen, ob die Soldaten vielleicht durch den Hinterausgang verschwunden waren. Schließlich fragte er flüsternd: »Wie spät ist es?«

»Zwanzig nach elf.«

»Dies ist doch Unsinn«, sagte Mrs. Warmington laut. »Ich kann keinen Laut hören. Sie müssen gegangen sein.«

»Seien Sie still!« sagte Rawsthorne. Seine Stimme klang ein wenig scharf. Er wartete noch eine lange Zeit und sagte dann leise: »Vielleicht sind sie wirklich weg. Ich will einmal nachsehen.«

»Passen Sie aber auf!« flüsterte Julie.

Er wollte gerade wieder die Tür aufmachen, als er in seiner Bewegung innehielt und fluchte. Einer der Soldaten kam aus der Bar und torkelte aus einer Flasche trinkend durch die Halle. Er ging zur

Tür und starrte eine Weile durch die zerbrochenen Scheiben der Drehtür auf die Straße hinaus. Dann rief er plötzlich jemandem draußen etwas zu und schwenkte die Flasche.

Zwei weitere Männer kamen von draußen herein, und es gab eine kleine Konferenz; der erste Soldat zeigte mit einer einladenden, großspurigen Armbewegung nach der Bar, so, als wollte er sagen: Ihr seid meine Gäste. Einer von den zweien rief anderen draußen etwas zu, und im Nu trampelten ein Dutzend Soldaten durch die Halle, in Richtung auf die Bar. Harte Männerstimmen palaverten wild durcheinander.

»Verdammt!« sagte Rawsthorne. »Sie fangen ein Saufgelage an.«

»Was können wir dabei tun?« fragte Julie.

»Nichts«, sagte Rawsthorne schlicht. Nach einer Pause sagte er: »Ich glaube, das sind Deserteure. Ich möchte nicht, daß sie uns sehen, besonders...« Er vollendete den Satz nicht.

»Besonders die Frauen«, sagte Julie ohne Umschweife und merkte, wie Mrs. Warmington zu zittern begann.

Sie lagen still und horchten nach dem Lärm aus der Bar, dem rauhen Rufen, dem Zerschlagen von Glas und dem lauten Gesang. »Gesetz und Ordnung in der Stadt scheinen sich aufzulösen«, sagte Rawsthorne schließlich.

»Ich will hier raus«, sagte Mrs. Warmington plötzlich laut.

»Haltet diese Frau still!« zischte Rawsthorne.

»Ich bleibe nicht hier«, sagte sie weinerlich und versuchte aufzustehen.

»Hierbleiben!« flüsterte Julie wütend und zog sie zurück.

»Sie können mich nicht festhalten«, kreischte Mrs. Warmington.

Julie wußte nicht, was Eumenides getan hatte, aber plötzlich sackte Mrs. Warmington über ihr zusammen, eine warme, leblose Last, schlaff und schwer. Sie bäumte sich kraftvoll auf und wälzte die Frau von sich ab. »Danke, Eumenides«, flüsterte sie.

»Um Gottes willen!« hauchte Rawsthorne und spitzte die Ohren, um zu hören, ob sich die Geräusche aus der Bar plötzlich und bedrohlich verändern würden. Nichts geschah; der Lärm schwoll noch

an - die Männer wurden betrunken. Nach einer Weile fragte Rawsthorne leise: »Was ist mit dieser Frau los? Ist sie verrückt?«

»Nein«, sagte Julie. »Nur maßlos verwöhnt. Sie hat ihr Leben lang immer ihren Willen bekommen, und sie kann sich eine Situation, in der man ihr ihren Willen nicht lassen darf, weil es tödlich für sie sein könnte, einfach nicht vorstellen. Sie kann sich nicht anpassen.« Ihre Stimme klang nachdenklich. »Im Grunde tut sie mir nur leid.«

»Ob sie uns leid tut oder nicht, wir müssen sie stillhalten«, sagte Rawsthorne. Er spähte durch den Spalt. »Gott mag wissen, wie lange diese Burschen hierbleiben - sie werden immer betrunken.«

Sie lagen dort und horchten nach dem Getöse, das manchmal vom Schlachtenlärm übertönt wurde. Julie sah immer wieder auf ihre Uhr und überlegte, wie lange das wohl noch dauern sollte. Alle fünf Minuten sagte sie sich, sie werden in fünf Minuten gehen - aber sie taten es nicht. Da hörte sie einen erstickten Laut von Rawsthorne. »Was ist?« flüsterte sie.

Er wandte sich um. »Es kommen noch mehr herein.« Er wandte sich wieder dem Spalt zu, um zu beobachten. Es waren diesmal sieben, sechs Soldaten und einer, der wie ein Offizier aussah, und sie wirkten diszipliniert, wie sie in die Halle kamen und sich umsahen. Der Offizier starrte zur Bar hinüber und rief etwas, aber seine Stimme ging in dem Lärm unter, daher zog er seinen Revolver und feuerte einen Schuß in die Luft. Es entstand eine plötzliche Stille im Hotel.

Mrs. Warmington rührte sich, und ein Stöhnen kam über ihre Lippen. Julie drückte der Frau schnell die Hand auf den Mund. Sie hörte einen verzweifelten Seufzer von Rawsthorne und sah eine Kopfbewegung, als hätte er sich schnell umgesehen.

Der Offizier rief in barschem Ton etwas, und die Deserteure kamen einer nach dem anderen in die Halle und standen dort, untereinander murmelnd und den Offizier anmaßend und trotzig anblickend. Als letzter tauchte der Soldat mit dem Gewehr auf - er war schwer betrunken.

Der Offizier schalt sie mit schneidender, wutverzerrter Stimme.

Dann machte er eine ruckartige Bewegung und gab ein kurzes Kommando, das bedeutete, daß sie antreten sollten. Der betrunkene Soldat rief etwas, nahm sein Gewehr von der Schulter und lud dabei durch. Der Offizier rief dem Soldaten hinter sich einen kurzen Befehl zu. Der hob seine Maschinenpistole und drückte ab. Die stotternden Hammerschläge der Maschinenpistole erfüllten die Halle, und eine Geschoßgarbe traf den Gewehrträger in die Brust und warf ihn rückwärts über einen Tisch, der krachend zusammenbrach.

Eine vierte Kugel schlug neben Rawsthorne in die Tür. Er zuckte zusammen, ließ aber den Blick nicht von der Halle und sah den Offizier müde mit dem Arm winken. Gehorsam traten die Deserteure an und marschierten aus dem Hotel, eskortiert von den bewaffneten Soldaten. Der Offizier steckte seinen Revolver in die Tasche zurück und blickte auf den getöteten Mann herab. Verächtlich stieß er mit dem Fuß gegen die Leiche, drehte sich dann auf dem Absatz um und ging hinaus.

Rawsthorne wartete volle fünf Minuten, bevor er vorsichtig sagte: »Ich glaube, jetzt können wir gehen.«

Als er die Tür aufstieß und Licht in die Besenkammer flutete, ließ Julie Mrs. Warmington los, die nach der Seite auf Eumenides herabsackte. Rawsthorne torkelte hinaus, und Julie folgte ihm. Dann drehten sie sich um und zerrten die ältere Frau heraus. »Wie geht es ihr?« fragte Julie. »Ich dachte, sie würde mir ersticken, aber ich mußte sie ruhig halten.«

Rawsthorne beugte sich über sie. »Sie kommt schon wieder zu sich.«

Es dauerte zwanzig Minuten, bis sie im Wagen saßen und abfahrbereit waren. Mrs. Warmington war bei Bewußtsein, aber benommen. Sie nahm kaum wahr, was vorging. Eumenides sah bleich und erschüttert aus. Als er sich in dem Sitz zurechtrückte, entdeckte er einen langen Riß in seiner Jacke, eben unter dem linken Ärmel, und erkannte mit verspätetem Schreck, daß er von der verirrtten Kugel, die Rawsthorne erschreckt hatte, beinahe ins Herz getroffen worden wäre.

Rawsthorne prüfte die Instrumente. »Der Tank ist voll«, sagte er,

»und ich habe zwei Reservekanister hinten drin. Das müßte reichen.«

Er fuhr an, und der Wagen rollte durch die enge Gasse von der Rückseite des Hotels auf die Hauptstraße. Der Union Jack auf dem Kotflügel flatterte ein wenig in dem Fahrtwind. Es war Viertel vor zwei.

Als Causton auf die Straße hinausgetreten war, hatte er sich von allen Seiten beobachtet gefühlt, aber nach einer Weile wurde er sicherer, als er erkannte, daß die Menschen um ihn herum voll und ganz mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt waren. Als er die bevölkerte Straße entlang zur Place de la Liberation Noire blickte, sah er eine schwarze Rauchfahne von einem Brand aufsteigen, und gerade als er hinsah, kreperte eine Granate dort, wo etwa die Mitte des Platzes gewesen sein mußte.

Er drehte sich um und eilte in die andere Richtung, mit dem allgemeinen Strom. Es herrschte ein Höllenlärm - der Geschützdonner, das Heulen der durch die Luft fliegenden Granaten und das ohrenzerreißende Krachen, wenn sie kreperten, war schlimm genug, aber das Lärmen der hastenden Menge war noch schlimmer. Jeder schien das Bedürfnis zu haben, laut zu schreien, und die Tatsache, daß sie in einer für ihn unverständlichen Sprache schrien, machte die Sache nicht besser.

Einmal packte ihn ein Mann am Arm und schrie ihm eine Menge Unverständliches ins Gesicht. Causton sagte: »Tut mir leid, mein Sohn, ich verstehe kein Wort«, und schüttelte den Arm ab. Erst als er sich abwandte, wurde ihm klar, daß er auch selbst aus vollem Halse geschrien hatte.

Die Menge bestand hauptsächlich aus Zivilisten, aber es waren viele Soldaten darunter, manche bewaffnet, manche nicht. Die Mehrzahl der Soldaten schien unverwundet und kampftauglich zu sein, abgesehen von ihrer Müdigkeit und der Angst in ihren Augen. Causton vermutete, daß es sich um Männer handelte, die zum erstenmal in ihrem Leben ein Artilleriefeuer erlebt und es seelisch nicht

durchgestanden hatten. Aber er sah auch Verwundete, die im Dahintrotten gebrochene Arme festhielten, mit verwundeten Beinen humpelten und, ein schrecklicher Anblick, einen Soldaten, der mit den Händen vor dem Bauch dahinwankte, wobei ihm die rote Flüssigkeit von seinen Eingeweiden zwischen den schmierigen Fingern herausrann.

Die Zivilisten wirkten noch demoralisierter als die Soldaten. Sie rannten hin und her, anscheinend ohne Sinn und Zweck. Ein Mann, den Causton bemerkte, wechselte seine Richtung sechsmal in ebensoviele Minuten und rannte immer wieder an Causton vorbei, bevor er in der Menge verschwand. Er traf ein junges Mädchen in einem roten Kleid, das in der Mitte der Straße stand, sich mit beiden Händen die Ohren zuhielt und unablässig schrie. Er hörte ihre Schreie noch lange, während er sich durch all dieses Elend vorwärts kämpfte.

Er beschloß schließlich, in eine Seitenstraße zu gehen, um aus dem Gedränge herauszukommen, und deshalb drängte er sich an die Seite und bog an der nächsten Ecke ab. Hier war das Gedränge nicht so groß, und er kam schneller voran, etwas, das er sich im Geist vormerkte für ihre geplante Fahrt mit dem Auto. Bald kam er zu einem jungen Soldaten, der auf einer Apfelsinenkiste saß. Das Gewehr hatte er an die Seite gelehnt, und ein Ärmel seiner Bluse flatterte lose. Causton blieb stehen und fragte: »Haben Sie einen Arm gebrochen?«

Der junge Mann sah ihn verständnislos an. Sein Gesicht war grau vor Erschöpfung. Causton tippte an seinen eigenen Arm. »*Le bras*«, sagte er und machte dann eine schnelle Bewegung, wie wenn er einen Stock über seinem Knie zerbrechen wollte. »Gebrochen?«

Der Soldat nickte stumpfsinnig.

»Ich werde ihn schienen«, sagte Causton, beugte sich hinab und half dem Soldaten, seine Uniformbluse auszuziehen. Er trat die Apfelsinenkiste entzwei, um Leisten zum Schienen zu erhalten, und band den Arm dann daran fest. »Es wird jetzt bessergehen«, sagte er und ging. Aber er ging mit der Bluse und dem Gewehr des Man-

nes - jetzt hatte er seine Staffage.

Die Bluse war ihm zu eng, deshalb trug er sie offen; die Hose paßte nicht dazu, und er hatte keine Mütze, aber er glaubte nicht, daß das was ausmachte - es kam nur darauf an, daß er so ungefähr wie ein Soldat aussah und daher einen >Besitzanteil< am Krieg hatte. Er hob das Gewehr, öffnete das Schloß und fand das Magazin leer. Er lächelte nachdenklich. Auch das machte nichts; er hatte noch nie in seinem Leben einen Menschen erschossen und hatte auch nicht die Absicht, jetzt damit zu beginnen.

Auf Umwegen, die er sorgfältig in seiner Karte markierte, gelangte er nach einiger Zeit an den Ostausgang der Stadt an der Küstenstraße. Er stellte erleichtert fest, daß das Gedränge hier nicht so groß war und daß die Leute etwas ruhiger wirkten. Auf der Straße bewegte sich ein dünner Strom von Menschen aus der Stadt hinaus, ein Strom, der sich später zu einer Sturzflut verstärken würde. Je eher er Rawsthorne mit dem Wagen auf den Weg bringen könnte, desto besser würde es für alle Beteiligten sein, also kehrte er um. Ein Blick auf seine Uhr sagte ihm, daß es später war, als er gedacht hatte.

Jetzt bewegte er sich gegen den Strom, und es war schwieriger voranzukommen und würde in der Nähe des aufgescheuchten Stadtzentrums sogar noch schwieriger werden. Weit voraus sah er den Qualm, der sich am Himmel über dem Stadtkern ausbreitete - die Stadt begann zu brennen. Sie würde nicht lange brennen, dachte er. Nicht wenn Wyatt recht hatte.

Er schob sich weiter in das Chaos von St. Pierre hinein, stieß gegen Leiber, die sich gegen ihn stemmten, und benutzte rücksichtslos den Gewehrkolben, um sich den Weg frei zu machen. Einmal traf er einen Soldaten, der sich den Weg freikämpfte, und sie standen einander gegenüber. Causton drehte das Gewehr um, betätigte das Schloß, daß es scharf klickte, und dachte, was tue ich bloß, wenn er diesen Wink nicht versteht? Der Soldat sah nervös auf die Gehwehrmündung, die auf seinen Bauch zeigte, machte einen halbherzigen Versuch, sein eigenes Gewehr zu heben, überlegte es sich

dann aber anders, zog sich zurück und tauchte in der Menge unter. Causton grinste und setzte seinen Weg fort.

Er war schon nicht mehr weit vom *Imperiale*, als das Gedränge so groß wurde, daß er nicht mehr vorankam. Jesus! dachte er; wir stehen hier auf dem Präsentierteller. Er versuchte zurückzugehen, aber das stellte sich als ebenso schwierig heraus - irgendwas schien die Menge aufzuhalten, etwas Unbewegliches.

Er entdeckte, was es war, als er sich weit genug nach rückwärts durchgekämpft hatte, bis fast an die Ecke der Straße. Eine Militäreinheit war aus einer Seitenstraße gekommen und hatte eine Absperrkette über die Hauptstraße gebildet. Die Menge wurde mit der Waffe im Anschlag gestoppt. Männer wurden herausgeholt und auf einem freien Platz aufgereiht, und Causton versuchte nach einem schnellen Blick wieder unterzutauchen. Aber es war zu spät. Ein Arm packte ihn, zog ihn aus der Menge heraus und stieß ihn zu den anderen hinüber. Serrurier war damit beschäftigt, seine sich auflösende Armee wieder zusammenzusuchen.

Er betrachtete die Männer, unter die er geraten war. Sie waren alle Soldaten und alle unverwundet, und sie standen mit gesenkten Blicken da. Causton ließ seine Schultern nach vorn fallen, senkte den Kopf und mischte sich unauffällig unter sie, wobei er versuchte, soweit wie möglich nach hinten zu kommen. Nach einer Weile kam ein Offizier und hielt eine Ansprache. Causton verstand kein Wort, aber er erfaßte die allgemeine Bedeutung. Sie waren Deserteure, Feiglinge vor dem Feind, die eigentlich erschossen werden mußten, im Morgengrauen, oder lieber noch früher. Sie hatten nur eine Möglichkeit, am Leben zu bleiben, nämlich zurück an die Front zu gehen und sich Favels Kanonen zu stellen, zum Ruhm von San Fernandez und Präsident Serrurier.

Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, schritt der Offizier an der ersten Reihe entlang und wählte willkürlich sechs Mann aus. Sie wurden an die gegenüberliegende Hauswand geführt - arme, verwirrte, verständnislose Schafe -, und plötzlich schoß ein Maschinengewehr, und die kleine Gruppe wankte und purzelte in dem Ku-

gelhagel durcheinander. Der Offizier ging ruhig hinüber und schoß einem armen Teufel, der noch schrie, eine Kugel in den Kopf. Dann drehte er sich um und gab ein scharfes Kommando.

Wie elektrisiert kamen die Deserteure in Bewegung. Unter dem lauten Gebell von Unteroffizieren bildeten sie eine unordentliche Kolonne und marschierten durch die Seitenstraße davon, Causton mit ihnen. Er sah im Vorbeimarschieren zu dem Erschießungskommando auf dem Lastwagen hinüber und dann zu den sechs toten Männern. *Pour encourager les autres*, dachte er.

Causton war in Serruriers Armee eingezogen worden.

Dawson wunderte sich über sich selbst.

Sein ganzes Leben hatte er als ein zivilisiertes Mitglied der nord-amerikanischen Volksgemeinschaft gelebt und daher nie Gelegenheit gehabt, sich klarzuwerden, wie er sich verhalten würde, wenn er einmal in echte Schwierigkeiten geraten sollte. Wie die meisten modernen zivilisierten Menschen hatte er Schwierigkeiten dieser Art noch nie erlebt; er wurde verhätschelt und beschützt von der Gemeinschaft und zahlte seine Steuern, wie es sich gehörte, auf daß dieser Schutz bestehen bliebe und immer jemand zwischen ihm und primitiven Realitäten wie Tod durch eine Kugel oder Folter stünde.

Obzwar sein Image das eines sorglosen, kernamerikanischen Supermanns war und er schon in Gefahr kam, die Zeitungsausschnitte über sich selbst zu glauben, war ihm in den hintersten Winkeln seiner Seele irgendwie bewußt, daß dieses Image ein Betrug war, und er dachte von Zeit zu Zeit vage darüber nach, was für ein Mann er wohl wirklich war. Er hatte solche Gedanken zurückgedrängt, sobald er sie bewußt formulierte, weil er das ungute Gefühl hatte, daß er möglicherweise wirklich ein Schwächling sein könnte und dieser Gedanke beunruhigte ihn zutiefst. Das öffentliche Image, das er sich geschaffen hatte, war der Mann, der er zu sein wünschte, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er vielleicht nicht der-

gleichen war. Und er hatte keine Möglichkeit, das eine oder das andere zu beweisen - er war nie auf die Probe gestellt worden.

Wyatts kaum verhohlene Verachtung hatte einen Stachel hinterlassen, und er verspürte so etwas wie Scham wegen des Versuchs, den Wagen zu stehlen - das war doch nicht die Handlungsweise eines *Mannes*. So kam es, daß, als seine Prüfung kam, etwas tief in seinem Innern ihn dazu brachte, seine Schultern zurückzuwerfen und Sous-Inspecteur Roseau zu sagen, er solle sich zum Teufel scheren, und das recht flott.

Nun, da er im Bett lag und rings um ihn die Hölle einzustürzen schien, wunderte er sich also über sich selbst. Er hatte solche körperlichen Schmerzen ertragen, wie er nie für möglich gehalten hätte, und er war stolz, daß er als letztes vor dem Verlust des Bewußtseins in Roseaus Büro das unerbittliche Gesicht vor ihm angesehen und gestammelt hatte: »Ich sage es immer noch - scheren Sie sich zum Teufel, Sie Schwein!«

Als er aus der Bewußtlosigkeit erwachte, lag er in einem sauberen Bett, und seine Hände waren verbunden und seine Wunden versorgt. Warum das so war, wußte er nicht. Auch wußte er nicht, warum er seinen Körper nicht aufrichten konnte. Er versuchte es einige Male, gab dann die Anstrengungen auf und wandte seine Aufmerksamkeit seinem neuen, wunderbaren Ich zu. In einer kurzen Stunde hatte er entdeckt, daß er nie mehr ein öffentliches Image brauchen würde, daß er nie mehr vor Selbstanalysen zurückschrecken würde.

»Ich werde mich nie mehr fürchten«, sprach er leise mit geschwollenen Lippen. »Bei Gott, ich habe es ertragen -« Aber er fürchtete sich doch, als das Artilleriefeuer einsetzte. Er konnte die primitive Reaktion seines Körpers nicht steuern; seine Drüsen arbeiteten normal, und die Angst kroch ihn an, als der Stahlhagel auf die Place de la Liberation Noire herniederfiel. Er kroch auf dem Bett zusammen, sah hilflos zur Decke hinauf und fürchtete, die nächste Granate könnte einschlagen, um ihm seine neuentdeckte Männlichkeit wieder zu nehmen.

Nicht weit davon saß Wyatt in der Ecke seiner Zelle und hielt sich beide Ohren zu, weil der unbeschreibliche Krach unerträglich war. Sein Gesicht war zerschnitten, wo ihn Glassplitter getroffen hatten, aber glücklicherweise waren die Augen unverletzt geblieben. Er hatte eine Zeitlang damit zugebracht, vorsichtig kleine Glassplitter aus seiner Haut zu entfernen - ein sehr schmerzhafter Prozeß -, und die dafür erforderliche Konzentration hatte alles andere aus seinen Gedanken verdrängt. Aber jetzt war ihm klar bewußt, was vor sich ging.

Sämtliche Geschütze, die Favel besaß, schienen auf die Place de la Liberation Noire zu schießen. Unaufhörlich folgte Explosion auf Explosion, und ein scharfer Gestank wehte durch das kleine Zellenfenster. Der *Poste de Police* war noch nicht getroffen worden, wenigstens glaubte Wyatt das. Und er war sicher, er würde das merken. Während er mit angezogenen Beinen und dem Gesicht zwischen den Knien in der Ecke hockte, schmiedete er Pläne für den Fall, daß das Polizeigebäude getroffen würde - wenn er dann noch leben sollte.

Plötzlich gab es einen allmächtigen Krach, der die Luft in der Zelle erzittern ließ. Wyatt fühlte sich wie eine Maus, die in eine große Trommel gekrochen war - er war für eine Weile völlig taub und hörte den Tumult draußen wie durch hundert Tücher. Er rappelte sich auf, schüttelte benommen den Kopf und lehnte sich gegen die Wand. Nach einer Weile fühlte er sich wieder besser und sah sich genauer in dem kleinen Gefängnis um. Das Polizeigebäude war getroffen worden - das war gewiß -, und sicher mußte doch irgend etwas nachgegeben haben.

Er betrachtete die gegenüberliegende Wand. War diese Ausbuchtung vorher schon dagewesen? Gewiß nicht. Er ging näher heran und bemerkte einen langen zickzackförmigen Riß über die Wand. Er streckte die Hand aus und schob vorsichtig, dann drückte er kräftiger mit der Schulter. Nichts bewegte sich.

Er trat zurück und sah sich in der Zelle nach etwas um, womit er die Wand angehen konnte. Sein Blick fiel auf den Hocker, aber

das war nichts - er war aus Holz und leicht gebaut, eine brauchbare Waffe gegen einen Mann, aber nicht gegen eine Wand. Da blieb nur noch das Bett. Es war aus Eisen und zerlegbar; der Rahmen war am Kopf- und am Fußende in Ösen eingehakt. Das Betthaupt aus Eisenrohr war verschraubt, aber die Bolzen waren verrostet, und es war nicht leicht, sie zu entfernen. Aber nach einer halben Stunde Arbeit hatte er einen netten Satz Werkzeuge: Zwei primitive Brechstangen, mehrere Kratzer, die er aus Spiralfedern gemacht hatte, und einen unbenennbaren Gegenstand, für den er zweifellos irgendeine Verwendung finden würde.

Er kniete sich vor die Wand und begann mit einem der Kratzer losen Mörtel aus dem Riß herauszukratzen. Der jahrhundertealte Mörtel war hart und widerstandsfähig, aber die Explosion hatte der Wand nicht gutgetan, und nach und nach kratzte er ein kleines Loch aus, das groß genug war, das Ende seiner Brechstange aufzunehmen. Dann drückte er, bis seine Muskeln knackten, und wurde durch eine ganz kleine Bewegung des attackierten Steines belohnt.

Er trat zurück, um das Problem zu untersuchen, und merkte plötzlich, daß die intensive Beschießung des Platzes aufgehört hatte. Die Granate, die die Wand beschädigt hatte, mußte eine der letzten in diese Richtung abgeschossenen gewesen sein, und alles, was er jetzt hörte, war allgemeiner Schlachtenlärm im Norden der Stadt.

Er schob die Gedanken an den Krieg beiseite und betrachtete nachdenklich seine behelfsmäßige Brechstange. Eine Brechstange ist ein Hebel, oder vielmehr Teil eines Hebels - der andere Teil ist ein Widerlager, und er hatte kein Widerlager. Er nahm das Fußende des Bettes und lehnte es an die Wand; es ließ sich als Widerlager verwenden, aber nicht dort, wo er das Loch gekratzt hatte. Er würde von vorn beginnen und ein neues Loch machen müssen.

Wieder brauchte er eine lange Zeit dafür. Geduldig kratzte er an dem eisenharten Mörtel, hackte und pickte ihn auseinander, und als er fertig war, bluteten seine Knöchel, und seine Fingerkuppen fühlten sich an, als hätte sie jemand mit Sandpapier abgeschliffen. Er begann auch unter Durst zu leiden; er hatte die kleine Wasser-

karaffe, die in der Zelle war, leer getrunken, und seit dieser letzten kolossalen Explosion war niemand in die Nähe gekommen - ein gutes Zeichen.

Er setzte die Spitze seiner Brechstange in das neue Loch ein und drückte wieder. Wieder spürte er eine winzige Verschiebung in der Wand. Er nahm den Bettfuß, stellte ihn etwa zwei Handbreiten von der Wand entfernt auf und stieß seine Brechstange in das Loch. Sie ruhte gerade richtig auf der Oberkante des Metallrahmens. Dann holte er tief Luft und schwang sich mit seinem ganzen Gewicht auf die Brechstange. Etwas mußte nachgeben - die Brechstange, das Bett, die Wand - oder vielleicht Wyatt. Er hoffte, es würde die Wand sein.

Er spürte, wie sich das Metallrohr der Brechstange unter seinem Gewicht bog, aber er hob seine Füße vom Boden und drückte weiter mit seinem ganzen Gewicht. Plötzlich gab es ein knirschendes Geräusch und eine Verschiebung des Druckes. Er landete abrupt auf dem Fußboden. Er drehte sich um und hustete und wedelte mit der Hand, um den Staub zu zerstreuen, der durch die Zelle wirbelte. Helles Sonnenlicht flutete durch das klaffende Loch herein, das er aufgerissen hatte.

Er ruhte sich ein paar Minuten aus und ging dann hin, um sich den Schaden anzusehen. Nach seiner Berechnung konnte er lediglich in eine benachbarte Zelle durchgebrochen sein, und er hatte mit dem Risiko gerechnet, daß die Tür zu dieser Zelle abgeschlossen war. Aber zu seiner Überraschung sah er durch das Loch ein Stück des Platzes, zum Teil von einer ausgezackten Außenwand verdeckt.

Die Granate hatte die nächste Zelle völlig zerstört, und er verdankte es nur den vergessenen tüchtigen Erbauern seines Gefängnisses, daß er nicht bis in den Himmel geblasen worden war.

Er hatte nur zwei der schweren Quadratsteine herausgebrochen, aus denen die Wand gebaut war, und das Loch war eng, aber zum Glück war er schlank und schaffte es durchzukriechen. Er holte sich nur noch einige zusätzliche Schrammen dabei. Es war schwierig, auf der anderen Seite einen Halt für die Füße zu finden, denn der hal-

be Fußboden war weggerissen worden, und über dem Büro im Erdgeschoß war nur noch Himmel. Ein Mann sah mit erschrockenen braunen Augen von dort unten zu ihm herauf - aber er war tot. Er lag auf dem Rücken, und sein Oberkörper war von einem Block Mauerwerk zerschmettert.

Wyatt balancierte auf dem fußbreiten Sims, der seine ganze Standfläche war, und hielt sich mit den Händen fest, während er Ausschau hielt. Der Platz war verlassen und unbelebt - bis auf die Hunderte von Leichen, die verstreut herumlagen, Leichen in der hellblauen Uniform der Regierungstruppen. Es bewegte sich nichts, außer dem Rauch von etwa einem Dutzend heftig brennender Armeelastwagen, die dort standen, wo einst der Mittelpunkt des Platzes gewesen war - das heroische Standbild Serruriers. Aber die Statue war weg, durch das Stahlgewitter von ihrem Sockel gefegt.

Er sah hinunter. Es würde ganz leicht sein, abzusteigen und als freier Mann davonzugehen. Aber dann sah er hinüber zur Tür der zerstörten Zelle, die nur an einer Angel hing, und obwohl er zögerte, wußte er doch, was er zu tun hatte. Er mußte Dawson suchen.

Er schob sich vorsichtig auf dem schmalen Sims entlang, bis er auf einen breiteren und sichereren Teil bei der Tür gelangte. Von dort aus war es leicht, und in einer halben Minute war er im Korridor des Zellenblocks. Es war merkwürdig; außer der dicken Staubschicht, die auf allem lag, deutete nichts darauf hin, daß das Gebäude getroffen wurde.

Als er durch den Korridor ging, rief er: »Dawson!« und war erstaunt, daß nur ein Krächzen herauskam. Er räusperte sich und rief lauter: »Dawson! Dawson!«

Von den Zellen in der Nähe rief es durcheinander, aber er konnte Dawsons Stimme nicht heraushören. Ärgerlich rief er: »*Taisezvous!*«, und die Rufe verstummten, bis auf einen schwachen Schrei vom Ende des Korridors. Er eilte hin und rief wieder: »Dawson! Sind Sie dort?«

»Hier!« sagte eine schwache Stimme, und sie kam aus einem Raum neben Roseaus Büro. Er sah die Tür an - dies war keine Zelle, das würde nicht schwer sein. Er ergriff einen schweren Feuerlöscher und

benutzte ihn als Rammbock. Bald gab das Schloß nach, und er brach in den Raum ein.

Dawson lag im Bett, seinen Kopf und seine Hände verbunden. Beide Augen waren blau, und es schienen ihm einige Zähne zu fehlen, Wyatt sah ihn an. »Mein Gott! Was haben sie mit Ihnen gemacht?«

Dawson sah ihn einige Sekunden an, ohne etwas zu sagen, und dann brachte er ein Grinsen zustande. »Haben Sie sich in letzter Zeit einmal selbst angesehen?« fragte er, mühsam mit geschwollenen Lippen sprechend.

»Kommen Sie!« sagte Wyatt. »Wir müssen sehen, daß wir rauskommen.«

»Ich kann nicht«, sagte Dawson mit verhaltener Wut. »Die Schweine haben mich festgeschnallt.«

Wyatt trat näher heran und sah, daß es stimmte. Zwei breite Gurte gingen über Dawsons Körper, und die Schnallen waren so weit unter dem Bett, daß sie nicht zu erreichen waren. Er bückte sich unter das Bett und begann sie zu lösen. »Was geschah, nachdem man Sie zusammengeschlagen hatte?« fragte er.

»Das ist das Komische«, sagte Dawson verwirrt. »Ich wachte hier drin auf und hatte diese Verbände um. Warum in Teufels Namen haben sie das getan?«

»Ich habe Roseau Angst eingejagt«, sagte Wyatt. »Ich bin froh, daß es half.«

»Sie wollten mich noch nicht verlieren, schätze ich«, sagte Dawson. »Deshalb haben sie mich festgeschnallt. Ich habe Höllenangst ausgestanden. Ständig rechnete ich damit, daß eine Granate durch die Decke kommen würde. Zweimal meinte ich, es wäre passiert.«

»Zweimal? Ich meinte, da war nur ein Treffer.«

Dawson stieg aus dem Bett. »Ich glaube, es waren zwei.« Er zeigte auf einen Stuhl. »Helfen Sie mir bitte mit meinen Hosen; ich glaube nicht, daß ich es allein kann - nicht mit diesen Händen. Oh, wie gern würde ich diesen Hundesohn Roseau treffen.«

»Wie geht es mit Ihren Beinen?« fragte Wyatt, während er ihm beim

Anziehen half

»Die sind in Ordnung.«

»Wir haben eine kleine Kletterpartie vor uns; nicht weit, nur auf die Straße hinunter. Ich glaube, Sie schaffen es.«

Sie gingen in den Korridor hinaus. »Da ist eine Zelle etwas weiter hinten, die ist gut gelüftet«, sagte Wyatt. »Dort ist unser Ausgang.«

Ein Schuß hallte schrecklich laut durch den Korridor, und eine Kugel bewarf Wyatt mit Steinsplittern, als sie neben seinem Kopf von der Wand abprallte. Er bückte sich schnell und drehte sich um. Roseau verfolgte sie wankend durch den Korridor. Er war in einer schrecklichen Verfassung. Seine Uniform hing in Fetzen an ihm, und sein rechter Arm hing schlaff herab, als wäre er gebrochen. Er hielt einen Revolver in der linken Hand, und das war es vielleicht, was Wyatt rettete. Der nächste Schuß ging weit fehl.

Er schrie: »Die Zelle dort!« und schob Dawson kräftig. Dawson rannte die paar Meter zur Tür, hastete hindurch und hielt erschrocken an. Er verlor fast das Gleichgewicht bei dem Versuch, nicht in den unerwarteten Abgrund zu fallen. Wyatt zog sich langsamer zurück und ließ die Augen nicht von Roseau, der den Gang entlang gerannt kam. Roseau sagte kein Wort; er wischte sich mit dem Rücken der Hand, in der er den Revolver hielt, das Blut aus seinen fanatischen Augen, und sein Kiefer bewegte sich, als er unsicher wieder zielte. Wyatt sprang durch die Zellentür, als der Schuß losging, und hörte einen deutlichen Knall, als die Kugel sich in den Türpfosten grub.

»Hier herüber!« schrie Dawson, und Wyatt schritt eilig über die Trümmer und auf den schmalen Sims. »Wenn dieser verrückte Hund herauskommt, müssen wir wohl springen.«

»Es gibt kaum eine bessere Methode, sich die Beine zu brechen«, sagte Wyatt. Er fühlte mit seiner Hand etwas Loses, und seine Finger krümmten sich um einen faustgroßen Stein.

»Hier kommt er«, sagte Dawson.

Roseau schlurfte durch die Tür und schien den Abgrund vor seinen Füßen gar nicht zu bemerken. Er schwankte vorwärts, seinen

Blick auf Wyatt geheftet, bis seine Stiefelspitzen über dem Leeren hingen, und hob mit zitternder Hand seinen Revolver.

Wyatt warf den Stein und traf Roseau seitlich am Kopf. Der Revolver ging los, und Roseau drehte sich, verlor den Halt und stürzte vornüber in die Trümmer unter ihm. Sein Arm legte sich über die Schulter des Toten und der neuerlich aufgewirbelte Staub setzte sich wieder auf die offenen, verwundert blickenden Augen des Toten.

Dawson holte tief Luft. »Jesus! War das ein unnachgiebiger Hund. Vielen Dank, Wyatt.«

Wyatt zitterte. Er stand auf dem Sims und wartete, bis das Zittern aufhören würde. Dawson sah auf Roseau hinunter: »Er wollte Sie hineinziehen - ich tat es nicht, Wyatt. Ich habe ihm nichts erzählt.«

»Ich hatte das auch nicht angenommen«, sagte Wyatt ruhig. »Wir wollen sehen, daß wir herunterkommen. Es ist hier jetzt nichts los, aber das könnte sich verdammt schnell ändern.«

Langsam kletterten sie auf die Straße hinunter. Es war schwierig für Dawson, weil seine Hände schmerzten, aber Wyatt half ihm. Als sie auf dem Gehsteig standen, fragte Dawson: »Was tun wir jetzt?«

»Ich gehe zurück zum *Imperiale*«, sagte Wyatt. »Ich muß Julie finden. Ich muß wissen, ob sie noch in St. Pierre ist.«

»In welcher Richtung ist das?«

»Quer über den Platz«, sagte Wyatt und zeigte die Richtung.

Sie gingen über die Place de la Liberation Noire, und Dawson starrte entsetzt auf die Folgen des Blutbades. Es lagen Leichen überall, zu Hunderten. Sie konnten nicht mehr als fünf Meter geradeaus laufen, ohne ausweichen zu müssen, und sie gaben es schließlich auf und stiegen über die Toten hinweg. Plötzlich drehte Dawson sich um und übergab sich; er hatte lange nichts gegessen oder getrunken, und sein Erbrechen war trocken und anstrengend.

Wyatt stieß mit dem Fuß an etwas, das metallisch und hohl klang. Er sah herunter und fand den Kopf eines Mannes; die Augen starrten ausdruckslos, und in der linken Schläfe war ein Loch.

Es war der Bronzekopf des Serrurier-Standbildes.

5

Causton marschierte nach dem Donner der Geschütze. Er schwitzte in der Sonnenhitze, während er frisch ausschritt nach der peitschenden Stimme des Sergeanten und überlegte, wie er sich aus dieser Patsche befreien könnte. Wenn er für einige Minuten aus der Marschkolonne herauskommen könnte, brauchte er nur die Bluse und das Gewehr wegzuwerfen, und er wäre wieder ein Zivilist; aber dafür bestand wohl wenig Aussicht. Die schon einmal Desertierten wurden sorgsam bewacht von Soldaten mit Maschinenpistolen, und der Offizier fuhr ständig in seinem Jeep vom einen zum anderen Ende der Kolonne.

Er stolperte ein wenig und nahm dann wieder Schritt auf. Der Mann neben ihm sprach ihn in der Inselfsprache an, offensichtlich fragte er etwas. Causton spielte den Stummen - im wahrsten Sinne des Wortes; er machte einige Bewegungen mit den Fingern und hoffte inbrünstig, daß der Soldat nicht merkte, daß er nur so tat. Der Mann stieß ein schrilles Lachen aus und stieß den Mann vor ihm ins Kreuz. Er hielt es offenbar für äußerst spaßig, daß sie einen stummen Soldaten in ihren Reihen hatten, und neugierige Blicke trafen Causton. Er hoffte, daß der Schweiß die Schuhcreme nicht zum Laufen brachte.

Nicht weit voraus hörte er den Lärm von Infanteriewaffen - das Tack-tack eines Maschinengewehres und das unregelmäßige und sporadische Gewehrgeknatter - viel näher, als er erwartet hatte. Favel hatte die Front weit in die Vororte von St. Pierre vorgeschoben und verschoß, nach den Geräuschen zu urteilen, Unmengen von Munition. Causton zuckte zusammen, als hundert Meter rechts von

ihnen eine Granate einschlug und einen Schuppen zerstörte, und das Marschtempo der Kolonne verzögerte sich merklich.

Der Sergeant schrie, der Offizier schimpfte, die Kolonne wurde wieder schneller. Bald darauf bogen sie in eine Seitenstraße ab und hielten dort. Causton betrachtete interessiert die Armeelastwagen, die dicht aufgefahren am Straßenrand abgestellt waren. Er bemerkte, daß die meisten von ihnen leer waren. Er sah auch, daß Männer Benzin aus den Tanks einiger der Fahrzeuge abzapften und damit die Tanks anderer füllten.

Der Offizier trat vor sie und redete wieder auf sie ein. Auf etwas, das offenbar eine Frage war, hoben mehrere der Männer die Gewehre und schwenkten sie, also tat Causton dasselbe. Auf ein kurzes Kommando von dem Offizier traten diese Männer heraus und stellten sich auf der anderen Seite der Straße an, Causton mit ihnen. Der Offizier zog offensichtlich die Bewaffneten heraus, so daß die übrigblieben, die ihre Gewehre weggeworfen hatten.

Ein Sergeant ging an der dünnen Linie von bewaffneten Männern entlang. Jedem der Männer stellte er eine Frage und verteilte Munition aus einer Kiste, die zwei Mann ihm hinterhertrugen. Als er zu Causton kam und die Frage stellte, riß Causton nur das Schloß seines Gewehres auf, um zu zeigen, daß das Magazin leer war. Der Sergeant drückte ihm zwei Streifen Munition in die Hand und ging weiter.

Causton sah zu den Lastwagen hinüber. Gewehre wurden von einem abgeladen und an die unbewaffneten Männer ausgegeben. Sie reichten bei weitem nicht für alle. Er spielte nachdenklich mit der Munition in seiner Hand und sah einen der Lastwagen wegfahren, mit Benzin, das aus den anderen stammte. Serrurier gingen Treibstoff, Waffen und Munition aus, oder, was wahrscheinlicher war, er hatte genug davon, aber am falschen Ort zur falschen Zeit. Es war sehr wahrscheinlich, daß seine Nachschuborganisation schrecklich durcheinander war, als Folge von Favels unerwartet erfolgreichem Vorstoß.

Er lud sein Gewehr und steckte den anderen Streifen Munition

in die Tasche. Serruriers Nachschubschwierigkeiten würden möglicherweise den Tod eines guten Auslandskorrespondenten herbeiführen; dies war ganz bestimmt kein gesunder Aufenthaltsort. Trotz seiner Abneigung gegen Schußwaffen hielt er es doch für gut, bereit zu sein. Er sah sich um und wägte seine Chancen davonzukommen. Aber er mußte leider feststellen, daß sie gleich Null waren. Aber wer wußte, was ein Wechsel des Kriegsglücks bringen würde?

Es wurden wieder Befehle geschrien, und die Männer trotteten wieder los, diesmal im rechten Winkel zu ihrer ursprünglichen Marschrichtung aus dem Stadtzentrum, und Causton schloß daraus, daß sie sich parallel zur Kampffront bewegten. Sie gerieten in eine der ärmsten Gegenden von St. Pierre, eine Ansammlung von Hütten aus flachgeklopften Kerosintrommeln und Wellblech. Es waren keine Zivilisten zu sehen; entweder hielten sie sich in den primitiven Behausungen verborgen, oder sie hatten sich eilig davongemacht.

Die Marschrichtung änderte sich wieder auf den Kampflärm zu und sie kamen auf ein offenes Gelände, eine der sich in die Vororte hineinschiebenden Landzungen. Hier wurden sie angehalten und zu einer langen Linie auseinandergezogen, und Causton dachte sich, daß sie hier wohl Stellung beziehen sollten. Die Männer begannen sich einzugraben. Sie hatten keine Werkzeuge und benutzten nur ihre Bajonette, und Causton tat eifrig das gleiche.

Er fand, daß man ihm einen übelriechenden Fleck zum Sterben zugeteilt hatte. Dieses offene Gelände in der Nähe der Hüttenstadt war ein Müllplatz, auf den die wenig hygienebewußten Bürger alles warfen, wofür sie keine Verwendung mehr hatten. Unvorsichtigerweise stach er mit seinem geliehenen Bajonett in einen aufgedunsenen Hundekadaver, der unter einem Haufen Asche halb vergraben war - schrecklich stinkende Gase entwichen mit einem leisen Zischen, und Causton würgte es. Er begab sich etwas zur Seite und fing wieder zu graben an. Diesmal hatte er mehr Erfolg und fand, daß das Graben auf einem Müllplatz einen Vorteil hatte - es

war sehr leicht, ein mannsgroßes Loch auszuheben.

Als er sich eingegraben hatte, sah er sich um, zuerst nach hinten, in der Hoffnung auf einen Fluchtweg. Direkt hinter ihm lag der Sergeant. Er sah hart und unerbittlich aus, und der Lauf seines Gewehres zeigte nach vorn, vielleicht absichtlich, direkt auf Causton. Hinter dem Sergeanten, eben vor der ersten Reihe von Hütten, lagen des Hauptmanns Bullenbeißer, ihre leichten Maschinengewehre in Stellung, bereit, jeden niederzumähen, der davonlaufen wollte. Und hinter den Soldaten war der Hauptmann selbst, von hinten führend, aus der Deckung hinter einer Hütte. Neben der Hütte stand der Jeep mit laufendem Motor, und Causton vermutete, daß der Hauptmann sich absetzen würde, wenn die Linie durchbrochen würde. In der Richtung war nichts zu machen.

Er wandte sich nach vorn. Der offene Geländestreifen dehnte sich nach beiden Seiten aus, so weit er sehen konnte, und er war wohl einen halben Kilometer breit - oder vielleicht vierhundert Meter. Auf der anderen Seite standen die besser gebauten Häuser der wohlhabenderen Bürger von St. Pierre, deren Exklusivität durch diesen Streifen Niemandsland hervorgehoben und gegen die Hütten abgeschirmt wurde. Dort drüben wurde offensichtlich gekämpft; Granaten krepitierten mit schrecklicher Regelmäßigkeit und warfen großzügig Teile von brauchbaren Wohnhäusern durch die Luft; das Geknatter der Infanteriewaffen war pausenlos. Einmal landete eine schlecht gezielte Mörsergranate nur fünfzig Meter vor Causton, und er zog den Kopf ein und spürte das Aufschlagen von Erdklumpen rings um sich.

Er schätzte, daß dies die Hauptkampflinie war und daß es den Regimentsstreitkräften schlechtging. Warum hätte sonst die Armee mit solcher Hast eine zweite Verteidigungslinie aus schlecht ausgerüsteten Deserteuren aufgestellt? Die Stellung war allerdings nicht schlecht gewählt; wenn die erste Linie nachgab, mußten Favels Leute vierhundert Meter weit über offenes Gelände vorgehen. Aber dann dachte er an die lumpigen zehn Schuß Munition, die man ihm gegeben hatte - vielleicht würden Favels Leute es doch nicht so schwer ha-

ben. Es hing davon ab, ob die Regierungstruppen dort drüben sich geordnet zurückziehen konnten.

Nichts rührte sich für eine lange Zeit, und Causton lag in der heißen Sonne in dem Loch und wurde tatsächlich schläfrig. Von Soldaten hatte er gehört, daß der Krieg ein Zeitraum sei, in dem lange Strecken Langeweile durch kurze Augenblicke von Angst unterbrochen würden, und er war gern bereit, es zu glauben, obwohl er es selbst noch nicht erlebt hatte. Aber seine Tätigkeit hatte hauptsächlich daraus bestanden, von einem Brennpunkt zum anderen zu flitzen, und die Zwischenräume wurden damit ausgefüllt, von den Fleischtöpfen rund eines Dutzends verschiedener Länder zu probieren. Er fand diese kleine Probe aus dem Soldatenleben entschieden langweilig.

Gelegentlich blickte er zurück, um zu sehen, ob sich die Fluchtgelegenheiten verbessert hatten, aber da änderte sich nie etwas. Der Sergeant starrte ihn mit steinernem Gesicht an, und die >Rückendeckung< war immer in Stellung. Der Hauptmann paffte hastig Zigaretten und suchte zwischendurch mit einem Feldstecher die Front ab. Um sich bei dem Sergeanten einzuschmeicheln, in der Hoffnung auf spätere Vergünstigungen, warf Causton ihm einmal eine Zigarette zu. Der Sergeant streckte einen Arm aus, sah die Zigarette verwundert an, lächelte dann und zündete sie an. Causton lächelte zurück und wandte sich dann wieder nach vorn; er hoffte, daß damit ein dünnes Freundschaftsband angeknüpft war.

Bald darauf schwoll der Tumult an der Front zu einem Crescendo an, und Causton erspähte die ersten menschlichen Bewegungen - einige kleine rennende Figuren vor den Wänden der fernen Häuser. Er strengte seine Augen an und wünschte, er hätte des Hauptmanns Feldstecher haben können. Von hinten hörte er die Stimme des Hauptmanns scharfe Befehle erteilen und das nähere blecherne Schreien des Sergeanten, aber er achtete nicht darauf, denn er hatte eben die entfernten Figuren als Regierungssoldaten erkannt, und sie rannten, so schnell sie konnten - die Front war zusammengebrochen.

Der Mann, der ihm am nächsten lag, schob sein Gewehr nach vorn und lud durch, und Causton hörte, wie sich das metallische Klicken die Reihe entlang fortpflanzte. Aber er ließ seinen Blick nicht von der Szene, die vor ihm lag. Die erste blaugekleidete Figur war halb über den Streifen - noch etwa zweihundert Meter entfernt -, als der Mann plötzlich die Arme hochwarf und hilflos vornüberfiel, als wäre er über etwas gestolpert. Er fiel zu einem kleinen Häufchen zusammen, bäumte sich auf und lag dann still.

Das Feld war nun voll von rennenden Männern, die völlig unordentlich zurückwichen. Manche liefen nach ihrer Kampferfahrung, in kurzen, geduckten Zickzackbewegungen, ständig die Richtung wechselnd, um den Schützen hinter ihnen das Zielen zu erschweren, das waren die intelligenteren. Die Dummen oder die vor Angst Wahnsinnigen rannten geradeaus, und es waren diese, die von den ratternden Maschinengewehren und den Gewehren herausgepickt wurden.

Causton stellte plötzlich erstaunt fest, daß er unter Feuer lag. In der Luft um ihn herum hörte er ein ständiges Zwitschern, das er zuerst nicht deuten konnte. Aber als der Hund am Rande seines Gesichtsfeldes plötzlich mit seinem Hinterbein zuckte, als ob er im Traum Hasen jagte, und aus dem trockenen Boden zehn Meter vor ihm eine Reihe von Staubfontänen aufspritzten, zog er sich in sein Loch zurück wie eine Schildkröte in ihren Panzer. Seine journalistische Neugier erwies sich jedoch als stärker, und er hob den Kopf noch einmal, um zu sehen, was vorging.

Mörsergranaten begannen jetzt auf dem Feld einzuschlagen und riesige Staubwolken aufzuwirbeln, die langsam vom Wind abgetrieben wurden. Der erste der Fliehenden war schon recht nahe, und Causton sah seinen weit offenen Mund und den starren Blick und hörte das Stampfen seiner Stiefel auf dem trockenen Boden. Er war keine zehn Meter mehr entfernt, als er fiel. Arme und Beine schlenkerten durch die Luft, und als er zur Ruhe kam, sah Causton das klaffende Loch in seinem Hinterkopf

Der Soldat hinter ihm machte einen Bogen und rannte weiter, sei-

ne Beine arbeiteten wie Motorkolben. Er sprang über Causton weg und rannte von panischer Angst getrieben weiter. Dann kam ein anderer - und noch einer - und noch mehr - alle preschten in Panik durch die Auffangstellung hindurch. Der Sergeant schrie laut, als die Männer in den Schützenlöchern unruhig wurden und den Anschein erweckten, als wollten sie auch weglaufen, und in der Nähe knallte ein Schuß. Wir werden erschossen, wenn wir weglaufen, und -später - erschossen, wenn wir nicht weglaufen, dachte Causton. Es war besser, nicht wegzulaufen - noch nicht.

Über eine halbe Stunde lang kamen die demoralisierten Überlebenden von der vorderen Front vorbei, und bald hörte Causton vereinzelte Schüsse hinter sich. Die Überlebenden wurden wieder in Reih und Glied gebracht. Er starrte über das Feld und erwartete den Angriff von Favels Armee zu sehen, aber nichts tat sich, außer daß das Mörserfeuer für eine Weile aufhörte und die Einschläge dann wieder einsetzten, diesmal direkt in ihrer Stellung. In dieser kurzen Zeitspanne, als der Rauch vom Schlachtfeld weggeweht wurde, sah Causton Dutzende von Leibern auf dem Feld verstreut und hörte einige entfernte Rufe und Wehgeschrei.

Dann hatte er keine Zeit mehr, auch nur etwas anderes zu denken, als die Granaten wie ein Stahlhagel herniederregneten. Er drückte sich in sein Schützenloch und grub seine Finger in die ekelerregenden Abfälle, als der Boden unter ihm bebte. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, obwohl es, nach späteren Überlegungen, nicht länger als fünfzehn Minuten gedauert haben konnte. Aber zu der Zeit dachte er, es würde nie enden. Jesus, mein Gott! betete er; laß mich hier heil herauskommen.

Das Sperrfeuer endete so plötzlich, wie es angefangen hatte. Causton war benommen und lag eine Weile in seinem Schützenloch, bevor er den Kopf heben konnte. Als er es tat, erwartete er die erste Welle von Favels Angriff vor sich zu sehen, und strengte sich an, durch den sich langsam verziehenden Staub und Rauch zu spä-

hen. Aber da war immer noch niemand - das Feld war leer, bis auf die Gefallenen.

Langsam sah er sich um. Die Blechhütten direkt hinter der Stellung waren zerstört, manche völlig, und der Boden war mit Kratzern übersät. Des Hauptmanns Jeep hatte ein Hinterrad verloren, und er brannte heftig. Vom Hauptmann selbst war nichts zu sehen. In der Nähe lag der Torso eines Mannes - ohne Kopf, Arme und Beine -, und Causton überlegte, ob das wohl der Sergeant war. Er streckte seine schmerzenden Beine aus und dachte, wenn er weglaufen wollte, dann war dies die beste Zeit dafür.

Aus dem nächsten Schützenloch stand ein Mann auf, sein Gesicht grau von Staub und Angst. Sein Blick war glasig und ausdruckslos, als er sich mühsam aufrichtete und davonschwankte. Der Sergeant tauchte über dem Erdboden auf und schrie ihn an, aber der Mann nahm keine Notiz von ihm, daher hob der Sergeant sein Gewehr und schoß, und der Mann klappte komisch zusammen.

Causton duckte sich wieder in sein Loch, als eine Tirade in vermanschtem Französisch aus dem Schützenloch des Sergeanten erscholl. Er mußte den Mann bewundern - das war ein zäher Berufssoldat, der kein Verdrücken oder Weglaufen vor dem Feind durchgehen ließ - aber er war verdammt unbequem.

Er sah nach, wie viele Köpfe sich erhoben, und zählte flüchtig. Er war erstaunt, wie viele von den Männern das Trommelfeuer überlebt hatten. Er hatte gelesen, daß gut eingegrabene Soldaten enormen Artilleriebeschuß überleben konnten - das war die Tatsache, die den ersten Weltkrieg so verlängerte - aber das persönlich zu erleben -, war eine andere Sache. Er blickte über das Feld, konnte aber keine Bewegung entdecken, die auf einen Angriff hindeutete. Sogar das Gewehrfeuer hatte aufgehört.

Er drehte sich um und sah den Sergeanten aus seinem Loch steigen und kühn die Front ablaufen, um die Männer zu überprüfen. Immer noch kam kein Schuß von der anderen Seite, und Causton begann sich Gedanken zu machen, was wohl geschehen war. Er blickte unruhig nach dem stahlblauen Himmel, als ob er ein neuerliches

Stahlgewitter erwartete, und kratzte sich nachdenklich die Wange, während er den Sergeanten beobachtete.

Plötzlich setzte das Gewehrfeuer wieder ein. Ein Maschinengewehr schoß in erschreckender Nähe und aus einem unerwarteten Winkel. Ein Kugelhagel fegte über die Stellung, und der Sergeant tanzte wie ein Kreisel, von Kugeln durchsiebt, und fiel in ein Schützenloch. Causton zog den Kopf ein und lauschte nach dem schweren Feuerhagel, der von links und von hinten kam.

Die Stellung war umgangen worden.

Er hörte die Schreie und die Schritte, als die übrigen Männer aufsprangen und wegrannten, aber er blieb liegen. Er hatte das Gefühl, sie liefen in ihr Verderben, und er hatte auch sowieso keine Lust mehr, noch länger in Serruriers Armee zu dienen; je weiter die Entfernung zwischen dieser Einheit und ihm sein würde, desto wohler würde er sich fühlen. So blieb er in dem Loch liegen und stellte sich tot.

Das Maschinengewehrfeuer hörte plötzlich auf, aber er lag noch eine Viertelstunde länger dort, bevor er auch nur seine Nase über den Grund erhob. Als er es tat, sah er als erstes eine lange Kette von Männern aus den Häusern auf der anderen Seite des Feldes auftauchen - Favels Leute kamen, um aufzuräumen. Eilig rutschte er aus dem Loch heraus und kroch auf dem Bauch nach rückwärts zu den Hütten. Jeden Augenblick erwartete er das Einschlagen von Kugeln. Aber er hatte genug Deckung, denn der Boden war von Mörsern aufgewühlt worden, und er fand es nicht schwer, von Trichter zu Trichter zu kriechen, um nicht gesehen zu werden.

Schließlich gelangte er in den Schutz der Hütten und blickte von dort zurück. Favels Männer hatten das Feld fast überquert, und er hatte das Gefühl, sie würden auf alles schießen, was sich bewegte. Daher mußte er sich wohl einen sichereren Platz suchen. Er hörte den Lärm von der linken Flanke - jemand leistete dort Widerstand, aber der würde zusammenbrechen, sobald diese ankommenden Soldaten auf ihn stießen. Er machte sich nach rechts davon, von einer Hütte zur nächsten huschend und immer bestrebt, weiter nach

rückwärts zu kommen.

Im Laufen riß er sich die Bluse vom Leib und rieb an seinem Gesicht. Vielleicht würde der Anblick eines weißen Gesichts den Finger am Abzug zögern lassen - man mußte es wenigstens versuchen. Er sah nichts von Regierungstruppen, und alles deutete daraufhin, daß Favel im Begriff war, in der Mitte durchzubrechen - was konnte ihn auch daran hindern? Es schien nicht mehr viel dazusein.

Augenblicklich kam ihm eine Idee, und er faßte an die Tür einer der Hütten. Es war ihm aufgegangen, daß es nicht viel Zweck hatte wegzulaufen; schließlich wollte er ja Serruriers Streitkräfte gar nicht einholen. Es würde viel besser sein, sich zu verbergen und dann mitten in Favels Armee wieder aufzutauchen.

Die Tür war nicht verrammelt. Er drückte sie auf und ging hinein. Die Hütte war verlassen; sie bestand nur aus zwei Räumen, und man konnte ohne Mühe feststellen, daß niemand anwesend war. Er sah sich um, und sein Blick fiel auf eine Waschschüssel auf einem wackligen Ständer unter einem von Fliegen beschmutzten, abblätternden Spiegel. Neben dem Spiegel hing auf der einen Seite ein schönfarbiger Öldruck einer Madonna und auf der anderen Seite das übliche offizielle Porträt von Serrurier.

Schnell riß er das idealisierte Foto von Serrurier herunter und stieß es mit dem Fuß unters Bett. Wenn jemand ihn überraschte, sollte er nicht auf falsche Gedanken kommen. Dann goß er lauwarmes Wasser in die Schüssel und begann sein Gesicht zu waschen, seine Ohren dabei ständig nach draußen gerichtet. Nach fünf Minuten erkannte er entsetzt, daß er immer noch ein hellhäutiger Neger war; die Schuhkrem war wasserfest und ließ sich nicht entfernen, so hart er auch rieb. Viele der Einwohner von San Fernandez hatten noch hellere Haut und hatten auch europäische Gesichtszüge.

Da kam ihm eine Idee. Er knöpfte sein Hemd auf, um seine Brust anzusehen. Noch vor zwei Tagen war ihm seine Blässe etwas peinlich gewesen, aber jetzt dankte er Gott, daß er keine Lust zum Sonnenbaden gehabt hatte. Er zog sein Hemd aus und bereitete sich auf eine lange Wartezeit vor.

Was ihn hinauslockte, war das Brummen eines Motors. Er dachte, wer in dieser Gegend mit einem Fahrzeug herumfuhr, würde zivilisiert genug sein, ihn nicht beim ersten Anblick zu erschießen, deshalb stieg er aus dem Schrank, ging in den vorderen Raum und sah zum Fenster hinaus. Der vorbeifahrende Landrover wurde von einem Weißen gesteuert.

»He - Sie!« rief er und stürzte zur Tür. »Sie dort - *arretez!*«

Der Mann in dem Landrover sah sich um und hielt an. Causton rannte hin, und der Mann sah ihn neugierig an.

»Teufel, wer sind Sie?« fragte er.

»Gott sei Dank!« sagte Causton. »Sie sprechen Englisch - Sie sind Engländer. Meine Name ist Causton - ich glaube, man kann mich einen Kriegsberichterstatter nennen.«

Der Mann sah ihn ungläubig an. »Sie haben es aber früh gerochen, nicht wahr? Der Krieg hat erst gestern nachmittag begonnen. Sie sehen auch nicht sehr nach einem Kriegsberichterstatter aus - eher nach einem angemalten Negersänger, der ans falsche Publikum geraten ist.«

»Ich bin durchaus echt«, versicherte Causton.

Der Mann hob eine Maschinenpistole auf, die auf dem zweiten Sitz gelegen hatte. »Ich glaube, Favel sollte sich Sie einmal ansehen«, sagte er. »Steigen Sie ein!«

»Genau der Mann, den ich sprechen möchte«, sagte Causton, während er in den Landrover kletterte und dabei die Maschinenpistole sorgfältig im Auge behielt. »Sind Sie ein Freund von ihm?«

»Ich glaube, das könnte man sagen«, sagte der Mann. »Mein Name ist Manning.«

»Es ist zu heiß«, nörgelte Mrs. Warmington.

Julie empfand das auch, sagte es aber nicht laut - sie hatte nicht die geringste Lust, ausgerechnet mit Mrs. Warmington in irgendeiner Sache übereinzustimmen. Sie bewegte sich ein wenig, um die auf der Haut klebende Bluse am Rücken abzulösen, und sah durch

die Windschutzscheibe nach vorn. Sie sah genau dasselbe, was sie schon die letzte halbe Stunde gesehen hatte - einen kleinen Handwagen, der gefährlich hoch mit schäbigem Hausrat beladen war und von einem alten Mann und einem kleinen Jungen geschoben wurde. Sie hielten sich stur in der Mitte der Straße und waren nicht bereit, an die Seite zu fahren.

Rawsthorne schaltete ärgerlich wieder vom zweiten Gang in den ersten herunter. »Der Motor wird bald kochen, wenn wir so weiterfahren müssen«, sagte er.

»Wir dürfen nicht anhalten«, sagte Julie erschrocken.

»Anhalten könnte sich als schwieriger erweisen, als weiterzufahren«, sagte Rawsthorne. »Haben Sie sich in letzter Zeit mal umgesehen?«

Julie drehte sich auf ihrem Sitz um und sah durch das Heckfenster des Wagens, der gerade über einen kleinen Hügel fuhr. Hinter ihnen folgte, so weit sie die Straße übersehen konnte, die lange Schlange von Flüchtlingen aus St. Pierre. Sie hatte so etwas in alten Wochenschaufilmen gesehen, hatte aber nie erwartet, es einmal in Wirklichkeit zu sehen. Das war ein Volk auf der Wanderung. Sie trotteten müde dahin, weg von der kommenden Verwüstung durch den Krieg, und schleppten soviel wie möglich von ihren Habseligkeiten auf einem unglaublichen Sammelsurium von Fahrzeugen mit sich. Sie sah Kinderwagen, in denen keine Babys, sondern Zimmeruhren, Kleidung, Bilder, Ornamente gefahren wurden; es waren da Karren, die geschoben oder von einem Esel gezogen wurden; da waren ramponierte Autos von unglaublichem Alter, Autobusse, Lastwagen und die besseren Personenwagen der wohlhabenden Leute.

Aber in erster Linie waren da Menschen: Männer und Frauen, alte und junge, reiche und arme, gesunde und kranke. Es waren Menschen, die nicht lachten und nicht sprachen, die still dahintrotteten wie eine Viehherde, mit grauen Gesichtern und gesenkten Blicken, deren einziger sichtbarer Ausdruck von Bewegung das nervöse Herumwerfen des Kopfes war, wenn sie nach rückwärts spähten.

Julie drehte sich wieder um, als Rawsthorne hupte. »Der verdammte

Kerl macht nicht Platz«, schimpfte er. »Wenn er nur ein wenig zur Seite führe, käme ich vorbei.«

Eumenides sagte: »Die Straße - sie fällt auf Seite.« Er zeigte auf den Karren. »Er Angst, er fällt um.«

»Ja«, sagte Rawsthorne. »Der Karren ist mächtig überladen, und die Straße ist wirklich stark gewölbt.«

Julie sagte: »Wie weit sollen wir noch?«

»Etwa drei Kilometer.« Rawsthorne zeigte durch eine Kopfbewegung nach vorn. »Sehen Sie, wo die Straße um die Landzunge dort herumführt? Wir müssen auf die andere Seite kommen.«

»Wie lange werden wir brauchen?«

Rawsthorne stoppte, um den Alten nicht anzufahren. »Bei diesem Tempo wird es noch zwei Stunden dauern.« Der Wagen bewegte sich ruckweise weiter. Die Flüchtlinge zu Fuß kamen tatsächlich schneller voran als die in Fahrzeugen, und Rawsthorne dachte schon daran, den Wagen stehenzulassen. Aber er verwarf den Gedanken so schnell, wie er ihm gekommen war; sie hätten die Lebensmittel und das Wasser tragen müssen und auch noch die Decken - sie würden in der kommenden Woche viel zu nützlich sein, um sie im Wagen zu lassen. Er sagte: »Wenigstens hat dieser Krieg auch sein Gutes - er jagt die Menschen aus St. Pierre heraus.«

»Sie werden nicht alle gehen«, sagte Julie. »Und was wird aus dem Militär?«

»Es ist Pech für Favel«, sagte Rawsthorne. »Man stelle sich vor, eine Stadt zu erobern und dann von einem Hurrikan zerschlagen zu werden. Ich habe viel Militärhistorisches gelesen, aber mir ist kein ähnlicher Fall zur Kenntnis gekommen.«

»Er wird auch Serrurier zerschlagen«, sagte Julie.

»Ja, das wird er«, sagte Rawsthorne nachdenklich. »Ich möchte wissen, wer die Scherben aufsammeln wird.« Er starrte voraus. »Ich mag Wyatt, aber ich hoffe, er behält nicht recht mit diesem Hurrikan. Es ist möglich, daß er nicht kommt, wissen Sie. Wyatt verläßt sich zum großen Teil auf seine Intuition. Ich würde Favel eine ehrliche Chance gönnen.«

»Ich hoffe auch, daß er nicht recht behält«, sagte Julie ernst. »Er sitzt dort in der Falle.«

Rawsthorne warf einen Blick auf ihr trauriges Gesicht, biß sich auf die Lippen und verfiel in Schweigen. Die Zeit schleppte sich so langsam dahin wie der Wagen. Kurz danach zeigte Rawsthorne auf eine Gruppe junger Männer, die an ihnen vorbeihasteten. Sie waren gesund und kräftig, wenn auch ärmlich gekleidet; einer von ihnen hatte eine Handvoll Banknoten, die er im Gehen zählte, und ein anderer ließ eine glitzernde Halskette am Zeigefinger kreisen. »Ich wünschte, Causton hätte Ihre Pistole nicht mitgenommen, Eumenides«, sagte Rawsthorne. »Wir könnten sie vielleicht brauchen. Diese Burschen haben geplündert. Sie haben Geld und Schmuck genommen, aber bald werden sie Hunger bekommen und versuchen, Eßwaren zu nehmen, wo sie sie finden.«

Eumenides zuckte mit den Schultern. »Zu spät; Pistole weg - ich gucken.«

Endlich waren sie um die Landzunge herum, und Rawsthorne sagte: »Nur noch einige hundert Meter. Halten Sie Ausschau nach einer günstigen Stelle zum Abbiegen - wir brauchen einen Seitenweg.«

Sie quälten sich weiter, immer noch im ersten Gang, und nach einer Weile sagte Eumenides: »Gut 'ier?«

Rawsthorne verdrehte den Hals. »Ja, das scheint nicht schlecht zu sein. Ich möchte wissen, wohin der Weg führt.«

»Wir wollen es probieren«, sagte Julie. »Es fährt sonst niemand hier hinauf.«

Rawsthorne bog auf den unbefestigten Feldweg ein und konnte sofort in den zweiten Gang hochschalten. Sie fuhren einige hundert Meter auf dem schlechten Weg und kamen dann in einen großen Steinbruch. »Verdammt!« sagte Rawsthorne. »Es ist eine Sackgasse.«

Julie rutschte auf ihrem Sitz hin und her. »Wir können wenigstens aussteigen und uns die Beine vertreten, bevor wir zurückfahren. Und ich meine, wir sollten auch wieder etwas essen, da wir die Gelegenheit haben«, sagte sie. Das Brot war trocken, die Butter geschmolzen und

schon ein wenig ranzig, das Wasser war lauwarm, und dazu hatte die Hitze auch ihren Appetit nicht gerade erhöht, aber sie aßen ein wenig, während sie im Schatten der Steinbruchschuppen saßen und ihre nächsten Schritte besprachen. Mrs. Warmington sagte: »Ich sehe nicht ein, warum wir nicht hierbleiben können - es ist doch ein ruhiger Platz.«

»Leider nicht«, sagte Rawsthorne. »Wir können von hier aus immer noch die See sehen - im Süden. Nach Wyatts Reden wird der Hurrikan von Süden kommen.«

Mrs. Warmington sagte: »Ach, ich glaube, dieser junge Mann ist ein Bangemacher; ich glaube nicht an den Hurrikan. Als wir den Stützpunkt noch sehen konnten, lagen immer noch Schiffe dort vor Anker. Commodore Brooks rechnet nicht mit einem Hurrikan, weshalb sollten wir es dann?«

»Wir können nicht darauf bauen, daß er unrecht behält«, sagte Julie ruhig. Sie wandte sich an Rawsthorne. »Wir müssen wohl zurück auf die Straße und es woanders versuchen.«

»Das meine ich nicht«, sagte Rawsthorne. »Ich glaube nicht, daß wir die Möglichkeit haben. Dieser Weg bog in einem spitzen Winkel von der Straße ab - ich kann mir nicht vorstellen, wie wir mit dem Wagen wieder in den Verkehrsstrom hineinkommen sollen. Niemand würde anhalten, um uns dazwischenzulassen.« Er sah an der Steinbruchwand hinauf »Wir müssen auf die andere Seite dieses Berges kommen.«

Mrs. Warmington schnarrte: »Ich mache keinen Versuch, hier hinaufzuklettern. Ich bleibe hier.«

Rawsthorne lachte. »Wir müssen ja nicht klettern - wir können rundherum gehen. Weiter unten am Weg war eine Stelle, wo wir bequem aufsteigen können.« Er kaute mit Widerwillen auf dem Brot. »Wyatt hat gesagt, wir müssen auf die Nordseite eines Berges kommen, war es nicht so? Nun, das werden wir also tun.«

Eumenides fragte kurz: »Wir lassen Wagen 'ier?«

»Das müssen wir wohl. Wir werden alles, was wir brauchen, herausnehmen und ihn hinter dem Schuppen abstellen. Wenn wir Glück

haben, wird ihn keiner finden.«

Sie beendeten ihr kurzes Mahl und begannen einzupacken. Julie sah die schlappe Mrs. Warmington an und zwang etwas Humor in ihre Stimme. »Wie schön, daß wir wenigstens kein Geschirr abzuwaschen haben.« Aber Mrs. Warmington war das schon alles egal; sie saß nur im Schatten und keuchte, und Julie dachte boshaft, daß sie so ihre überflüssigen Pfunde besser loswerden würde als durch eine Hungerkur.

Rawsthorne fuhr den Wagen den Weg hinunter, und sie packten all ihre Vorräte aus. Er sagte: »Es ist besser, wenn wir das hier tun; es ist ein ruhiger, abgelegener Platz, wo keiner von diesen jungen Rowdys herumlungert.« Er sah den Hang hinauf. »Es ist nicht weit bis auf den Gipfel - ich glaube, dieser Berg ist nicht viel höher als fünfzig, sechzig Meter.«

Er fuhr den Wagen in den Steinbruch zurück. Mrs. Warmington sagte kläglich: »Ich glaube, das müssen wir wohl, obwohl ich das alles für unsinnig halte.« Sie wandte sich an Eumenides. »Stehen Sie nicht einfach herum! Packen Sie was an!«

Julie sah Mrs. Warmington mit einem Funkeln im Auge an. »Ich glaube, Sie werden sich am Tragen beteiligen müssen.«

Mrs. Warmington betrachtete zweifelnd den mit Gestrüpp bewachsenen Hang. »Aber das kann ich nicht - mein Herz, wissen Sie.«

Julie meinte, daß Mrs. Warmingtons Herz kerngesund, aber steinhart war. »Die Decken sind nicht schwer«, sagte sie. »Nehmen Sie ein paar davon!« Sie drückte Mrs. Warmington ein Bündel Decken in die unwilligen Arme, und diese ließ ihre Handtasche fallen. Sie fiel mit einem dumpfen Laut in den Staub, und sie bückten sich beide gleichzeitig danach.

Julie hob sie auf und fand sie merkwürdig schwer. »Was haben Sie nur da drin?«

Mrs. Warmington entriß ihr die Tasche und ließ die Decken fallen. »Meine Juwelen, meine Liebe. Sie glauben doch nicht etwa, ich wollte die zurücklassen?«

Julie zeigte auf die Decken. »Diese können Ihnen vielleicht das Leben retten, die Juwelen nicht.« Sie warf Mrs. Warmington einen harten Blick zu. »Ich empfehle Ihnen, sich mehr auf Mitarbeit zu konzentrieren und weniger aufs Kommandieren; Sie haben bis jetzt noch kein einziges Mal recht gehabt und sind nur eine Belastung für uns.«

»Schon gut«, sagte Mrs. Warmington, vielleicht beunruhigt durch den Ausdruck auf Julies Gesicht. »Treiben Sie mich nicht so! Sie sind zu herrisch, meine Liebe; es ist kein Wunder, daß Sie sich noch keinen Mann geangelt haben.«

Julie ignorierte sie und hob einen Pappkarton mit Sodawasserflaschen auf. Sie lächelte, während sie den Berg hinaufstieg. Noch vor wenigen Tagen hätte eine solche spitze Bemerkung sie vielleicht getroffen, aber jetzt nicht mehr. Früher hatte sie manchmal gedacht, daß sie vielleicht zu selbständig war, um einen Mann anzuziehen; vielleicht mochten die Männer wirklich den anhänglichen ultra-weiblichen Typ am liebsten. Sie selbst hatte diese Frauen immer für Parasiten gehalten, die nicht genug gaben für das, was sie empfangen. Ach was! Sie würde ihre natürliche Intelligenz nie vor einem Mann verbergen, und einen Mann, der sich auf solche Art täuschen ließe, würde sie lieber gar nicht heiraten. Sie wollte lieber sie selbst sein als eine törichte, untaugliche, überfütterte Kreatur wie diese Warmington.

Aber es drehte ihr das Herz um bei dem Gedanken, daß sie Wyatt vielleicht nicht wiedersehen würde.

Sie brauchten ziemlich lange, bis sie ihre Vorräte auf den Gipfel transportiert hatten. Rawsthorne war zwar willig, aber er war kein junger Mann mehr und hatte weder die Kraft noch die Ausdauer für die lange Anstrengung. Mrs. Warmington war völlig untauglich für irgendwelche Arbeiten, und nachdem sie ihr kleines Bündel Decken mühsam nach oben geschleppt hatte, setzte sie sich hin und sah den andern zu. Julie war kräftig genug, aber sie war an die gro-

ße Hitze nicht gewöhnt, und die Sonne machte sie schwindelig. Also war es Eumenides, der den größten Teil der Sachen nach oben trug, willig und ohne zu klagen. Er erlaubte sich lediglich einen verächtlichen Seitenblick auf Mrs. Warmington, jedesmal wenn er eine Traglast oben absetzte.

Endlich war alles oben, und sie ruhten sich eine Weile auf dem Gipfel aus. Auf der Seeseite sahen sie die Küstenstraße, auf der es immer noch von Flüchtlingen wimmelte, die von St. Pierre wegstrebten. Die Stadt selbst war hinter der Landzunge verborgen, aber sie hörten in der Ferne den Kanonendonner und sahen eine wachsende Rauchwolke am westlichen Himmel.

Auf der anderen Seite fiel der Berg in ein kleines grünes Tal ab, das in dichten Reihen mit Bananenstauden bepflanzt war. Etwa zwei Kilometer entfernt standen ein langes, niedriges Gebäude und mehrere darum herum verstreute kleinere Hütten. Rawsthorne betrachtete zufrieden die Bananenplantage. »Wenigstens werden wir genug Schatten haben. Und der Boden ist bearbeitet und erleichtert das Graben. Und eine umgewehrte Bananenstaude wird einen nicht erschlagen.«

»Ich habe schon immer gern Bananen gegessen«, sagte Mrs. Warmington.

»Ich würde keine von denen essen, die Sie dort unten finden; sie sind grün, von denen würden Sie schönes Bauchgrimmen bekommen.« Rawsthorne dachte einen Augenblick nach. »Ich bin kein Hurrikanexperte wie Wyatt, aber ich weiß eines. Wenn ein Hurrikan aus dem Süden kommt, wird der Wind zuerst von Osten kommen -also müssen wir Schutz von dieser Seite haben. Später wird der Wind von Westen kommen, und das macht die Sache kompliziert.«

Eumenides zeigte. »Da unten - kleine Loch.«

»Richtig«, sagte Rawsthorne. Er stand auf und ergriff einen der Spaten. »Ich dachte mir, diese würden vielleicht nützlich sein, als ich sie in den Wagen packte. Sollen wir gehen? Wir können die Sachen hierlassen, bis wir genau wissen, wohin wir sie schaffen sollen.«

Sie stiegen in die Plantage hinunter, die verlassen aussah. »Wir wollen uns von den Gebäuden fernhalten«, sagte Rawsthorne. »Das sind die Unterkünfte für die Zwangsarbeiter. Ich nehme an, Serrurier hat angeordnet, die Leute einzusperrern, aber wir wollen nichts riskieren.« Er stach in den Boden unter einer Bananenstaude und schnaubte verächtlich. »Schlecht kultiviert; diese Pflanzen müssen dringend beschnitten werden. Wenn sie nicht aufpassen, werden sie die Panamakrankheit bekommen. Aber es ist auf der ganzen Insel dasselbe, seit Serrurier an der Macht ist - es geht alles bergab.«

Sie erreichten die Mulde, und Rawsthorne hielt die Stelle für gut geeignet. »Sie ist schön geschützt«, sagte er und stieß den Spaten in die Erde. »Also graben wir!«

»Wie graben?«

»Deckungslöcher - wie die Soldaten.« Rawsthorne zeichnete sie am Boden an. »Fünf- eins für jeden von uns und eins für die Vorräte.«

Sie gruben abwechselnd - Rawsthorne, Eumenides und Julie - während Mrs. Warmington im Schatten hockte und jappte. Es war keine sehr schwere Arbeit, weil der Boden weich war, wie Rawsthorne vorausgesagt hatte, aber es war heiß, und sie schwitzten stark. Gegen Ende ihrer Arbeit machte Julie eine Pause, um zu trinken, und blickte auf die fünf- *Gräber*? Sie dachte an das inoffizielle Motto der berühmten Seabees, der Marinebautruppen: >Erst graben wir sie, dann begraben sie uns in ihnen.< Trotz der Hitze fröstelte sie.

Als sie schließlich die Löcher fertig und die Vorräte heruntergeholt hatten, war es kurz vor Sonnenuntergang, obwohl es noch heißer geworden zu sein schien. Rawsthorne schnitt einige der riesigen Blätter von einigen Stauden ab und deckte sie über die frische Erde. »In einem Bürgerkrieg kann ein wenig Tarnung nicht schaden. Und diese Pflanzen müssen sowieso dringend beschnitten werden.«

Julie hob den Kopf. »Weil Sie gerade den Krieg erwähnen - klingen die Kanonen nicht lauter - näher?«

Rawsthorne lauschte gespannt. »Das tun sie tatsächlich, nicht wahr?«

Er runzelte die Stirn. »Ich möchte wissen, ob...« Er schnalzte mit der Zunge und schüttelte den Kopf

»Ob was?«

»Ich überlegte, ob die Schlacht sich hierherziehen würde«, sagte er. »Aber ich glaube es nicht. Wenn Favel St. Pierre einnimmt, muß er sich gegen Serruriers Streitkräfte zwischen St. Pierre und Cap Sar-rat wenden - und das ist auf der anderen Seite.«

»Aber die Kanonen klingen wirklich näher«, sagte Julie.

»Das kann der Wind machen«, sagte Rawsthorne. Er sagte es zweifelnd. Es wehte kein Wind.

Als die Sonne unterging, bereiteten sie sich auf die Nacht vor und teilten Wachen ein. Mrs. Warmington durfte die ganze Nacht schlafen, weil sie zu unzuverlässig war. Sie plauderten noch eine Weile und legten sich dann hin, bis auf Julie, die die erste Wache hatte.

Sie saß in der plötzlich hereingebrochenen Dunkelheit und horchte nach dem Geschützlärm. Für ihr ungeschultes Ohr hörte es sich an, als wären die Kanonen eben hinter dem Berg, aber sie tröstete sich mit Rawsthornes Erklärung. Sie sah einen zuckenden roten Schein im Westen, aus der Richtung von St. Pierre - es brannte in der Stadt.

Sie suchte in ihren Taschen und fand eine zerdrückte Zigarette. Sie steckte sie an und zog den Rauch gierig ein. Es war ein schlimmer Tag gewesen; sie war angespannt, und die Zigarette gab ihr Entspannung. Sie lehnte sich an einen Bananenstamm - oder eine Staude oder was es war - und dachte über Wyatt nach und fragte sich, was mit ihm geschehen sein mochte. Vielleicht war er schon tot. Vielleicht rannte er in einer Zelle auf und ab und wartete auf den tödlichen Sturm, von dem nur er allein wußte, daß er kommen würde. Sie bedauerte von ganzem Herzen, daß sie getrennt worden waren - was immer auch geschehen würde, wenn sie nur bei ihm sein könnte.

Und Causton - was war aus Causton geworden? Wenn er zum Hotel zurückkäme, würde er den Zettel finden, den sie an die Tür der Besenkammer unter der Treppe geheftet hatten, und würde wissen,

daß sie sich in Sicherheit gebracht hatten. Aber er würde nicht genug wissen, um sie hier zu finden. Sie hoffte, daß er in Sicherheit war - aber ihre Gedanken verweilten länger bei Wyatt.

Der Mond war eben aufgegangen, als sie Eumenides wie verabredet weckte. »Alles ruhig«, sagte sie leise. »Es rührt sich nichts.«

Er nickte und sagte: »Kanonen sehr nahe - mehr nahe jetzt.«

»Meinen Sie?«

Er nickte, sagte aber nichts weiter. Daher ging sie zu ihrem eigenen Deckungsloch und legte sich zum Schlafen hin. Es ist wie ein Grab, dachte sie, als sie sich auf der Decke ausstreckte, die auf dem Boden lag. Sie dachte wieder an Wyatt, sehr verschwommen und schläfrig, und schlief dann ein, bevor sie den Gedanken vollendet hatte. Sie erwachte von einer Berührung am Gesicht und kam hoch. Sie wurde aber gleich wieder niedergedrückt.

»Ssssch«, zischte jemand. »Still bleiben!«

»Was ist los, Eumenides?« flüsterte sie.

»Weiß nicht«, sagte er leise. »Viele Leute 'ier - 'ören Sie!«

Sie hörte ein undefinierbares Geräusch, das von keiner bestimmten Stelle, sondern von überall gleichzeitig zu kommen schien. »Es ist der Wind in den Bananenblättern«, murmelte sie.

»Nix Wind«, sagte Eumenides bestimmt.

Sie horchte wieder und hörte etwas, das sich wie Sprechen in der Ferne anhörte. »Ich weiß nicht, ob Sie recht haben«, sagte sie, »aber wir sollten wohl die andern wecken.«

Er ging und schüttelte Rawsthorne, während Julie Mrs. Warmington weckte, die überrascht aufheulte. »Verdammt, seien Sie still!« fuhr Julie sie an und legte Mrs. Warmington ihre Hand auf den Mund, als dieser sich wieder öffnete. »Wir sind vielleicht in Gefahr. Bleiben Sie liegen und stellen Sie sich darauf ein, daß wir vielleicht schnell weg müssen! Und machen Sie keinen Lärm!«

Sie ging hinüber zu Rawsthorne und Eumenides, die leise berieten. »Da ist etwas los«, sagte Rawsthorne. »Das Artilleriefeuer hat

auch aufgehört. Eumenides, Sie gehen auf den Berg hinauf und sehen nach, was auf der Seeseite vorgeht; ich werde das Tal erkunden. Der Mond scheint hell genug, da kann man ziemlich weit sehen.« In seiner Stimme lag Verblüffung. »Aber diese verflixten Geräusche scheinen aus allen Richtungen zu kommen.«

Er stand auf. »Können wir Sie hier allein lassen, Julie?«

»Aber sicher«, sagte sie. »Und ich werde das verdammte Weib ruhighalten, und wenn ich sie erschlagen muß.«

Die beiden Männer gingen und verschwanden zwischen den Bananenstauden. Rawsthorne huschte zwischen den Reihen dahin und schob sich immer näher an die Gefangenenunterkünfte heran. Bald kam er an einen Wirtschaftsweg, der die Plantage durchzog, und er wartete, bevor er ihn überquerte - was nur gut war, denn er hörte eine Stimme ganz in der Nähe.

Er erstarrte und ließ eine Gruppe von Männern auf dem Weg vorbeigehen. Es waren Regierungssoldaten, und ihren Stimmen nach waren sie müde und mutlos. Aus einem Wort und einem halb gehörten Satz entnahm er, daß sie in einer Schlacht besiegt worden waren und darüber gar nicht glücklich waren. Er wartete, bis sie vorbei waren, huschte dann über den Weg und drang auf der anderen Seite in die Plantage ein.

Hier stolperte er buchstäblich über einen Verwundeten, der nicht weit vom Weg lag. Der Mann schrie vor Schmerz laut auf, und Rawsthorne lief weg. Er fürchtete, daß der Lärm Aufmerksamkeit erregen würde. Er irrte in der Plantage umher und bemerkte plötzlich rings um sich Männer im Schatten der Bananenblätter. Sie kamen aus der Richtung von St. Pierre und bewegten sich ohne Ordnung oder Disziplin zwischen den Staudenreihen dahin.

Plötzlich sah er eine Flamme aufzüngeln und dann die wachsende Glut eines eben entfachten Feuers. Er zog sich erschrocken zurück und ging in eine andere Richtung, aber da stieß er auf ein anderes eben angezündetes Feuer. Überall um ihn herum leuchteten Feuer auf wie Glühwürmchen, und als er sich einem vorsichtig näherte, sah er ein Dutzend Männer. Sie saßen und lagen vor dem Feuer und

rösteten unreife Bananen an Zweigen, um sie eßbar zu machen.

Da wußte er, daß er sich mitten unter Serruriers geschlagenen Streitkräften befand, und als er einen Lastwagen auf dem Weg hörte, den er eben überquert hatte, und scharfe Kommandos hinter sich, wußte er auch, daß diese Streitkräfte für die morgigen Kämpfe umgruppiert wurden, die sich vielleicht genau hier abspielen würden.

Dawson fühlte sich wohler, als die Place de la Liberation Noire und die schrecklichen Bilder hinter ihm lagen. Seine Beine waren ganz in Ordnung, und er fand es nicht schwer, mit Wyatt Schritt zu halten, der es sehr eilig hatte. Obwohl der Stadtkern nicht mehr beschossen wurde, hatte sich der Kampflärm im Norden der Stadt sehr verstärkt, und Wyatt wollte unbedingt das *Imperiale* erreichen, bevor die Kämpfe sich dorthin zogen. Er mußte sich vergewissern, ob Julie in Sicherheit war.

Als sie den Platz und das Gebiet der Regierungsgebäude hinter sich hatten, trafen sie Menschen, erst vereinzelt, dann in größeren Zahlen. Bis sie am *Imperiale* ankamen, das glücklicherweise nicht weit entfernt war, herrschte schon ein großes Gedränge auf der Straße, und Wyatt wurde bewußt, daß er die Panik einer vom Krieg bedrohten Stadtbevölkerung erlebte.

Schon begannen die kriminellen Elemente die Gunst der Stunde zu nutzen, und die meisten der teuren Läden in der Nähe des *Imperiale* waren schon aufgebrochen und geplündert. Leichen auf dem Bürgersteig bewiesen, daß die Polizei hart durchgegriffen hatte, aber Wyatts Züge wurden hart, als er zwei tote Polizisten vor einem Juwelierladen hingestreckt sah - die Straßen von St. Pierre wurden zusehends unsicherer.

Er schob sich durch die schreiende, erregte Menge, rannte die Stufen zum Hotel hinauf und durch die Drehtür in die Halle. »Julie!« rief er. »Causton!«

Er erhielt keine Antwort.

Er rannte durch die Halle und stolperte über die Leiche eines Sol-

daten, die bei einem umgestürzten Tisch vor dem Eingang zur Bar lag. Er rief wieder und wandte sich dann an Dawson. »Ich gehe nach oben - sehen Sie nach, was Sie hier unten finden können!«

Dawson ging in die Bar, zertrat Glasscherben unter seinen Füßen und sah sich um. Irgendwer hat hier eine wilde Party gefeiert, dachte er. Er stieß mit seiner verbundenen Hand an eine halb leere Flasche Scotch und schüttelte traurig den Kopf. Er hätte gern einen getrunken, aber es war nicht die Zeit dafür.

Er wandte sich ab und empfand ein Triumphgefühl dabei. Nicht lange vorher hätte er sich zu keiner Zeit einen Drink entgehen lassen, aber seit er Sous-Inspecteur Roseaus Aufmerksamkeiten überlebt hatte, spürte er ein Wachsen seiner Stärke und ein Abfallen von Fesseln. So wie er Roseau widerstand, indem er hartnäckig schwieg, so widerstand er nun dem, was er als das Übelste in sich selbst erkannte, und damit gewann er eine neue Freiheit, die Freiheit, er selbst zu sein. Big Jim Dawson war tot, und ein junger Jim Dawson war geboren - vielleicht etwas älter im Aussehen und etwas ausgefranst, aber noch so neu und strahlend und unverdorben, wie dieser junge Mann vor so vielen Jahren gewesen war. Die einzige hinzugekommene Eigenschaft war Weisheit, und vielleicht ein tiefes Schamgefühl für das, was er um des Erfolges willen sich selbst angetan hatte.

Er suchte das Erdgeschoß des Hotels ab, entdeckte nichts und kehrte in die Halle zurück, wo er Wyatt antraf. »Nichts hier unten«, sagte er.

Wyatts Gesicht sah hager aus. »Sie sind weg.« Er blickte auf den toten Soldaten mit dem blutigen Oberkörper neben dem umgekippten Tisch. Er war von Fliegen umsummt.

Dawson fragte kleinlaut: »Glauben Sie, daß - möglicherweise -die Soldaten sie mitgenommen haben?«

»Ich weiß nicht«, sagte Wyatt tonlos.

»Es tut mir so leid, daß das passierte«, sagte Dawson. »Es tut mir leid, daß es durch meine Schuld passierte.«

Wyatt drehte den Kopf »Wir wissen nicht, ob es durch Ihre Schuld

passierte. Vielleicht wäre es sowieso passiert.« Er fühlte sich plötzlich schwindelig und setzte sich.

Dawson sah ihn besorgt an. »Wissen Sie, was?« sagte er. »Ich glaube, wir könnten beide etwas zu essen vertragen. Wann haben wir zuletzt was gegessen?« Er hielt ihm seine verbundenen Hände hin und sagte entschuldigend: »Ich würde es selbst besorgen, aber ich glaube nicht, daß ich eine Dose öffnen kann.«

»Was haben sie mit Ihnen gemacht?«

Dawson zuckte mit den Schultern und versteckte seine Hände hinter dem Rücken. »Mich geprügelt - rauh behandelt. Nichts, das nicht durchzustehen wäre.«

»Sie haben natürlich recht«, sagte Wyatt. »Wir müssen essen. Ich will sehen, was ich finden kann.«

Zehn Minuten später verschlangen sie kaltes Schmorfleisch direkt aus den Dosen. Dawson konnte mit der linken Hand so eben einen Löffel halten, und wenn er die Dose in die rechte Armbeuge klemmte, konnte er ganz gut allein essen. Es war schmerzhaft, denn seine linke Hand tat höllisch weh, wenn er den Löffel hielt, aber er wollte auf keinen Fall, daß Wyatt ihn fütterte wie ein Baby - das hätte er nicht ertragen können.

Er fragte: »Was tun wir jetzt?«

Wyatt horchte nach den Kanonen. »Ich weiß es nicht«, sagte er langsam. »Ich wünschte, Causton oder Julie hätten eine Nachricht hinterlassen.«

»Vielleicht haben sie das.«

»In ihren Zimmern war nichts.«

Dawson dachte darüber nach. »Vielleicht waren sie nicht in ihren Zimmern; vielleicht waren sie im Keller. Die Artillerie hat den Platz beschossen, und das ist nicht weit weg - vielleicht haben sie im Keller Schutz gesucht.«

»Es gibt keinen Keller.«

»Gut - dann haben sie vielleicht woanders Schutz gesucht. Wo würden Sie sich bei Beschuß hinflüchten?« Er drehte sich in seinem Stuhl um, und das Rohrgeflecht knarrte. »Ich kenne einen Mann,

der den >Blitz< in London erlebt hat; er sagte, daß es unter der Treppe am sichersten war. Vielleicht dort unter der Treppe.«

Mühsam legte er den Löffel hin und ging zu der Treppe hinüber. »He!« rief er. »Da ist etwas an die Tür geheftet.«

Wyatt ließ die Dose fallen und rannte Dawson hinterher. Er riß den Zettel von der Tür ab. »Causton ist verschwunden«, sagte er, »aber die andern sind in Rawsthornes Wagen abgefahren. Sie sind nach Osten gefahren - von der Bucht weg.« Er holte tief Luft. »Gott sei Dank dafür.«

»Ich bin so froh, daß sie weggekommen sind«, sagte Dawson. »Was tun wir jetzt - ihnen folgen?«

»Sie sollten das am besten tun«, sagte Wyatt. »Ich werde Ihnen alle notwendigen Hinweise geben.«

Dawson sah ihn überrascht an. »Ich? Was haben Sie vor?«

»Ich habe die Artillerie gehört«, sagte Wyatt. »Ich glaube, Favel bricht durch. Ich will mit ihm sprechen.«

»Sind Sie denn von allen guten Geistern verlassen? Wenn Sie sich hier mitten im Kampfgebiet herumtreiben, wird man Sie erschießen. Sie sollten sich lieber mit mir nach Osten absetzen.«

»Ich bleibe hier«, sagte Wyatt unbeugsam. »Jemand muß Favel über den Hurrikan informieren.«

»Was gibt Ihnen den Glauben, Favel wird auf Sie hören?« wollte Dawson wissen. »Was gibt Ihnen den Glauben, daß Sie ihn auch nur zu Gesicht bekommen werden? Es wird mörderisch zugehen in der Stadt, wenn Favel hereinkommt - Sie werden nicht durchkommen.«

»Ich schätze Favel nicht so ein. Ich glaube, er ist ein vernünftiger Mensch und kein Psychopath wie Serrurier. Wenn ich zu ihm gelange, wird er sicher auf mich hören.«

Dawson stöhnte, aber ein Blick auf Wyatts entschlossenes Gesicht zeigte ihm, daß alle weiteren Argumente nutzlos waren. Er sagte: »Sie sind ein gottverdammter sturer Trottel, Wyatt; ein Dummkopf, der sich absichtlich in die Nesseln setzt. Aber wenn das Ihre Einstellung ist, werde ich wohl bei Ihnen bleiben, wenigstens so lan-

ge, bis Sie Ihre Strafe haben.«

Wyatt sah ihn erstaunt an. »Das brauchen Sie nicht«, sagte er freundlich.

»Das weiß ich«, antwortete Dawson. »Aber ich bleibe eben. Vielleicht hatte Causton keine schlechte Idee - vielleicht ist hier der Stoff für ein gutes Buch.« Er warf Wyatt einen Seitenblick zu, halb spöttisch, halb ernst. »Sie würden einen guten Helden abgeben.«

»Lassen Sie mich aus dem Spiel, wenn Sie etwas schreiben!« warnte ihn Wyatt.

»Ach, wieso?« sagte Dawson. »Ein toter Held kann mich nicht-verklagen.«

»Und ein toter Schriftsteller kann keine Bücher schreiben, Sie sollten lieber sehen, daß Sie wegkommen.«

»Ich bleibe«, sage Dawson. Er fühlte sich bei Wyatt in der Schuld. Er hatte ihm etwas zu vergelten; vielleicht würde sich eine Möglichkeit ergeben, wenn er in seiner Nähe blieb.

»Wie Sie wünschen«, sagte Wyatt gleichgültig und ging zur Tür.

»Warten Sie einen Augenblick!« sagte Dawson. »Wir wollen nicht sofort erschossen werden. Lassen Sie uns überlegen, was vor sich geht. Woraus schließen Sie, daß Favel durchbricht?«

»Wir hatten noch vor kurzem schweren Artilleriebeschuß - jetzt hat er aufgehört.«

»Aufgehört? Mir kommt vor, es ist noch immer dasselbe.«

»Hören Sie genau hin!« sagte Wyatt. »Die Kanonen, die man jetzt hört, sind im Osten und im Westen - in der Mitte ist nichts zu hören.«

Dawson hielt seinen Kopfschief. »Sie haben recht. Glauben Sie, Favel ist in der Mitte durchgebrochen?«

»Vielleicht.«

Dawson setzte sich hin. »Dann brauchen wir nicht mehr zu tun, als hier sitzenzubleiben, und Favel wird zu uns kommen. Machen Sie's sich bequem, Wyatt!«

Wyatt sah durch ein glasloses Fenster. »Sie könnten recht haben; die Straße ist jetzt verlassen - keine Menschenseele zu sehen.«

»Diese Leute haben Verstand«, sagte Dawson. »Niemand läßt sich gern von einer vorrückenden Armee erwischen, nicht einmal von Favels. Vielleicht ist er so vernünftig, wie Sie sagen, aber hinter einer Gewehrmündung ist Vernunft schwer zu erkennen. Es ist klüger, hier abzuwarten, was als nächstes passiert.«

Wyatt begann in der Halle auf und ab zu laufen, und Dawson beobachtete ihn und sah, wie er immer gereizter wurde. Er sagte plötzlich: »Haben Sie eine Zigarette? Meine haben mir die Polizisten weggenommen.«

»Meine haben sie mir auch abgenommen.« Wyatt hielt in seinem ruhelosen Laufen inne. »Da müßten in der Bar welche zu finden sein.«

Er ging in die Bar, fand ein Päckchen Zigaretten, steckte Dawson eine in den Mund und zündete sie an. Dawson zog kräftig daran und sagte dann: »Wann erwarten Sie diesen Hurrikan?«

»Er könnte morgen hiersein; vielleicht auch erst übermorgen. Ich habe ja leider keine Informationsmöglichkeiten mehr.«

»Zum Kuckuck, dann nehmen Sie es doch nicht so tragisch! Favel ist unterwegs, und Ihre Freundin ist in Sicherheit.« Um Dawsons Augen bildeten sich Fältchen, als Wyatts Kopf herumflog. »Nun, sie ist doch Ihre Freundin, oder nicht?«

Wyatt sagte nichts, daher wechselte Dawson das Thema. »Was soll Favel Ihrer Meinung nach wegen des Hurrikans unternehmen? Der Mann ist doch mit dem Krieg beschäftigt.«

»In zwei Tagen nicht mehr«, versprach Wyatt. »In zwei Tagen hat er keinen Krieg mehr, und wenn er in St. Pierre bleibt, hat er auch keine Armee mehr. Er muß auf mich hören.«

»Ich hoffe gewiß, er tut es«, sagte Dawson philosophisch. »Denn wir haben sonst keine Hoffnung, hier heil herauszukommen.« Er hob seine linke Hand, um die Zigarette aus dem Mund zu nehmen, und stieß dabei gegen die Tischkante. Er zuckte zusammen, und ein unterdrückter Laut kam über seine Lippen.

Wyatt sagte: »Wir müssen wohl lieber einmal nach Ihren Händen sehen.«

»Die sind in Ordnung.«

»Sie wollen doch nicht, daß sie brandig werden. Lassen Sie sehen!«

»Sie sind in Ordnung, sage ich Ihnen doch«, protestierte Dawson.

Wyatt sah Dawsons schmerzverzerrtes Gesicht. »Ich will sie sehen«, sagte er. »Was sonstwo in Ordnung sein mag, wird in den Tropen brandig.« Er begann einen der Verbände zu lösen, und sein Atem ging zischend, als er sah, was darunter war. »Guter Gott! Was haben sie mit Ihnen gemacht?«

Die Hand war zu Brei geschlagen. Als er langsam den Verband abzog, kamen zu seinem Entsetzen zwei Fingernägel mit, und die Finger waren blau, wo sie nicht rot wie rohes Beefsteak aussahen.

Dawson hatte sich in seinem Sessel zurückgelehnt. »Sie hielten mich fest und schlugen mir mit einem Gummischlauch über die Hände. Ich glaube nicht, daß sie Knochen gebrochen haben, aber ich werde wohl für eine Weile keine Schreibmaschine bedienen können.«

Wyatt hatte sich einmal einen Finger in einer Tür gequetscht -eine unbedeutende Verletzung, aber die schmerzhafteste in seinem Leben. Der Fingernagel war blau geworden, aber der Arzt konnte ihn retten, und er hatte seit der Zeit sehr auf seine Hände aufgepaßt. Als er jetzt Dawsons Hände sah, wurde ihm ganz übel; er konnte sich vorstellen, wie die zerschlagenen Nervenenden schmerzen mußten. Er sagte: »Jetzt braucht es mir nicht länger leid zu tun, daß ich Roseau umbrachte.«

Dawson grinste schwach. »Mir hat es nie leid getan.«

Wyatt war es ein Rätsel. In dem Dawson steckte mehr, als er gedacht hatte; das war nicht mehr der Mann, der ein Auto stehlen wollte, weil er Angst hatte - es mußte etwas mit ihm vorgegangen sein. »Sie brauchen ein Einreibemittel hier drauf«, sagte er kurz. »Und eine Penicillinspritze würde auch nicht schaden. Da ist eine Apotheke hier drüben - ich will sehen, was sich finden läßt.«

»Machen Sie keine Dummheiten!« sagte Dawson erschrocken. »Es ist jetzt nicht ganz geheuer, über die Straße zu gehen.«

»Ich passe schon auf«, sagte Wyatt und ging zur Tür. Die Apotheke gegenüber war schon geplündert, aber er hoffte, die Medi-

kamente würden noch unangetastet sein. Bevor er hinausging, suchte er sorgfältig die Straße ab, und als er keine Bewegung sah, trat er hinaus und rannte hinüber.

Der Laden war verwüstet, aber er kümmerte sich nicht um das Chaos, sondern ging geradewegs nach hinten durch zum Medikamentenlager, wo er in den Schubladen nach dem Gebrauchten suchte. Er fand Binden und Codeintabletten, aber keine Antibiotika, und er vergeudete nicht viel Zeit mit weiterem Suchen. An der Tür hielt er wieder an, um erst hinauszusehen, und er erstarrte, als er einen Mann über die Straße rennen und in einem Hauseingang Deckung nehmen sah.

Der Mann sah hinter einem Gewehrlauf hervor und winkte, und daraufhin liefen noch drei andere Männer die Straße entlang, sich an die Hauswände drückend und von Tür zu Tür huschend. Sie trugen keine Uniform, und Wyatt dachte, sie müßten die Vorhut von Favels Truppen sein. Sachte öffnete er die Tür und trat hinaus. Er hielt die Hände mit den Medikamenten und Binden über dem Kopf

Merkwürdigerweise wurde er nicht sofort gesehen und war schon halb über die Straße, bevor er angerufen wurde. Er drehte sich zu dem ankommenden Soldaten um, der ihn mißtrauisch musterte. »Hier sind keine von Serruriers Leuten«, sagte Wyatt. »Wo ist Favel?«

Der Mann machte eine Bewegung mit seinem Gewehr. »Was ist das hier?«

»Binden«, sagte Wyatt. »Für meinen Freund, der verletzt ist. Er ist dort drüben im Hotel. Wo ist Favel?«

Er spürte, wie eine Gewehrmündung in seinen Rücken stieß, aber er drehte sich nicht um. Der Mann vor ihm nahm sein Gewehr ein wenig zur Seite. »Zum Hotel«, befahl er. Wyatt zuckte mit der Schulter und schritt aus, umgeben von der kleinen Gruppe. Einer von ihnen schob sich mit schußbereitem Gewehr durch die Drehtür, und Wyatt rief auf englisch: »Bleiben Sie, wo Sie sind, Dawson! Wir haben Besuch.«

Der Mann vor ihm wirbelte herum und drückte ihm die Ge-

wehrmündung in den Bauch. »Pren' gar'«, sagte er drohend.

»Ich habe meinem Freund nur gesagt, er sollte keine Angst haben«, sagte Wyatt unbewegt.

Er ging ins Hotel. Dawson saß gespannt in einem Sessel und sah den Soldaten an, der ihn mit einem Gewehr in Schach hielt. Er sagte: »Ich habe einige Binden und etwas Codein - das dürfte die Schmerzen etwas lindern.«

Favels Leute teilten sich auf und durchsuchten fachgerecht das Erdgeschoß. Sie fanden nichts und scharten sich wieder um ihren Anführer, den Wyatt für einen Sergeanten hielt, obwohl er keine Abzeichen trug. Der Sergeant stieß mit seinem Fuß gegen den toten Soldaten. »Wer hat den getötet?«

Wyatt, der über Dawson gebeugt stand, sah herum und zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht«, sagte er und wandte sich wieder seiner Beschäftigung zu.

Der Sergeant kam herüber und betrachtete Dawsons Hände. »Wer hat das getan?«

»Serruriers Polizei«, sagte Wyatt, ohne aufzusehen.

Der Sergeant knurrte. »Dann liebst du Serrurier nicht. Gut!«

»Ich muß Favel finden«, sagte Wyatt. »Ich habe eine wichtige Nachricht für ihn.«

»Was für eine Nachricht ist das, Blanc?«

»Sie ist nur für Favel bestimmt. Wenn er möchte, daß Sie davon erfahren, wird er es Ihnen selbst sagen.«

Dawson rührte sich. »Was geht vor?«

»Ich versuche, diesen Mann dazu zu bewegen, mich zu Favel zu führen. Ich kann ihm nicht erzählen, daß ein Hurrikan kommt -er würde mir vielleicht nicht glauben, und dann würde ich Favel nie zu Gesicht bekommen.«

Der Sergeant sagte: »Du führst große Reden, ti blanc; ich hoffe, deine so wichtige Nachricht ist gut, sonst reißt dir Favel die Leber heraus.« Er machte eine Pause und sagte dann mit einem düsteren Lächeln: »Und mir auch.«

Er drehte sich um und gab eine Reihe von schnellen Befehlen,

und Wyatt seufzte tief. »Gott sei Dank!« sagte er. »Jetzt kommen wir weiter.«

6

Der höchste Punkt von Cap Sarrat war ein flacher Hügel, der vierzehn Meter über Seehöhe erreichte. Auf diesem Hügel stand ein hundertzwanzig Meter hoher Gittermast, der eine Reihe von verschiedenen Radarantennen trug. Von der Antenne an der Spitze leiteten präzise gearbeitete Mikrowellenleitungen elektronische Signale zu einem niedrigen Gebäude im Stützpunktgelände; diese Signale wurden dann millionenfach verstärkt auf einen Leuchtschirm übertragen, der ein grünes Licht ausstrahlte und das Gesicht von Petty Officer Joseph W. Harmon krank erscheinen ließ.

Petty Officer Harmon war gelangweilt und müde. Die Herren hatten ihn den ganzen Tag in Trab gehalten. Er war die meiste Zeit des Tages auf seiner Gefechtsstation in Bereitschaft gewesen, und dann mußte er auch noch am Abend seinen üblichen Dienst im Radarraum antreten. Er hatte also kaum geschlafen. Zuerst hatte ihn der Kanonendonner aufgeregt, der aus der Richtung von St. Pierre über die Santego Bay herüberhallte, und noch mehr aufgeregt hatte es ihn, als er eine Rauchsäule über der Stadt aufsteigen sah und hörte, daß Serruriers zweigeteilte Armee den Stützpunkt belagerte und zu jeder Zeit mit einem Angriff gerechnet werden konnte.

Aber kein Mann kann eine so hochgradige Erregung dauernd aufrechterhalten, und jetzt, um fünf Uhr morgens, fühlte er sich abgespannt und schläfrig. Seine Augen brannten, und als er sie einen Augenblick schloß, war ihm, als wären die Augäpfel mit Sand bestreut. Er riß sie wieder auf und starrte auf den Radarschirm. Er folgte wie hypnotisiert der umlaufenden Bewegung.

Er wurde wach, als seine Aufmerksamkeit von einem kleinen grünen Fleck erregt wurde, der schnell wieder zu einem Nichts verblaßte, und er mußte warten, bis der Strahl herumkam und die Stelle wieder überstrich. Da war er wieder, nur ein feiner Schleier, elektronisch auf das Glas gezeichnet, so schnell verblassend, wie er aufgeleuchtet hatte. Er stellte die Richtung fest; 174 Grad rechts weisend.

Keine Gefahr von dort, dachte er. Das war fast genau südlich und am Rand des Bildschirms; die Gefahr würde - wenn überhaupt - von der Landseite kommen, von Serruriers lächerlicher Luftwaffe. Es hatte bis vor kurzem ein ziemlich reger Flugbetrieb geherrscht, aber der war eingeschlafen, und zur Zeit schien die San Fernandanische Luftwaffe völlig untätig zu sein. Diese Tatsache hatte die Offiziere etwas beunruhigt, aber das kümmerte Harmon nicht, der dachte, wenn etwas die Offiziere interessierte, war es sicher nur etwas, was ihn von seiner Kojе fernhalten würde.

Er blickte wieder auf den Radarschirm und sah wieder die kleine Störung im Süden. Als ein erfahrener Radarbeobachter wußte er sehr gut, was es war - da war ein Schlechtwettergebiet dort unten hinter der Kimm, und der geradlinige Radarstrahl erfaßte den oberen Rand. Er zögerte einen Augenblick, bevor er seinen Arm nach dem Telefonhörer ausstreckte, aber er hob ihn entschlossen auf. Er war angewiesen, den Offizier vom Dienst zu rufen, wenn irgend etwas - ausdrücklich *irgend etwas* - Ungewöhnliches sich zeigte. Als er sagte: »Geben Sie mir Lieutenant Moore!« spürte er ein wenig Genugtuung darüber, daß es ihm vergönnt war, den Lieutenant aus dem Schlaf aufzuscheuchen.

So kam es, daß Commander Sendung, als er an diesem Morgen um acht in sein Büro kam, einen säuberlich getippten Bericht auf seiner Schreibunterlage vorfand. Er nahm ihn zur Hand, in Gedanken mit anderen Dingen beschäftigt, und erschrak schrecklich, als die Mitteilung in sein Bewußtsein eindrang wie eine Harpune ins Fleisch eines Wals. Er griff zum Telefon und sagte heiser: »Geben Sie mir die Radarüberwachung - den Offizier vom Dienst!«

Während er auf die Verbindung wartete, überflog er den Bericht

noch einmal. Er wurde schlimmer, während er las. Es klickte im Hörer. »Lieutenant Moore ... dienstfrei? ... Wer spricht denn da? ... All right, Fähnrich Jennings, was ist da mit dem Schlechtwetter gebiet im Süden?«

Er trommelte ungeduldig auf dem Tisch, während er sich anhörte, was Jennings ihm erzählte, knallte den Hörer hin und fühlte Schweißtropfen auf seiner Stirn. Wyatt hatte recht gehabt - Mabel hatte die Richtung geändert, um San Fernandez einen Besuch abzustatten. Sein Körper funktionierte einwandfrei, als er alle vorhandenen Informationen über Mabel zusammensuchte und die Blätter in einen Aktendeckel legte, aber im Hintergrund jammerte eine innere Stimme: Das ist nicht fair, verdammt; warum sollte Wyatt recht behalten mit einer unwissenschaftlichen Vermutung? Warum zum Donnerwetter hielt sich Mabel nicht an die Regeln? Herrgott, wie soll ich das Brooks erklären?

Er stürzte außer Atem in den Radarraum, und ein Blick auf den Schirm sagte ihm genug. Er fuhr Jennings an: »Warum ist mir das nicht früher gemeldet worden?«

»Lieutenant Moore hat einen Bericht an Ihre Dienststelle geschickt, Sir.«

»Das war vor fast drei Stunden.« Er zeigte auf die sich verdickenden grünen Schlieren am unteren Rand des Radarschirms. »Wissen Sie, was das ist?«

»Ja, Sir«, sagte Jennings. »Da zieht ein bißchen Schlechtwetter auf«

»Ein bißchen Schlechtwetter?« sagte Schelling beklommen. »Gehen Sie mir aus dem Weg, Sie Trottel!« Er schob sich an Jennings vorbei und stürzte in den sonnendurchfluteten Korridor hinaus. Er stand einen Augenblick unschlüssig da und biß sich auf seine trockenen Lippen. Dem Commodore mußte natürlich Meldung gemacht werden. Er verließ die Radarstelle wie ein Mann, der zu seiner eigenen Hinrichtung ging, und Jennings starrte verblüfft hinter ihm her.

Der Offizier im Vorzimmer von Brooks war im Zweifel, ob er Schelling zum Commodore vorlassen sollte. Schelling beugte sich über

den Schreibtisch und sagte bedächtig: »Wenn ich nicht innerhalb von zwei Minuten beim Commodore drin bin, ist Ihre Karriere zu Ende.« Ein Funke Genugtuung glimmte in ihm auf, als er sah, daß er diesen Offizier eingeschüchtert hatte, aber er erstickte schnell bei der Vorstellung, was Brooks zu ihm sagen würde.

Der Schreibtisch sah so ordentlich aus wie immer, und Brooks selbst saß dahinter, als hätte er sich während der letzten zwei Tage nicht vom Fleck gerührt. Er sagte: »Well, Commander? Ich höre, Sie möchten mich dringend sprechen?«

Schelling schluckte. »Ah ... ja, Sir. Es ist wegen Mabel.«

Brooks änderte nichts an seinem Tonfall, aber eine gewisse Spannung umgab ihn plötzlich, als er ruhig fragte: »Was ist mit Mabel?«

Schelling sagte unsicher. »Er scheint seine vorausgesagte Richtung geändert zu haben.«

»*Scheint?* Hat er, oder hat er nicht?«

»Ja, Sir, er hat.«

»Nun?«

Schelling sah in die harten grauen Augen und schluckte. »Er kommt genau auf uns zu.« Die Unbeweglichkeit des Commodore alarmierte ihn, und seine Zunge löste sich. »Er hätte das nicht dürfen, Sir. Es ist gegen alle Theorie. Er hätte westlich von Kuba vorbeiziehen sollen. *Ich* weiß nicht, warum er die Richtung geändert hat, und ich könnte Ihnen auch keinen anderen Meteorologen nennen, der es erklären könnte. Es gibt so viele Dinge, die wir nicht...«

Brooks rührte sich zum erstenmal. »Hören Sie auf zu quasseln, Schelling! Wie lange Zeit haben wir noch?«

Schelling legte seinen Aktendeckel auf den Schreibtisch und öffnete ihn. »Er ist jetzt etwas über 270 Kilometer entfernt, und er zieht mit achtzehn Kilometer pro Stunde. Das läßt uns noch fünfzehn, vielleicht auch sechzehn Stunden.«

Brooks sagte: »Ihre Überlegungen interessieren mich nicht - ich wollte nur eine Zeitangabe.« Er drehte sich in seinem Sessel um und griff zum Telefon. »Geben Sie mir den Einsatzoffizier... Commander Leary, bitte setzen Sie sofort Plan K in Kraft!« Er sah auf die

Uhr. »Mit Wirkung von 8.31 Uhr. Ja, richtig ... sofortige Evakuierung.«

Er legte den Hörer hin und wandte sich Schelling wieder zu. »Ich würde das nicht zu tragisch nehmen, Commander. Es war meine Entscheidung hierzubleiben, nicht Ihre. Und Wyatt hatte keine tatsächlichen Anhaltspunkte - nur eine vage Intuition.«

Aber Schelling sagte: »Vielleicht war ich zu starr in meiner Ansicht, Sir.«

Brooks wischte das beiseite. »Ich bezog das auch in meine Überlegungen mit ein. Ich kenne die Fähigkeiten meiner Offiziere.« Er drehte sich um und sah zum Fenster hinaus: »Ich bedauere nur, daß wir nichts für die Bevölkerung von St. Pierre tun können. Das ist uns leider unmöglich. Wir werden so bald wie möglich zurückkommen und bei den Aufräumarbeiten helfen, aber die Schiffe werden allerlei durchstehen müssen, und wir werden es nicht leicht haben.«

Er sah Schelling an. »Sie kennen doch Ihren Aufgabenbereich unter Plan K?«

»Ja, Sir.«

»Dann müssen Sie sich jetzt wohl auf Ihren Posten begeben.«

Während er Schelling hinausgehen sah, lag etwas wie Mitleid in seinem Ausdruck. Dann rief er seinen Adjutanten. Es gab viele Dinge zu tun - all die notwendigen Dinge. Sobald er wieder allein war, ging er hinüber zum Wandsafe und begann, Dokumente in eine mit Blei beschwerte Aktentasche zu packen, und erst als er seine letzte dienstliche Pflicht auf Cap Sarrat erledigt hatte, packte er die wenigen persönlichen Dinge ein, die er mitnehmen wollte. Dazu gehörte auch ein Foto von seiner Frau und zwei Söhnen, das er aus einer Schublade in seinem Schreibtisch nahm.

Eumenides Papegaikos war sehr verängstigt. Er war nicht aus dem Stoff, aus dem Helden gemacht werden, und er fühlte sich nicht wohl in der Situation, in der er sich befand. Sicher, einen Nachtclub zu

betreiben hatte auch seine Schwierigkeiten, aber die waren von der Art, die sich mit Geld regeln ließen - sowohl Serruriers korrupte Polizisten als auch die örtlichen Gangstersyndikate waren käuflich, was zum Teil seine hohen Preise erklärte. Aber er konnte sich nicht von einem Bürgerkrieg loskaufen, und einen Hurrikan konnte man mit allem Gold der Welt nicht zur Umkehr bringen.

Er hatte gehofft, mit den amerikanischen Frauen nach Cap Sarrat gebracht zu werden, aber Wyatt und der Krieg hatten das vereitelt. Auf eine Art war er dankbar dafür, daß er unter Ausländern war - er konnte sich in Englisch nicht gewandt ausdrücken, aber das tarnte seine Angst und seine Unsicherheit. Er tat nichts aus freien Stücken, sondern führte nur aus, was ihm aufgetragen wurde, mit einer simulierten Willigkeit, die sein inneres Zittern verbarg -das war auch der Grund, weshalb er jetzt durch die Bananenplantage schlich, um vom Gipfel aus die Küstengegend beobachten zu können.

Er hörte Geräusche ringsumher - das Zirpen der Zikaden und schwächere, unheilverkündende Geräusche, die aus allen Richtungen zu kommen schienen. Da war ab und zu ein metallisches Klicken, Gemurmeln in der Ferne und ab und zu ein Rascheln von Bananenblättern, die sich eigentlich nicht bewegen durften, weil es eine windstille Nacht war. Er kam schweißtriefend auf dem Gipfel an und sah auf die Küstenstraße hinunter. Dort war viel Betrieb: die Geräusche von schweren Lastwagen, das Aufblinken von Lampen und die Bewegungen von vielen Männern im hellen Mondlicht. Der Steinbruch, wo sie den Wagen zurückgelassen hatten, war jetzt voll von Fahrzeugen, und auf dem schmalen Weg herrschte ein ständiges Kommen und Gehen.

Nach einer Weile zog sich Eumenides zurück, um zu den andern zurückzukehren. Über die ganze Plantage leuchteten Lichter auf, die flackernden Feuer einer lagernden Armee, und manchmal erkannte er die Bewegungen von einzelnen Männern, wenn sie zwischen ihm und den Flammen liefen. Er ging den Berg hinab und hoffte, daß man ihn, wenn man ihn sah, nur für einen in der Dunkelheit

herumstreifende Soldaten halten würde, und näherte sich mit Vorsicht der Mulde, in der sie ihre Löcher gegraben hatten. Er schaffte es ohne Schwierigkeiten, brauchte aber ziemlich lange. Als er wieder bei Julie und Mrs. Warmington eintraf, war fast eine Stunde vergangen.

Aus ihrem getarnten Deckungsloch wisperte Julie: »Eumenides?«

»Ja. Wo is' Rawsthorne?«

»Er ist noch nicht zurück. Was ist draußen los?«

Eumenides mühte sich lobenswert mit der englischen Sprache.

»Menge Leute. Soldaten. Armee.«

»Regierungstruppen? Serruriers Leute?«

»Ja.« Er schwenkte den Arm in weitem Bogen. »Rund 'erum.«

Mrs. Warmington wimmerte leise. Julie sagte langsam: »Serrurier muß zurückgeschlagen worden sein - aus St. Pierre herausgedrängt. "Was tun wir jetzt?«

Eumenides war still. Er wußte nicht, was sie tun konnten. Wenn sie wegzukommen versuchten, würden sie fast mit Sicherheit geschnappt werden, wenn sie aber blieben, würde das Tageslicht sie verraten. Julie sagte: »Sind Soldaten hier in der Nähe?«

Eumenides zeigte. »Kann sein sechzig Meter. Wir reden laut - sie 'ören.«

»Ein Glück, daß wir diese Mulde gefunden haben«, sagte Julie. »Sie müssen lieber in Ihr Loch kriechen, Eumenides. Decken Sie sich mit Bananenblättern zu! Wir werden auf Mr. Rawsthorne warten.«

»Ich habe Angst«, sagte Mrs. Warmington kleinlaut in der Dunkelheit.

»Meinen Sie, ich nicht?« flüsterte Julie. »Halten Sie jetzt den Mund!«

»Sie werden uns umbringen«, jammerte Mrs. Warmington lauter.

»Sie werden uns vergewaltigen und dann umbringen.«

»Herrgott, halten Sie doch den Mund!« zischte Julie wütend. »Man wird Sie hören.«

Mrs. Warmington stöhnte leise und schwieg dann. Julie lag auf dem Boden ihres Loches und wartete auf Rawsthorne. Sie wunderte sich, daß er so lange ausblieb, und überlegte, was sie tun könnten,

wenn er zurückkäme.

Rawsthorne war in Druck. Er hatte den Wirtschaftsweg überquert und fand es jetzt schwierig, wieder zurückzukommen; es herrschte ein ununterbrochener Verkehr in beiden Richtungen. Ein Lastwagen nach dem anderen donnerte mit voll aufgeblendeten Scheinwerfern vorbei, so daß er nicht ungesehen über den Weg kommen konnte. Und er hatte lange gebraucht, um den Weg überhaupt wiederzufinden. In seiner Verwunderung darüber, daß er sich inmitten einer Armee befand, hatte er sich verlaufen, war in der Dunkelheit zwischen Pflanzenreihen umhergeirrt und erschrocken vor einer Gruppe von Soldaten geflohen, nur um auf eine andere zu stoßen.

Als er sich endlich beruhigt hatte, war er weit von dem Weg entfernt. Er lief anderthalb Stunden, bis er ihn wiederfand, ständig von der Angst vor der Entdeckung geplagt. Er machte sich keine Illusionen darüber, was passieren würde, wenn man ihn entdeckte. Serruriers Propaganda war wirksam gewesen; er hatte diese Männer belogen und ihnen die Köpfe verdreht, und dann hatte er sie zu Soldaten ausgebildet und gedrillt. Für sie waren alle Blancs Amerikaner, und Amerikaner waren die Buhmänner in Serruriers Mythologie - sie würden weiß mit amerikanisch gleichsetzen und amerikanisch mit Spion, und so würden sie ihn auf der Stelle erschießen.

Deshalb bewegte er sich vorsichtig, als er seinen Weg zwischen den Bananenstauden suchte. Einmal mußte er eine volle halbe Stunde reglos warten, während sich eine Gruppe von Soldaten hinter der Bananenstaude unterhielt, unter der er sich verbarg. Er drückte sich gegen die breiten Blätter und hoffte, daß keiner auf die Idee kommen würde, um die Staude herumzulaufen.

Als er weitergehen konnte, dachte er darüber nach, was die Männer gesagt hatten. Die Truppe war müde und mutlos; sie beklagten die Unfähigkeit ihrer Offiziere und sprachen mit großem Respekt von der Stärke von Favels Artillerie. Eine immer wiederkehrende Frage war: wo sind *unsere* Kanonen? Keine einzige hatte zu-

rückschießen können. Aber die Neuigkeit war, daß die Armee unter General Rocambeau neu geordnet wurde und bei Tagesanbruch St. Pierre angreifen würde. Obzwar ein großer Teil ihrer Ausrüstung von Favel erbeutet worden war, hatten Rocambeaus zurückgehende Streitkräfte das Arsenal San Juan ausräumen können, und es war daher genug Munition für den Angriff vorhanden. Die Männer sprachen mit Achtung von Rocambeau und schienen neue Hoffnungen zu schöpfen.

Endlich hatte er den Weg gefunden und wartete im Schatten auf eine Lücke in dem Verkehr, aber es kam keine. Er sah verzweifelt auf seine Uhr - bis zur Dämmerung dauerte es nicht mehr lange, und bis dahin mußte er den Weg überquert haben. Als er die Hoffnung auf ein Nachlassen des Verkehrs aufgegeben hatte, ging er am Wegrand entlang, bis er an eine Kurve kam. Hier mußte es vielleicht möglich sein, den Weg zu überqueren, ohne von Scheinwerfern erfaßt zu werden. Er wartete, bis ein Lastwagen vorbei war, rannte dann hinüber und warf sich auf der anderen Seite hin. Die Scheinwerfer des nächsten Lastwagens, der um die Kurve kam, huschten über ihn hinweg, als er schwer atmend dort lag.

Es wurde schon hell am östlichen Himmel, als er die ungefähre Richtung zu der Mulde ausmachte, in der die anderen versteckt waren. Er schlich müde dahin und dachte, daß so etwas wohl für einen jüngeren Mann wie Wyatt oder Causton angehen konnte, aber einem älteren Herrn wie ihm den Tod bringen konnte.

Julie erhob sich aus ihrem Loch, als der Himmel heller wurde. Sie setzte sich zuerst vorsichtig auf, hob die riesigen grünen Blätter und sah hinaus. Sie überlegte, wo Rawsthorne wohl geblieben war. Niemand war in die Nähe der Mulde gekommen, und es schien, als ob sie auch weiterhin unentdeckt bleiben könnten, wenn sie still liegenblieben. Aber zuerst mußte sie nachsehen, aus welcher Richtung Gefahr am ehesten drohte. Sie flüsterte Eumenides zu: »Ich gehe an den Rand der Mulde.«

Es raschelte unter den Bananenblättern. »Is' gut.«

»Verlassen Sie mich nicht!« flehte Mrs. Warmington und setzte sich auf. »Bitte gehen Sie nicht weg - ich habe Angst.«

»Sssch! Ich gehe nicht weit - nur ein paar Meter. Bleiben Sie hier, und seien Sie still!«

Sie kroch zwischen den Stauden davon und fand einen Platz, von dem aus sie die Pflanzungen übersehen konnte. In der trüben Morgendämmerung sah sie Männer laufen und hörte leises Gemurmel. Die nächste Gruppe war nur rund fünfzig Meter entfernt, aber die Männer schliefen alle. Sie lagen um die Glut eines ausgehenden Feuers gruppiert.

Sie war weggegangen, um ihre Tarnung bei Tageslicht, und bevor es zu spät war, zu prüfen. Deshalb sah sie jetzt in die Mulde zurück und entdeckte, daß die aufgegrabene Erde frisch aussah, aber das würde sich durch einige weitere Blätter beheben lassen. Die Löcher selbst fielen überhaupt nicht auf oder würden es nicht, wenn das verdammte Weib sich still verhalten würde.

Mrs. Warmington saß aufrecht da und sah sich nervös um, ihre Handtasche an die Brust gedrückt. »Bleib unten, dumme Pute!« hauchte Julie. Zu ihrer Überraschung öffnete Mrs. Warmington ihre Tasche, holte einen Kamm heraus und begann sich zu kämmen. Sie lernt es nie, dachte Julie verzweifelt; sie kann sich einfach nicht anpassen und ist von Gewohnheiten beherrscht. Sich morgens seiner Frisur zu widmen war ohne Zweifel eine lobenswerte Gewohnheit in einer Vorstadtwohnung, aber hier auf diesem grünen Berghang konnte sie den Tod bedeuten.

Sie wollte eben zurückhuschen und das Weib in ihr Loch zurückbefördern, mit Gewalt, wenn nötig, als sie eine Bewegung am gegenüberliegenden Rand der Mulde wahrnahm. Ein Soldat kam herunter. Er streckte seine Arme im Gehen, als wäre er eben aus dem Schlaf gekommen, und rückte den Gewehrriemen auf der Schulter zurecht. Julie verhielt sich ganz still und ließ ihren Blick zu Mrs. Warmington gehen, die sich in einem kleinen Spiegel betrachtete. Sie hörte deutlich das mißbilligende und sehr weibliche Geräusch,

das Mrs. Warmington von sich gab, als sie sah, wie zerzaust sie aussah.

Der Soldat hörte es auch, nahm sein Gewehr von der Schulter und stieg sehr vorsichtig in die Mulde hinunter. Mrs. Warmington hörte das metallische Klicken, als er durchlud, und sie schrie, als sie ihn auf sich zukommen sah, und zerrte an ihrer Handtasche. Der Soldat blieb verwundert stehen. Dann verzog er sein Gesicht zu einem breiten Grinsen, und er kam näher und hängte sein Gewehr um.

Dann kamen drei trockene Knalle, die in der warmen Morgenluft widerhallten. Der Soldat schrie auf, drehte sich um sich selbst und fiel Mrs. Warmington vor die Füße. Er wand sich wie ein Fisch auf dem Trockenen, und seine Uniform färbte sich an der Schulter blutrot.

Eumenides kam aus seinem Loch wie ein Stehaufmännchen, als Julie zu laufen anfang. Als sie auf dem Grund der Mulde ankam, beugte er sich über den verletzten Soldaten, der schwer stöhnte. Er betrachtete verständnislos seine blutige Hand. »Er ist geschossen!«

»Er ging auf mich los«, kreischte Mrs. Warmington. »Er wollte mich vergewaltigen - mich umbringen.« Sie schwenkte eine Pistole in ihrer Hand.

Julie gab es ihr. Sie legte all ihre Kraft in die Ohrfeige. Sie war entschlossen, dieses hysterische Weib um jeden Preis zum Schweigen zu bringen. Mrs. Warmington war plötzlich still, und die Pistole entfiel ihren kraftlosen Fingern und wurde von Eumenides aufgefangen. Er riß die Augen weit auf, als er sie ansah. »Das is' meine«, sagte er verwundert.

Julie flog herum, als sie einen Ruf hinter sich hörte und drei Soldaten den Hang heruntergerannt kommen sah. Der erste sah die hingestreckte Figur und die Pistole in Eumenides' Hand und hielt sich nicht mit Reden auf. Er legte an und schoß dem Griechen in den Bauch.

Eumenides ächzte und klappte zusammen, seine Hände gegen den Bauch gedrückt. Er ging in die Knie und fiel vornüber. Der Soldat

hob sein Gewehr und stach ihm das Bajonett in den Rücken. Eumenides brach ganz zusammen, und der Soldat trat mit dem Stiefel auf ihn und zog das Bajonett heraus. Er stach wieder zu und wieder, bis der Körper in einer großen Blutlache lag.

Rawsthorne hatte alles vom Rand der Mulde mit angesehen. Ihm wurde übel, aber er konnte seine Blicke nicht losreißen. Er hörte das Geschrei und sah, wie die beiden Frauen herumgestoßen wurden. Einer der Soldaten piekte sie rücksichtslos mit einem Bajonett, und er sah, wie das Blut an Julies Arm herunterlief. Er dachte, man würde sie ohne weiteres erschießen, aber dann kam ein Offizier heran, und die beiden Frauen wurden weggeführt. Zurück blieb der leblose Körper von Eumenides Papegaikos.

Rawsthorne blieb noch eine Weile, wo er war. Eine Zeitlang war er ganz benommen, bevor sein Verstand wieder zu funktionieren begann. Schließlich machte er sich davon, auf dem Bauch kriechend. Aber er wußte eigentlich nicht, wohin er kroch, noch was er als nächstes zu tun gedachte.

Wyatt entdeckte, daß Favel nicht leicht zu finden war. Mit Dawson zusammen war er einem jungen Offizier übergeben worden, der zu sehr mit der unmittelbaren Kampfplage beschäftigt war, um ihnen viel Aufmerksamkeit zu widmen. Um die Bürde loszuwerden, hatte der Offizier sie zurückgeschickt und ihnen nur einen einzigen einfachen Soldaten mitgegeben, der betrübt war, daß er aus dem Kampf gezogen wurde. Dawson sah ihn an und sagte: »Über die Moral dieser Burschen kann nicht geklagt werden.«

»Sie sind die Siegenden«, sagte Wyatt kurz. Er war besessen von dem Gedanken, so schnell wie möglich mit Favel sprechen zu müssen, aber er sah, daß es nicht leicht sein würde. Der Krieg hatte sich in zwei getrennte Schlachten im Westen und im Osten von St. Pierre aufgespalten. Favels Hammerschlag im Zentrum hatte Serruriers Armee in zwei ungleiche Teile geteilt. Der größere Teil hatte sich kämpf-

fend nach Osten zurückgezogen, und ein kleinerer Teil war aufgelöst nach Westen geflohen, wo er zu den noch unversehrten Truppen stieß, die Cap Sarrat abriegelten.

Ein höherer Offizier lachte sie aus, als Wyatt Favel zu sprechen verlangte. »*Sie* wollen Favel sprechen«, sagte er ungläubig. »Blanc, ich will Favel sprechen - alle wollen ihn sprechen. Er ist ständig unterwegs; er ist ein vielbeschäftigter Mann.«

»Wird er hierherkommen?« fragte Wyatt.

Der Offizier knurrte. »Ich will es nicht hoffen. Er kommt nur, wenn etwas nicht in Ordnung ist, und ich möchte nicht der Anlaß für sein Kommen sein. Aber er könnte kommen«, prophezeite er. »Wir gehen gegen Rocambeau vor.«

»Können wir hierbleiben?«

»Gerne, solange Sie nicht im Wege stehen.«

So blieben sie im Bataillonsgefechtsstand, und Wyatt erzählte Dawson, was er erfahren hatte. Dawson sagte: »Ich glaube nicht, daß Sie die geringste Aussicht haben, ihn zu erwischen. Würden Sie sich zu so einer Zeit um einen spleenigen Wissenschaftler kümmern?«

»Ich glaube, das würde ich wohl nicht«, sagte Wyatt betrübt.

Er hörte sorgfältig auf alles, was um ihn vorging, und machte sich daraus allmählich ein Bild von der militärischen Lage. Serruriers Name wurde kaum erwähnt, aber der Name Rocambeau war in aller Munde.

»Zum Teufel, wer ist dieser Rocambeau?« wollte Dawson wissen.

»Er war einer der jüngeren Generäle der Regierungstruppen«, sagte Wyatt. »Er übernahm den Posten des alten Deruelles, als dieser fiel, und erwies sich als tüchtiger, als Favel lieb war. Favel hatte darauf gebaut, den Krieg in einem Zug zu beenden, aber Rocambeau hatte die Armee der Regierung in einer erfolgreichen Absetzbewegung aus der Schlinge gezogen. Er hat sich nach Osten zurückgezogen und gruppiert seine Streitkräfte für einen neuen Angriff um, und das Schlimmste dabei ist, daß er genug Fahrzeuge aufgetrieben hat, das Arsenal von San Juan auszuleeren. Er hat genug Munition und Reservewaffen, um den Krieg zu einem Ende zu führen, das

Favel nicht gefallen würde.«

»Kann Favel nicht vorgehen und ihn erledigen, bevor er soweit ist? Ihn unvorbereitet erwischen?«

Wyatt schüttelte den Kopf. »Favel ist so ziemlich am Ende seiner Möglichkeiten. Er hat die ganze Zeit gegen schwere Überlegenheit gekämpft. Er mußte sich den Weg aus den Bergen herunter erkämpfen, und seine Leute kippen vor Müdigkeit fast aus den Stiefeln. Er muß auch anhalten, um seine Leute ausruhen zu lassen und sie umzugruppieren.«

»Was passiert also nun?«

Wyatt zog eine Grimasse. »Favel bleibt in St. Pierre - er hat nicht die Kraft, weiter vorzustoßen. Also wird er sich in St. Pierre verteidigen, und dann wird Mabel kommen und sie alle auslöschen. Keine Armee hat in diesem tiefen Gelände um die Santego Bay Überlebenschancen. Keiner wird diesen Krieg gewinnen.«

Dawson warf Wyatt einen Seitenblick zu. »Vielleicht sollten wir sehen, daß wir wegkommen«, schlug er vor. »Wir könnten den Negrohinauffahren.«

»Nachdem ich mit Favel gesprochen habe«, sagte Wyatt fest.

»Okay«, sagte Dawson seufzend. »Wir werden hierbleiben und mit Favel sprechen - vielleicht.« Er machte eine Pause. »Wo stellt Rocambeau seine Truppen bereit?«

»Neben der Küstenstraße im Osten - etwa acht Kilometer vor der Stadt.«

»Heiliger Strohsack!« rief Dawson aus. »Ist das nicht, wo Rawsthorne und die anderen sich aufhalten?«

»Ich habe versucht, daran nicht zu denken«, sagte Wyatt gepreßt.

Dawson war betroffen. »Es tut mir leid«, sagte er niedergeschlagen, »daß ich mich so schäbig benommen habe. Wenn ich nicht versucht hätte, den Wagen zu stehlen, wären wir nicht getrennt worden.«

Wyatt sah ihn neugierig an. Irgend etwas war in Dawson vorgegangen; das war nicht der Mann, den er im *Maraca Club* getroffen hatte - der große, bedeutende Schriftsteller - und es war auch nicht

der weinerliche Mann in der Zelle, der ihn zur Hölle schicken wollte. Er sagte behutsam: »Ich habe Sie darüber schon einmal befragt, und da wurden Sie bissig.«

Dawson sah auf. »Wollen Sie wissen, warum ich Ihren Wagen stehlen wollte? Ich werde es Ihnen sagen. Ich hatte Angst - Big Jim Dawson drehte durch vor Angst.«

»Das ist es, worüber ich mich gewundert habe«, sagte Wyatt nachdenklich. »Es paßt nicht zu dem, was ich über Sie gehört habe.«

Dawson lachte bitter. »Was Sie über mich gehört haben, ist großer Quatsch«, sagte er grob. »Ich bin sehr ängstlich.«

Wyatt sah Dawsons Hände an. »Das würde ich nicht sagen.«

»Das ist komisch«, sagte Dawson. »Als ich Roseau ausgeliefert war und wußte, daß da mit Reden nichts mehr zu machen war, hätte ich eigentlich Angst bekommen müssen, aber statt dessen packte mich die Wut. Das ist mir früher noch nie passiert. Was meinen Ruf anbetrifft, das ist alles Schwindel, künstlich aufgebaut - und es war so leicht. Man reist nach Afrika und erschießt so einen armen Löwen, und alle halten einen für einen Helden; man zieht einen Fisch aus dem Wasser, der ein bißchen größer ist als ein gewöhnlicher Fisch, und schon wieder ist man ein Held. Ich benutzte solche Dinge wie eine Keule und baute den Big Jim Dawson auf - einen Papiertiger, wie die Chinesen es nennen würden. Und es ist auch erstaunlich, was ein skrupelloser Presseagent schaffen kann.«

»Aber wozu?« fragte Wyatt verständnislos. »Sie sind ein guter Schriftsteller - alle Kritiker meinen das; Sie brauchen doch keine künstlichen Stützen.«

»Was die Kritiker meinen und was ich meine, sind zwei verschiedene Dinge.« Dawson blickte auf seine staubige Schuhspitze. »Sobald ich mich an eine Schreibmaschine setze und den leeren Bogen Papier ansehe, packt mich ein Gefühl, als sollte ich ertrinken, und wenn ich eine ganze Menge Blätter vollgeschrieben und ein Buch gemacht habe, wird dieses Gefühl noch schlimmer. Ich habe noch nie etwas geschrieben, das mir gefallen hat - es ist mir nie gelungen, aufs Papier zu bringen, was ich mir vorgestellt hatte. Deshalb hatte ich im-

mer, wenn ein Buch herauskam, Angst, es würde durchfallen, und ich brauchte irgend etwas zur Unterstützung, damit es verkauft würde, und so wurde Big Jim Dawson erfunden.«

»Sie haben etwas Unmögliches zu erreichen versucht - Vollkommenheit.«

Dawson grinste. »Ich werde es weiter versuchen«, sagte er fröhlich. »Aber es ist mir nicht mehr wichtig. Ich glaube, ich habe die Angst überwunden.«

Viele Stunden später wurde Wyatt wachgerüttelt. Er hatte gar nicht gemerkt, daß er eingeschlafen war, und als er langsam wieder zu Bewußtsein kam, spürte er seine verkrampften Glieder und schmerzenden Gelenke. Er öffnete die Augen und blinzelte, als er von einer Taschenlampe geblendet wurde. Eine Stimme fragte: »Sind Sie Wyatt, oder ist es der andere?«

»Ich bin Wyatt«, sagte er. »Wer sind Sie?« Er warf die Decke ab, die jemand fürsorglich über ihn gedeckt hatte, und starrte den großen bärtigen Mann an, der auf ihn herabblickte.

»Ich bin Füller. Ich habe ganz St. Pierre nach Ihnen abgesucht. Favel will Sie sprechen.«

»Favel will *mich* sprechen? Woher weiß er überhaupt, daß ich existiere?«

»Das ist eine andere Geschichte; kommen Sie!«

Wyatt stand ungelenkt auf und sah durch die Tür. Der Morgen begann zu dämmern, und er sah einen Jeep auf der Straße und hörte den Motor laufen. Er drehte sich um und sagte: »Füller? Sie sind der Engländer - einer von ihnen -, der an der Nordküste wohnt, im Campo de las Perlas.«

»Stimmt.«

»Sie und Manning.«

»Richtig geraten«, sagte Füller ungeduldig. »Kommen Sie! Wir haben keine Zeit für Plaudereien.«

»Warten Sie einen Augenblick«, sagte Wyatt. »Ich will Dawson wecken.«

»Dazu haben wir keine Zeit«, sagte Füller. »Er kann hierbleiben.«

Wyatt drehte sich und starrte ihn an. »Hören Sie, dieser Mann wurde von Serruriers Schindern zusammengeschlagen Ihretwegen - Ihret- und Mannings wegen. Wir waren beide verdammt dicht davor, aus dem gleichen Grund erschossen zu werden. Er kommt mit!«

Füller gab nach. »Oh, meinetwegen. Machen Sie aber schnell!«

Wyatt weckte Dawson und erklärte ihm schnell die Situation, und Dawson rappelte sich auf. »Aber woher weiß er denn von Ihnen?« war seine erste Frage.

»Füller wird uns das sicher unterwegs erklären«, sagte Wyatt. Sein Tonfall deutete an, daß er eine Erklärung von Füller verlangen würde.

Sie stiegen in den Jeep und fuhren los. Füller sagte: »Favel hat seinen Gefechtsstand im *Imperiale* aufgeschlagen - es liegt schön zentral.«

»Nun hol mich doch der Teufel!« sagte Dawson. »Wir hätten uns nicht von der Stelle zu rühren brauchen. Wir waren noch heute ... gestern ... nachmittag dort.«

»Die Regierungsgebäude haben durch die Beschießung ziemlich gelitten«, sagte Füller. »Sie werden noch für eine Weile unbrauchbar sein.«

Dawson sagte mit Betonung: »Darüber brauchen Sie uns nichts zu erzählen - wir waren dort.«

»So habe ich gehört«, sagte Füller. »Es tut mir leid.«

Wyatt hatte den Himmel betrachtet und geschnuppert. Es war merkwürdig heiß, wenn man bedachte, daß es noch so früh war, und es versprach ein sengender Tag zu werden. Er zog die Stirn kraus und fragte: »Warum hat Favel nach mir geschickt?«

»Ein englischer Reporter kam mit einer merkwürdigen Geschichte - über einen Hurrikan. Ein Haufen Quatsch sicherlich. Aber Favel war doch so beeindruckt, daß er Suchkommandos nach Ihnen ausschickte, sobald wir die Stadt in der Hand hatten. Sie sind doch der Wetterfritze, nicht?«

»Ja, der bin ich«, sagte Wyatt ohne Bewegung.

»Also kam Causton durch«, sagte Dawson. »Das ist gut.«

Füller lachte. »Er diente erst eine Zeitlang in der Regierungsarmee. Er erzählte uns, daß Sie im Loch saßen - in dem am Liberation Place. Das war nicht sehr ermutigend, denn wir bepflasterten den Platz ziemlich gründlich, aber wir fanden keine weißen Leichen im Polizeigebäude und meinten, daß Sie vielleicht davongekommen waren. Ich habe die ganze Nacht nach Ihnen gesucht - Favel bestand darauf, und wenn er auf etwas besteht, wird es getan.«

Wyatt fragte: »Wann geht der Krieg wieder los?«

»Sobald sich Rocambeau zu seinem Vorstoß entschließt«, sagte Füller. »Wir werden nur abwarten - wir haben im Augenblick nicht die Stärke, etwas anderes zu tun.«

»Und was ist mit den Regierungstruppen im Westen?«

»Sie liegen noch vor Cap Sarrat. Serrurier hat immer noch Angst, die Yankees könnten herauskommen und ihm in den Rücken fallen.«

»Werden sie es?«

Füller grunzte. »Keine Aussichten. Dies ist eine lokale Angelegenheit, und die Yankees wollen nichts davon wissen. Ich glaube, sie würden Favel lieber sehen als Serrurier - wer würde das nicht? -, aber sie werden sich nicht einmischen. Gott sei Dank ist Serrurier anderer Ansicht.«

Wyatt überlegte, wo Füller einzuordnen war. Er sprach, als ob er eine hohe Stellung in der Hierarchie der Rebellen einnähme, und war offensichtlich mit Favel sehr vertraut. Aber er stellte keine Fragen danach - er hatte wichtigere Dinge im Kopf. Das Beste war, daß Favel ihn sprechen wollte, und er legte sich wieder seine Argumente zurecht.

Füller stoppte den Jeep vor dem *Imperiale*, und sie stiegen alle aus. Es herrschte ein reges Kommen und Gehen, und Wyatt bemerkte, daß die Drehtür entfernt worden war, um den Durchgang zu erleichtern. Er vermerkte einen weiteren Pluspunkt für Favel für praktisches Denken und Beachtung der Details. Er folgte Füller ins Hotel und sah, daß es umgestellt worden war; die Halle war ausgeräumt worden, und die Bar diente als Kartenraum. Füller sagte: »Warten

Sie hier! Ich sage dem Chef, daß Sie da sind.«

Er ging, und Dawson sagte: »So mag ich einen Krieg wohl beobachten - vom stumpfen Ende aus.«

»Vielleicht ändern Sie Ihre Meinung, wenn Rocambeau angreift.«

»Das ist sehr wahrscheinlich«, sagte Dawson, »aber ich will mir jetzt nicht die Stimmung nehmen lassen.«

Da kam ein Schrei von der Treppe, und sie sahen Causton heruntergerannt kommen. »Willkommen zu Hause!« rief er. »Schön, daß Sie aus dem Bunker raus sind.«

Wyatt lächelte säuerlich. »Wir wurden herausgeschossen.«

»Glauben Sie das nicht!« sagte Dawson. »Wyatt hat Großartiges geleistet - er hat uns beide befreit.« Er sah Causton an. »Was ist das auf Ihrem Gesicht - Schuhkrem?«

»Ja«, sagte Causton. »Ich kann das Zeug nicht abkriegen. Ich nehme an, Sie möchten sich waschen und neues Zeug anziehen.«

»Wo ist Julie - und Rawsthorne?« fragte Wyatt.

Causton blickte ernst drein. »Wir wurden recht früh getrennt. Wir planten, nach Osten zu fahren.«

»Sie sind nach Osten gefahren«, sagte Wyatt. »Jetzt sitzen sie dort mitten in Rocambeaus Armee.«

Dazu konnte niemand etwas sagen, und nach einer Weile sagte Causton: »Sie sollten beide die Gelegenheit zur Morgentoilette benutzen. Favel empfängt Sie noch nicht - ist mitten in einer Lagebesprechung; versucht, ein Wunder zu bewirken.«

Er führte sie nach oben in sein Zimmer und gab ihnen willkommenes heißes Wasser und Seife. Ein Blick auf Dawsons Hände brachte einen Arzt herbei, der Dawson schleunigst mitnahm. Dann brachte Causton ein sauberes Hemd für Wyatt und sagte: »Sie können meinen Trockenrasierer benutzen.«

Wyatt setzte sich aufs Bett und rasierte sich. Er fragte: »Wie sind Sie von den andern getrennt worden?«

Causton erzählte es ihm und sagte dann: »Ich kam schließlich bis zu Favel durch und überzeugte ihn von Ihrer Wichtigkeit.« Er kratzte sich am Kopf. »Entweder, er war leicht zu überzeugen, oder mei-

ne Überredungskünste sind viel besser, als ich dachte - aber er begriff sehr schnell. Er ist ein toller Bursche.«

»Hurrikan nicht eingerechnet - glauben Sie, daß er Aussicht hat, diesen Krieg zu gewinnen?«

Causton verzog das Gesicht. »Das ist eine unbeantwortbare Frage. Die Armee der Regierung ist weitaus stärker, und bis jetzt hat er sie durch Überraschung und reine Intelligenz geschlagen. Die Voraussetzungen für diesen Angriff wurden schon vor Monaten geschaffen.« Er lachte laut. »Wissen Sie, daß das Gros der Artillerie der Regierung überhaupt nicht zum Einsatz kam? Die Geschütze blieben in einem bösen Wirrwarr oder im Negrito-Tal stecken, und Favel kam und erbeutete den ganzen Kram. Ich hielt es für Glück, aber ich weiß jetzt, daß Favel sich nie auf das Glück verläßt. Die ganze Angelegenheit war geplant - Favel hatte Lescuyer, den Kommandeur von Serruriers Artillerie, auf seine Seite gezogen; Lescuyer gab widersprüchliche Befehle heraus und ließ zwei Artilleriekolonnen sich auf derselben Straße entgegenfahren, dann tauchte er unter. Bevor Deruelles dieses Durcheinander beseitigen konnte, war alles vorbei und er selbst tot.«

»Dann hat Rocambeau das Kommando übernommen, nehme ich an«, sagte Wyatt.

Causton nickte. »Das war schade. Rocambeau ist ein verdammt tüchtiger Kommandeur - viel besser, als Dentelles je hätte sein können. Er holte die Regierungstruppen aus der Falle heraus. Gott weiß, was jetzt werden soll.«

»Machten die Panzer der Regierung Favel nicht Kummer, als er in die Ebene kam?«

Causton grinste. »Nicht viel. Er sortierte die erbeutete Artillerie schnell aus. Er ließ einfach alles über den Straßenrand kippen, was im Weg stand, bildete dann sechs motorisierte Kolonnen und ging damit gegen Serruriers Panzertruppe vor. Sobald sich ein Tank oder ein gepanzertes Fahrzeug zeigte, ging ein Dutzend Geschütze in Stellung, und dann gab es Zunder. Die ganze Sache lief von Anfang an wie am Schnürchen, und die Generäle der Regierung tanzten nach

Favels Pfeife - bis Rocambeau das Kommando übernahm. Als Favel zum Beispiel das 3. Regiment auf der Place de la Liberation Noire zusammenschloß, hatte er Artilleriebeobachter mit tragbaren Funksprechgeräten schon in der Stadt, und sie erwischten das Regiment genau in der Bereitstellung.«

»Das weiß ich«, sagte Wyatt. »Ich habe das Ergebnis gesehen.«

Caustons Grinsen wurde breiter. »Er erledigte Serruriers Operettenluftwaffe auf genauso wirksame Weise. Die Flugzeuge begannen wohl zu fliegen und zu bombardieren, aber als drei Einsätze pro Maschine geflogen worden waren, mußten sie Treibstoff aus den Reservetanks auf dem Flugplatz entnehmen. Dem ganzen Vorrat hatte man Zucker zugesetzt - *darin* herrscht auf San Fernandez kein Mangel -, und jetzt stehen alle Maschinen mit verklebten Motoren auf dem Boden.«

»Er hat wirklich keine Mühe gescheut, das muß man ihm lassen«, sagte Wyatt. »Welche Rolle spielen Manning und Füller dabei?«

»Da bin ich noch nicht ganz dahintergekommen. Ich glaube, sie haben etwas mit der Lieferung des Kriegsmaterials zu tun. Favel wußte wahrhaftig, was er brauchte - Gewehre, Maschinengewehre und motorisierte Artillerie, bestehend aus einer gewaltigen Zahl von Gebirgshaubitzen und Mörsern mit Bergen von Munition. Es muß eine Stange Geld gekostet haben, und ich habe noch nicht herausgefunden, wer das Ganze finanziert hat.«

»Manning und Füller waren am richtigen Ort«, sagte Wyatt langsam. »Und die Polizei schien den Eindruck zu haben, daß sie allerlei mit Favel zu tun hatten. Sie haben Dawson halb totgeschlagen, um etwas aus ihm herauszuholen.«

»Ich habe seine Hände gesehen«, sagte Causton. »Was hat er ihnen erzählt?«

»Was konnte er ihnen erzählen? Er hat es eben über sich ergehen lassen.«

»Das überrascht mich«, sagte Causton. »Er steht bei uns Presseleuten in dem Ruf, ein Blender zu sein. Wir wissen, daß der Flugzeugabsturz in Alaska vor zwei Jahren fingiert war, um den Absatz

seines letzten Buches zu heben. Die Sache wurde von Don Wiseman geplant und von einem Schauspieler ausgeführt.«

»Wer ist Don Wiseman?«

»Dawsons Presseagent. Ich habe immer gemeint, daß alles, was wir von Dawson zu sehen bekamen, durch Wisemans Vergrößerungsglas gesehen war.«

Wyatt sagte leise: »Ich glaube, Sie können Wiseman als Dawsons gewesenen Presseagenten betrachten.«

Causton hob die Augenbrauen. »So steht es?«

»Dawson ist ganz in Ordnung«, sagte Wyatt, während er sich über die frisch rasierte Wange strich. Er legte den Trockenrasierer hin. »Wann bekomme ich Favel zu sehen?«

Causton zuckte mit den Schultern. »Wenn er fertig ist. Er plant einen Krieg, müssen Sie bedenken, und gerade jetzt sieht es vielleicht schlecht für ihn aus. Ich glaube, es fällt ihm nichts mehr ein; seine vorhergehende Planung war gut, aber sie reichte nur bis hierher. Jetzt steht er vor einem Duell mit Rocambeau und ist dafür nicht in der richtigen Verfassung. Er hat fünftausend Mann gegen fünfzehntausend Mann Regierungstruppen, und wenn er sich auf einen langsamen Zermübungskampf einläßt, geht er ein. Er wird sich vielleicht wieder in die Berge zurückziehen müssen.«

Wyatt knöpfte sein Hemd zu. »Er wird sich schnell entscheiden müssen«, sagte er finster. »Mabel wird nicht warten.«

Causton saß schweigend da und sagte dann fast flehend: »Haben Sie etwas Handfestes vorzutragen, außer Ihrer bösen Vorahnung?«

Wyatt trat ans Fenster und sah zum heißen blauen Himmel hinauf. »Nicht viel«, sagte er. »Wenn ich im Stützpunkt wäre und meine Instrumente zur Verfügung hätte, könnte ich vielleicht schon logische Schlüsse ziehen, aber ohne Instrumente...« Er zuckte mit den Schultern.

Causton sah verzagt aus, und Wyatt sagte: »Wir haben Hurrikanwetter, das steht fest. Diese Windstille ist unnatürlich - irgend etwas blockiert den normalen Südostwind, und ich vermute, daß es Mabel ist.« Er zeigte mit einer Kopfbewegung auf die See. »Er

ist irgendwo dort hinter dem Horizont. Ich kann nicht mit Sicherheit beweisen, daß er auf uns zukommt, aber ich glaube es ganz bestimmt.«

Causton sagte: »Unten ist ein Barometer, würde das Ihnen etwas nützen?« Seine Worte klangen ein wenig hoffnungsvoll.

»Ich will es mir ansehen«, sagte Wyatt. »Aber ich glaube nicht, daß es brauchbar ist.«

Sie gingen hinunter in den Trubel des Armeehauptquartiers, und Causton zeigte ihm das Barometer an der Wand des Geschäftsbüros. Wyatt betrachtete es erstaunt. »Guter Gott! Ein Toricellibarometer - was für ein Altertum!« Er klopfte sachte dagegen. »Es muß hundert Jahre alt sein.« Er sah sich die Skala näher an und sagte dann: »Nein, nicht ganz; Amadeus Copenhans - Amsterdam - 1872.«

»Ist es zu gebrauchen?« fragte Causton.

Wyatt war für einen Augenblick belustigt. »Das ist so, als würden Sie einem Atomwissenschaftler eine Spitzhacke in die Hand drücken und ihm sagen, er solle ein paar Atome spalten.« Er klopfte wieder gegen die Skala, und die Nadel zitterte. »Dieses Ding sagt uns, was jetzt vorgeht, und das ist nicht sehr wichtig. Was ich wissen möchte, ist, was im Verlauf der letzten vierundzwanzig Stunden vorgegangen ist. Ich würde etwas dafür geben, einen Aneroidbarographen mit Aufzeichnungen für die letzten drei Tage zu haben.«

»Dann ist dies hier nutzlos?«

»Leider ja. Es zeigt wahrscheinlich sowieso falsch an. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sich jemand die Mühe gemacht hat, die nötigen Korrekturen für Temperatur, Breite und so weiter vorzunehmen.«

Causton wurde sarkastisch. »Das ist ein Jammer mit den lieben Wissenschaftlern. Sie haben ihre Instrumente so weit entwickelt, daß sie jetzt von ihnen abhängig sind. Was haben Sie bloß gemacht, bevor Sie Ihre Satelliten und elektronischen Apparate hatten?«

Wyatt sagte leise: »Wir waren auf Erfahrung und Instinkt angewiesen - so wie ich jetzt. Wenn man viele Hurrikane studiert hat -

so viele wie ich -, entwickelt man einen sechsten Sinn, der einem sagt, was sie als nächstes tun werden. Nichts davon läßt sich an den Instrumenten ablesen, und es ist nichts, was man analysieren könnte. Ich möchte es die Stimme der Erfahrung nennen.«

»Ich glaube Ihnen immer noch«, sagte Causton beschwichtigend. »Aber die Frage ist: Können wir Favel überzeugen?«

»Das macht mir keine Sorgen«, sagte Wyatt. »Was mir Sorgen macht, ist, was wird Favel unternehmen, wenn wir ihn überzeugt haben? Er sitzt in der Klemme.«

»Wir wollen sehen, ob er mit der Besprechung fertig ist«, sagte Causton. »Als Journalist bin ich daran interessiert, was Favel in diesem Augenblick tut.« Er wischte sich über die Stirn. »Wissen Sie, Sie haben recht; dieses Wetter ist wirklich unnatürlich.«

Favel war immer noch nicht frei, und sie warteten in der Halle und beobachteten das Kommen und Gehen von Meldern durch die Tür des Speisesaales, in dem die Konferenz stattfand. Endlich kam Füller heraus und winkte. »Jetzt sind Sie dran«, sagte er. »Machen Sie es so kurz wie möglich!« Er sah Wyatt aus ehrlichen blauen Augen an. »Persönlich halte ich das für Zeitverschwendung. Wir haben hier keine Hurrikane.«

»Serrurier sagte mir das auch, mit fast denselben Worten«, sagte Wyatt. »Er ist auch kein Meteorologe.«

Füller schnaufte. »Well, kommen Sie! Damit die Sache erledigt wird.«

Er begleitete sie in den Speisesaal. Die Tische waren zusammengeschoben und mit Landkarten bedeckt, und eine Gruppe von Männern unterhielt sich leise am Ende des Raumes. Es erinnerte Wyatt unwiderstehlich an den großen prunkvollen Raum, in dem Serrurier seine Besprechung vor der Schlacht gehalten hatte, aber da war ein feiner Unterschied. Hier gab es keine Goldtressen und keine Hysterie.

Causton berührte seinen Ellbogen. »Das ist Manning«, sagte er und zeigte durch ein Kopfnicken auf einen großen Weißen. »Und

der neben ihm ist Favel.«

Favel war ein hagerer, drahtiger Mann von nicht einmal durchschnittlicher Körpergröße. Er hatte eine sehr helle Haut für einen San Fernandaner, und seine Augen waren, auffallenderweise, von einem stechenden Blau - etwas sehr Ungewöhnliches bei einem Mann mit Negerblut. Er trug eine saubere Khakihose mit einem offenen Hemd, aus dem der starke, sehnige Hals aufstieg. Als er sich umdrehte, um Wyatt zu begrüßen, vertieften sich die Krähenfüße an seinen Augen, und die Winkel seines beweglichen Mundes zuckten in einem Lächeln. »Ah, Mr. Wyatt«, sagte er. »Ich habe nach Ihnen gesucht. Ich möchte hören, was Sie mir zu berichten haben, aber ich fürchte - nach dem, was Mr. Causton mir erzählte -, es wird mir nicht gefallen.« Sein Englisch war flüssig und akzentfrei.

»Es kommt ein Hurrikan«, sagte Wyatt prompt.

Favels Ausdruck änderte sich nicht. Er sah Wyatt mit einem halb belustigten Zug um den Mund an und sagte: »Wahrhaftig!«

Der große Weiße - Manning - sagte: »Das ist eine ziemlich kühne Behauptung, Wyatt. Wir haben seit 1910 keinen Hurrikan hier gehabt.«

»Und ich bin allmählich müde davon, das immer wieder zu hören«, sagte Wyatt unwillig. »Ist da etwas Magisches an dem Jahr 1910? Kommen Hurrikane in Abständen von hundert Jahren, und dürfen wir deshalb den nächsten im Jahre 2010 erwarten?«

Favel sagte ruhig: »Wenn nicht 2010, wann dürfen wir diesen Hurrikan erwarten?«

»Innerhalb von vierundzwanzig Stunden«, sagte Wyatt. »Spätestens dann, würde ich sagen.«

Manning machte ein Geräusch mit den Lippen, das Verachtung ausdrücken sollte, aber Favel hob die Hand. »Charles, ich weiß, daß Sie es nicht mögen, wenn etwas unseren Krieg stört, aber ich glaube, wir sollten uns anhören, was Mr. Wyatt zu sagen hat. Es könnte einen ziemlichen Einfluß auf unsere zukünftige Planung haben.« Er lehnte sich gegen den Tisch und zeigte mit seinem braunen Zeigefinger direkt auf Wyatt. »Nun, berichten Sie!«

Wyatt holte tief Luft. Er *mußte* diesen schlanken braunen Mann, dessen Blicke plötzlich hart geworden waren, überzeugen. »Der Hurrikan wurde vor fünf Tagen von einem der Wettersatelliten entdeckt. Vor vier Tagen flog ich einen der üblichen Erkundungsflüge mit und stellte fest, daß es sich um einen besonders bösen Hurrikan handelte, einen der schlimmsten, die ich je angetroffen habe. Ich habe seine Zugrichtung beobachtet, und solange ich noch im Stützpunkt war, zog er auf dem vorhergesagten Kurs. Danach hatte ich keine Möglichkeit mehr, die Richtung zu verfolgen.«

»Der vorhergesagte Kurs«, sagte Favel, »bringt der den Hurrikan nach San Fernandez?«

»Nein«, gab Wyatt zu. »Aber es wäre keine große Richtungsänderung nötig, um ihn hierherzubringen, und Hurrikane ändern ihre Richtung oft ohne ersichtlichen Grund.«

»Haben Sie Brooks darüber informiert?« fragte Manning schroff.

»Ja.«

»Nun, er hat Ihrer Geschichte nicht viel Gewicht beigemessen. Er sitzt immer noch dort drüben auf Cap Sarrat, und es sieht nicht danach aus, daß er ausziehen will.«

Wyatt sagte vorsichtig, Favel dabei anblickend: »Commodore Brooks ist nicht sein eigener Herr. Er hat andere Dinge mit zu berücksichtigen, besonders den Krieg, den Sie hier führen. Er geht ein kalkuliertes Risiko ein.«

Favel nickte. »So ist es. Ich kann mich in die Lage von Commodore Brooks versetzen - er möchte gewiß Cap Sarrat nicht gerade zu einem solchen Zeitpunkt räumen.« Er lächelte schelmisch. »Ich wäre auch gar nicht dafür, daß er den Stützpunkt jetzt räumte. Er hält durch sein Stillhalten Präsident Serrurier gebunden.«

»Das hat nichts damit zu tun«, sagte Manning abrupt. »Wenn er so sicher wäre, daß dieser Hurrikan kommt, wie Wyatt zu sein scheint, würde er den Stützpunkt bestimmt evakuieren.«

Favel beugte sich vor. »Sind Sie sicher, daß dieser Hurrikan kommt, Mr. Wyatt?«

»Ja.«

»Obwohl Sie nicht mehr an Ihre Instrumente konnten und nicht voll im Bilde sind?«

»Ja«, sagte Wyatt. Er sah Favel in die Augen. »Ich sah einen Mann oben in den Bergen bei St. Michel - vor zwei Tagen, eben vor Ausbruch der Kämpfe. Er verzurte das Dach seiner Hütte.«

Favel nickte. »Auch ich habe einen Mann gesehen, der das tat. Ich fragte mich...«

»Herrgott!« explodierte Manning. »Wir haben hier doch keine Zusammenkunft eines folkloristischen Vereins. Die Entscheidungen, die wir zu treffen haben, sind zu schwerwiegend, um auf etwas anderes als Tatsachen begründet zu werden.«

»Still, Charles!« sagte Favel. »Ich bin Westinder, und Mr. Wyatt ist auch einer. Wir verstehen einander.« Er sah Wyatts Gesichtsausdruck und lachte laut. »O ja, ich weiß alles über Sie; ich habe eine Akte über jeden Ausländer auf der Insel.« Er wurde ernst. »Haben Sie mit ihm gesprochen - mit diesem Mann, der das Dach festmachte?«

»Ja.«

»Was sagte er?«

»Er sagte, der große Wind komme. Er sagte, er wollte das Dach festmachen und dann seiner Familie zu einer Höhle in den Bergen folgen. Er sagte, der große Wind würde in zwei Tagen kommen.«

»Wie stimmt das mit Ihren eigenen Kenntnissen über den Hurrikan überein?«

»Es stimmte genau überein«, sagte Wyatt.

Favel wandte sich an Manning. »Dieser Mann ist zu seiner Höhle gegangen und betet dort jetzt zu einem alten halbvergessenen Gott - älter sogar als die Götter, die mein Volk von Westafrika mitbrachte. Hunraken, der karibische Sturmgott.« Manning sah Favel fassungslos an, und Favel murmelte: »Tut nichts zur Sache.« Er wandte sich wieder Wyatt zu und sagte: »Ich habe großes Vertrauen in die Instinkte meines Volkes. Vielleicht -« er wedelte mit seinem mageren braunen Zeigefinger, »- aber nur vielleicht, kommt tatsächlich ein Hurrikan. Wir wollen einmal annehmen, der Hurrikan käme - was wäre

die voraussichtliche Folge, wenn er uns hier erwischte, hier in St. Pierre?«

»Mabel ist ein besonders schwerer...«, begann Wyatt.

»Mabel?« Favel lachte kurz auf »Ihr Wissenschaftler habt das Gefühl für Dramatik verloren. Hunraken ist ein passenderer Name.« Er winkte mit der Hand. »Aber fahren Sie fort!«

Wyatt fing wieder an. »Er wird vom Süden kommen und in die Santego Bay hereinstoßen; die Bucht ist seicht, und das Wasser wird sich aufstauen. Es entsteht eine Flutwelle, wie man es volkstümlich nennt.«

Favel schnipste mit den Fingern. »Eine Karte! Wir wollen sehen, wie das auf einer Karte aussieht.«

Eine große Karte wurde auf einem der Tische ausgebreitet, und alle versammelten sich um den Tisch. Causton hatte mit Interesse die Unterhaltung zwischen Favel und Wyatt verfolgt und schob sich näher heran. Manning war trotz seiner Ungläubigkeit fasziniert von der Größe der Tragödie, die Wyatt eben skizzierte, und hörte mit ebensoviel Interesse zu wie alle anderen. Der weniger intellektuelle Füller stand leicht lächelnd dabei; für ihn war das einfach Wichtigtuerei - es wußte doch schließlich jeder, daß es auf San Fernandez keine Hurrikane gab.

Favel legte seine Hand auf die Karte. »Diese Flutwelle - wie hoch wird der Wasserstand sein?«

»Ich bin kein Hydrograph - das ist nicht mein Gebiet«, sagte Wyatt. »Aber ich kann Ihnen eine Schätzung geben. Der Unterdruck im Zentrum des Hurrikans wird das Wasser um, sagen wir, sechs bis acht Meter über den normalen Wasserstand anheben. Wenn diese Welle in die Mündung der Bucht hineinläuft und auf das seichte Wasser trifft, wird sie sich aufstauen. Der Wasserstand wird auch durch die Einengungen steigen - immer mehr Wasser wird auf einen immer engeren Raum zusammengedrängt, während die Welle weiter in die Bucht hineinläuft.« Er zögerte einen Augenblick und sagte dann: »Man kann mit einer Hauptwelle von fünfzehn Meter Höhe rechnen.«

Jemand stieß zischend die Luft aus. Favel reichte Wyatt eine schwarze Kreide. »Zeichnen Sie bitte einmal an, welche Gebiete überflutet würden!«

Wyatt stand mit dem Kreidestift über der Karte. »Der Wind wird das Wasser auch hereindrücken«, sagte er. »Flutgefahr besteht für alle Gebiete unter der Zwanzigmeter-Konturlinie um die ganze Bucht herum. Sicherheitshalber würde ich lieber fünfundzwanzig Meter sagen.« Er ließ die Hand sinken und zeichnete einen kühnen Bogen in die Karte. »Alles zwischen dieser Linie und der See wird überflutet werden.«

Er machte eine Pause und tippte dann auf das Ende der Santego Bay. »Der Rio Negrito wird durch das in die Mündung drängende Wasser zurückgestaut werden. All das Wasser muß irgendwohin, und man muß im Negrito-Tal bis, sagen wir, fünfzehn Kilometer hinauf mit schweren Überflutungen rechnen. Der Hurrikan wird auch eine Menge Wasser in der Form von Regen bringen.«

Favel studierte die Karte und nickte. »Genau wie damals«, sagte er. »Haben Sie den Hurrikan von 1910 studiert, Mr. Wyatt?«

»Oberflächlich. Es gibt nicht viel statistisches Material darüber, nicht allzuviel zuverlässige Informationen.«

Favel sagte: »Sechstausend Tote; ich betrachte das als eine sehr interessante Statistik.« Er wandte sich Manning zu. »Sehen Sie sich diese Linie an, Charles! Sie schließt das ganze Gebiet von Cap Sarrat ein, die ganze Ebene mit dem Flugplatz, bis zum Fuße des Mont Rambeau, die ganze Stadt St. Pierre und die Ebene bis hinauf zum Negrito-Tal. All das geht unter.«

»Wenn Wyatt recht hat«, sagte Manning nachdrücklich.

Favel neigte den Kopf. »Zugegeben.« Sein Blick ging in die Ferne, und er stand eine Weile tief in Gedanken versunken. Dann wandte er sich an Wyatt. »Der Mann bei St. Michel - hat er noch etwas anderes gesagt?«

Wyatt dachte angestrengt nach. »Nicht viel. Oh, er sagte, da würde noch ein anderer Sturm kommen, vielleicht schlimmer als der Hurrikan. Er sagte, daß Favel aus den Bergen herunterkomme.«

Favel lächelte traurig. »Hält mein Volk mich für eine zerstörerische Macht? Ich glaube kaum, daß ich schlimmer bin als ein Hurrikan.« Er wandte sich zu Manning um. »Ich werde handeln, als ob dieser Hurrikan eine feststehende Tatsache wäre. Ich kann nicht anders handeln. Wir werden dementsprechend planen.«

»Julio, wir führen einen Krieg!« sagte Manning erschrocken. »Sie können sich nicht auf das Risiko einlassen.«

»Ich muß«, sagte Favel. »Dies ist mein Volk, Charles. Es wohnen sechzigtausend in dieser Stadt, und diese Stadt wird vielleicht zerstört.«

»Herr Jesus!« sagte Manning und sah Wyatt böse an. »Julio, wir können nicht gegen Rocambeau und Serrurier kämpfen und dann auch noch gegen einen Hurrikan. Ich glaube nicht, daß ein Hurrikan kommt, und ich werde es nicht glauben, solange Brooks nicht evakuiert. Wie können wir unter solchen Umständen eine Truppenaufstellung ausarbeiten?«

Favel legte eine Hand auf seinen Arm. »Haben Sie je erlebt, daß ich etwas falsch beurteilt habe, Charles?«

Manning stieß einen Seufzer aus, und es war, als hätte er vor Wut laut aufgeschrien. »Noch nicht«, sagte er hart. »Aber es gibt für alles ein erstes Mal. Und ich habe immer das Gefühl gehabt, Julio, -wenn Sie einmal einen Fehler machen, wird es ein verdammt großer sein.«

»In diesem Fall werden wir alle tot sein, und dann macht es nichts mehr«, sagte Favel trocken. Er wandte sich an Wyatt. »Gibt es etwas, was Sie tun könnten, um uns Gewißheit zu verschaffen?«

»Ich würde mir gern die See ansehen«, sagte Wyatt.

Favel blinzelte, zum erstenmal überrascht. »Das ist eine Kleinigkeit. Das läßt sich leicht einrichten. Charles, ich möchte, daß Sie dafür sorgen, daß Mr. Wyatt bekommt, was er braucht; ich möchte, daß Sie sich persönlich um ihn kümmern.« Er sah auf die geschwungene schwarze Linie auf der Karte. »Ich habe eine Menge zu überdenken. Ich möchte gern allein sein.«

»Gut«, sagte Manning resignierend. Er winkte Wyatt mit einer Kopf

bewegung und schritt zur Tür. Wyatt und Causton folgten ihm in die Halle hinaus, wo Manning wütend auf Wyatt losging. Er packte ihn beim Hemd, knüllte es in seiner großen Hand zusammen und sagte wütend: »Sie verdammter Eierkopf! Sie haben uns alles vermässelt, oder etwa nicht?«

»Nehmen Sie Ihre Hände von mir!« sagte Wyatt kalt.

Manning war vielleicht gewarnt durch das Funkeln in Wyatts Augen. Er ließ ihn los und sagte: »Also gut. Aber ich warne Sie.« Er fuchtelte mit dem Zeigefinger unter Wyatts Nase. »Wenn nach alledem doch kein Hurrikan kommt, wird Favel die Sache fallenlassen - aber ich nicht. Und ich verspreche Ihnen, daß Sie ein toter Meteorologe sind, bevor weitere vierundzwanzig Stunden verstrichen sind.«

Er trat zurück und sah Wyatt voll kalter Verachtung an. »Favel sagt, ich soll auf Sie aufpassen; dort draußen ist mein Wagen - ich fahre Sie, wohin Sie wollen.« Er drehte sich auf dem Absatz um und ging.

Causton sah ihm nach. »Ich hoffe, daß Sie recht behalten, Wyatt«, murmelte er. »Das wünsche ich Ihnen. Wenn Mabel nicht zur angegebenen Zeit kommt, möchte ich nicht in Ihrer Haut stecken.«

Wyatt war blaß. Er fragte: »Kommen Sie mit?«

»Ich möchte mir um nichts in der Welt etwas davon entgehen lassen.«

Manning sagte nichts, während er sie zum Hafen hinunterfuhr, an dem ausgeräumten Arsenal San Juan vorbei und auf die lange Mole. »Genügt Ihnen das?«

»Ich würde gern bis ans Ende fahren«, sagte Wyatt. »Wenn das ohne Gefahr möglich ist.«

Manning fuhr langsam weiter und hielt wenige Meter vor dem Ende der Mole. Wyatt stieg aus und betrachtete die ölige Dünung an der Mündung der Bucht und draußen auf der offenen See. Causton wischte sich über die Stirn und sagte zu Manning: »Gott, ist das heiß! Ist es oft so heiß am frühen Morgen?«

Manning beantwortete diese Frage nicht. Statt dessen zeigte er mit

einer Kopfbewegung auf Wyatt. »Wie zuverlässig ist der?«

»Das kann ich nicht sagen«, antwortete Causton. »Ich habe ihn erst vor vier Tagen kennengelernt. Aber ich will Ihnen eines sagen -er ist der hartnäckigste Bursche, den ich je getroffen habe.«

Manning pustete, sagte aber nichts weiter.

Wyatt kam nach wenigen Minuten zurück und stieg in den Wagen. »Nun?« fragte Manning.

Wyatt biß sich auf die Lippe. »Es gibt eine starke Strömung draußen, stark genug, um eine mächtige Dünung aufzuwerfen. Das ist alles, was ich sagen kann.«

»Du guter Gott!« rief Manning aus. »Ist das alles?«

»Machen Sie sich keine Sorgen!« sagte Wyatt. »Sie kriegen Ihren Sturm.« Er sah zum Himmel hinauf. »Wo ich mich auch befinden sollte, ich möchte beim ersten Anzeichen von Wolken oder Dunst benachrichtigt werden.«

»In Ordnung«, sagte Manning und legte den Rückwärtsgang ein. Er wollte eben die Kupplung loslassen, als eine schwere Explosion über das Wasser herüberhallte und sein Kopf herumflog. »Teufel, was war das?«

Es kam ein anderes >Wumm<, als das erste eben erst von den Bergen hinter St. Pierre widerhallte, und Causton sagte aufgeregt: »Da passiert was im Stützpunkt. Sehen Sie!«

Sie hatten unbehinderte Sicht über die sechs Kilometer breite Wasserfläche der Santego Bay, die zwischen ihnen und dem Stützpunkt lag. Eine schwarze Rauchsäule stieg träge in die Luft, und Wyatt wußte, daß sie gewaltig sein mußte, um aus dieser Entfernung gesehen zu werden. Er hatte eine plötzliche Eingebung und sagte: »Brooks räumt. Er vernichtet seine Munitionsvorräte, damit sie Serrurier nicht in die Hände fallen.«

Manning sah ihn verblüfft an, und dann erschien ein breites Grinsen auf seinem Gesicht, während immer mehr Explosionen in regelmäßigen Abständen folgten. »Bei Gott!« brüllte er. »Es kommt tatsächlich ein Hurrikan.«

7

Favel sagte nachsichtig: »Daß Charles sich zu freuen scheint, bedeutet nicht, daß er den Ernst der Situation nicht erfaßt. Es ist nur, daß er es gern mit der Wirklichkeit zu tun hat - er ist kein Schattenboxer.«

Im Speisesaal des *Imperiale* war es unerträglich heiß, und Causton hätte es gern gesehen, wenn die Ventilatoren funktioniert hätten. Favel hatte versprochen, das städtische Elektrizitätswerk so schnell wie möglich wieder in Betrieb zu setzen, aber das hatte jetzt keinen Sinn mehr. Er löste das am Rücken klebende Hemd und sah zu Wyatt hinüber. Manning ist nicht der einzige frohe Mensch hier drin, dachte er; Wyatt hat endlich seine Ansichten bewiesen.

Aber wenn Wyatt sich auch entspannter fühlte, war er doch nicht sehr glücklich; es gab viel zu tun, und die Zeit verrann, während Favel inkonsequente Anordnungen traf. Er zuckte verärgert mit den Schultern und blickte auf, als Favel ihn direkt ansprach. »Was würden Sie mir raten, Mr. Wyatt?«

»Evakuieren«, sagte Wyatt. »Völlige Evakuierung von St. Pierre.«

Manning schnaufte verächtlich. »Wir sind im Krieg, verdammt! Wir können nicht zweierlei gleichzeitig tun.«

»Da bin ich nicht so sicher«, sagte Favel leise. »Charles, kommen Sie hierherüber - ich will Ihnen etwas zeigen.« Er nahm Manning an den Arm und führte ihn zu einem Tisch, wo sie sich über eine Karte beugten und leise miteinander sprachen.

Wyatt sah zu Causton hinüber und dachte daran, was der eben vor Beginn dieser Besprechung gesagt hatte. Er hatte ein wenig zynisch über Favel und seine Sorgen um >sein Voll« gesprochen. »Natürlich macht er sich Sorgen«, hatte Causton gesagt. »St. Pierre ist die größte Stadt auf der Insel. Es ist die Quelle der Macht - deshalb ist er jetzt hier. Aber die Macht geht von der Bevölkerung aus und nicht von den Gebäuden, und als Politiker weiß er das sehr gut.«

Wyatt hatte gesagt, daß er Favel für einen Idealisten hielte, und

Causton hatte gelacht. »Unsinn! Er ist ein durch und durch praktischer Politiker, und es gibt herzlich wenig Idealismus in der Politik. Serrurier ist nicht der einzige Mörder - Favel hat auch schon einiges geleistet.«

Wyatt dachte an das Blutbad auf der Place de la Liberation Noire und war gezwungen, ihm recht zu geben. Aber er konnte nicht zugeben, daß Favel schlimmer sein sollte als Serrurier, nachdem er sie beide in Aktion erlebt hatte.

Favel und Manning kamen zurück, und Favel sagte: »Wir haben Sorgen, Mr. Wyatt. Die Räumung von Cap Sarrat durch die Amerikaner hat unsere Schwierigkeiten verzehnfacht - sie hat eine ganz neue Armee freigesetzt, die mir in die Flanke fallen kann.« Er lächelte. »Glücklicherweise können wir annehmen, daß Serrurier selbst das Kommando übernommen hat, und ich weiß schon von früher her, daß er ein schlechter General ist. Rocambeau auf meiner linken Flanke ist ein ganz anderer Fall, obwohl seine Leute müde und geschlagen sind. Ich sage Ihnen - wären die Positionen von Serrurier und Rocambeau vertauscht, wäre dieser Krieg in zwölf Stunden zu Ende, und ich wäre ein toter Mann.« Er schüttelte traurig den Kopf. »Und in dieser Lage erwarten Sie von mir, daß ich die gesamte Bevölkerung evakuieren.« »Es muß getan werden«, sagte Wyatt unnachgiebig. »Ich bin ganz Ihrer Meinung«, sagte Favel. »Aber wie?« »Sie werden einen Waffenstillstand schließen müssen. Sie müssen...« Manning warf den Kopf zurück und lachte schallend. »Einen Waffenstillstand«, höhnte er. »Glauben Sie, Serrurier wird einen Waffenstillstand annehmen, jetzt, da er weiß, daß er uns wie eine Nuß knacken kann?« »Er wird es, wenn er weiß, daß ein Hurrikan kommt.« Favel beugte sich vor und sagte: »Serrurier ist verrückt; er kümmert sich nicht um Hurrikane. Er *weiß*, daß es auf dieser Insel keine Hurrikane gibt. Das haben Sie mir selbst gesagt, als Sie mir von Ihrer Unterredung mit ihm berichteten.« »Er muß es jetzt glauben«, rief Wyatt aus. »Wie könnte er sonst

die Räumung von Cap Sarrat erklären?«

Favel winkte ab. »Er wird dafür leicht eine Erklärung finden. Die Amerikaner zogen ab, weil sie einen Angriff der mächtigen Armee Serruriers fürchteten, des Schwarzen Stars der Antillen. Die Amerikaner rannten, weil sie Angst hatten.«

Wyatt sah ihn verwundert an und wußte, daß Favel recht hatte. Ein Mann, der einen Hurrikan verbieten konnte, würde automatisch in dieser großspurigen und paranoischen Art denken. Widerwillig sagte er: »Vielleicht haben Sie recht.«

»Ich *habe* recht«, sagte Favel mit Bestimmtheit. »Was bleibt uns also jetzt zu tun? Ich will es Ihnen zeigen.« Er führte Wyatt zum Kartentisch. »Hier haben wir St. Pierre - und hier haben wir Ihre Linie, die die Flutgrenze markiert. Die Bevölkerung von St. Pierre wird evakuiert ins Negrito-Tal, aber vom Fluß weg. Während das durchgeführt wird, muß die Armee Serrurier und Rocambeau aufhalten.«

»Und das wird nicht so leicht sein«, sagte Manning.

»Ich werde es noch weniger leicht haben«, sagte Favel. »Ich brauche zweitausend Mann zur Überwachung der Evakuierung. Dann bleiben noch tausend zur Verteidigung gegen Serrurier im Westen und zweitausend, um Rocambeau im Osten aufzuhalten. Sie behalten natürlich die gesamte Artillerie.«

»Julio, haben Sie ein Herz!« schrie Manning. »Es läßt sich so nicht machen. Wir haben nicht genug Leute. Wenn wir nicht genug Infanterie zum Schutz der Geschützstellungen haben, werden sie überannt.«

»Es muß zu machen sein«, sagte Favel. »Wir haben nicht viel Zeit. Wenn wir eine ganze Stadtbevölkerung evakuieren wollen, brauchen wir die Männer, um die Leute aus den Häusern zu jagen, notfalls mit Gewalt.« Er sah auf seine Uhr. »Es ist jetzt halb zehn. In zehn Stunden will ich kein einziges lebendes Wesen mehr in der Stadt finden, außer den Soldaten. Sie sind für die Evakuierung verantwortlich, Charles. Nehmen Sie keine Rücksicht! Wenn sie nicht gehen wollen, lassen Sie sie mit Bajonetten kitzeln; wenn das noch

nicht genügt, erschießen Sie ein paar, um den andern Beine zu machen! Aber schaffen Sie sie hinaus!«

Wyatt hörte Favels unbewegte Anordnungen und erkannte zum erstenmal die Wahrheit hinter Caustons Andeutungen. Das war ein Mann, der die Macht wie eine Waffe handhabte und wie ein Politiker ein Volk als eine Masse und nicht als eine Gruppe von Individuen betrachtete. Vielleicht konnte er gar nicht anders sein; er hatte die Unbarmherzigkeit eines Chirurgen, der das Messer in einer Notoperation fuhr - um den Gesamtorganismus zu erhalten, war er bereit, einen Teil zu zerstören.

»Wir schaffen sie also hinaus«, sagte Manning. »Was dann?«

Favel zeigte auf die Karte und sagte leise: »Dann lassen wir Serurier und Rocambeau St. Pierre einnehmen. Zum erstenmal in der Geschichte werden Menschen einen Hurrikan als Kriegswaffe einsetzen.«

Wyatt hielt den Atem an, bis in sein Innerstes erschüttert. Er trat vor und sagte mit brüchiger Stimme: »Das können Sie nicht tun.«

»Kann ich nicht?« Favel drehte sich zu Wyatt um. »Ich habe versucht, diese Männer mit Stahl zu töten, und wenn ich könnte, würde ich sie allesamt töten. Und sie wollen mich und meine Männer töten. Warum sollte ich sie nicht dem Hurrikan überlassen? Gott weiß, wie viele von meinen Männern ihr Leben lassen werden, um die Einwohner von St. Pierre zu retten; sie werden einer fünffachen Übermacht gegenüberstehen, und viele werden fallen - warum sollte der Hurrikan sie nicht rächen?«

Die flammenden blauen Augen schüchterten Wyatt für einen Augenblick ein. Dann sagte er: »Ich habe Sie gewarnt, um Menschenleben zu retten, nicht um sie zu vernichten. Das ist unzivilisiert.«

»Und die Wasserstoffbombe ist zivilisiert?« fuhr Favel ihn an. »Denken Sie nach! Was *kann* ich denn tun? Heute nachmittag, wenn die Evakuierung abgeschlossen ist, werden meine Leute im alleinigen Besitz von St. Pierre sein. Ich werde sie ganz gewiß nicht dort lassen. Wenn sie sich zurückziehen, werden die Regierungstruppen nach-

rücken und denken, wir seien auf der Flucht. Was sollten sie auch sonst denken? Ich *bitte* sie nicht darum, in St. Pierre zu ertrinken -sie dringen auf eigene Gefahr in die Stadt ein.«

»Wie weit werden Sie sich zurückziehen?« fragte Wyatt.

»Sie haben die Linie selbst gezogen«, sagte Favel ungerührt. »Wir werden, soweit wir dazu imstande sind, die Fünfundzwanzigmeter-Konturlinie halten.«

»Sie könnten weiter zurückgehen«, sagte Wyatt hitzig. »Sie würden Ihnen auf das höhere Gelände folgen.«

Favels Hand knallte hart auf den Tisch. »Ich habe keine Lust, noch weitere Schlachten zu schlagen. Es ist genug getötet worden. Die Arbeit kann der Hurrikan besorgen.«

»Das ist Mord.«

»Ein Krieg ist immer Mord«, sagte Favel und drehte Wyatt den Rücken zu. Causton kam herüber und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Machen Sie sich nicht den Kopf schwer, wegen der Handlungsweise der Großen!« riet er. »Das ist gefährlich.«

»Das geht gegen alles, wofür ich bisher gearbeitet habe«, sagte Wyatt mit leiser Stimme. »Das habe ich nie beabsichtigt.«

»Otto Hahn und Lise Meitner hatten auch nichts Böses im Sinn, als sie 1939 das Uranatom spalteten.« Causton zeigte mit einer Kopfbewegung zu Favel hinüber. »Wenn Sie eine Möglichkeit zur Steuerung von Hurrikanen finden, sind es Männer wie diese, die entscheiden, wie sie einzusetzen sind.«

»Er könnte alle retten«, sagte Wyatt mit fester Stimme. »Das könnte er wirklich. Wenn er sich in die Berge zurückzöge, würden die Regierungstruppen folgen.«

»Ich weiß«, sagte Causton.

»Aber er tut es nicht. Er hält sie in St. Pierre fest.«

Causton kratzte sich am Kopf. »Das wird vielleicht nicht so einfach sein, wie es sich anhört. Er muß Rocambeau und Serrurier aufhalten, bis die Evakuierung abgeschlossen ist, dann muß er eine planmäßige Absetzbewegung durchführen, ohne dabei zerschlagen zu werden. Dann muß er eine Verteidigungslinie entlang der Fünf

undzwanzigmeterlinie aufbauen, und das ist eine höllisch lange Front für fünftausend Mann - minus denen, die er bei all dem verloren haben wird. Und dazu muß er sich noch gegen den Sturm eingraben.« Er schüttelte zweifelnd den Kopf. »Eine äußerst riskante Operation.«

Wyatt sah Favel an. »Ich glaube, er ist genauso machtbesessen wie Serrurier.«

»Hören Sie, mein Freund«, sagte Causton, »denken Sie einmal vernünftig darüber nach! Er tut, was er unter diesen Umständen tun muß. Er hat etwas angefangen und muß es zu Ende führen, und in der heiklen Lage, in der er sich jetzt befindet, wird er jede greifbare Waffe einsetzen - auch einen Hurrikan.« Er machte eine nachdenkliche Pause. »Vielleicht ist er doch nicht so schlecht, wie ich dachte. Als er sagte, er wollte keine weiteren Schlachten, glaube ich, meinte er es ehrlich.«

»Das tut er vielleicht«, sagte Wyatt. »Solange er als Sieger hervorgeht.«

Causton grinste. »Sie lernen etwas über die Tatsachen des politischen Lebens. Manche Wissenschaftler sind doch verdammt naiv.«

Wyatt sagte mit Verzweiflung in seiner Stimme: »Ich wäre gern in die Atomphysik gegangen - mein Lehrer hätte es gern gesehen -, aber mir gefielen die Ergebnisse ihrer Arbeit nicht. Jetzt geht es mir hier ebenso.«

»Sie können nicht Ihr ganzes Leben lang in einem Elfenbeinturm leben«, sagte Causton schroff. »Sie können der Umwelt nicht entfliehen.«

»Vielleicht nicht«, sagte Wyatt mit gefurchter Stirn. »Aber etwas muß ich tun. Was wird aus Julie und den andern? Wir müssen etwas unternehmen.«

Causton schluckte trocken. »Woran denken Sie denn?« fragte er vorsichtig.

»Wir müssen *irgend etwas* tun«, sagte Wyatt zornig. »Ich brauche ein Fahrzeug - ein Auto oder etwas - und eine Eskorte für einen Teil des Weges.«

Causton brauchte eine Weile, um seine Gemütsregungen wieder zu ordnen. Schließlich sagte er: »Sie haben doch nicht etwa die Absicht, mitten unter Rocambeaus Streitkräfte zu fahren?«

»Das scheint die einzige Möglichkeit zu sein«, sagte Wyatt. »Mir fällt nichts anderes ein.«

»Nun, ich würde Favel damit jetzt nicht belästigen«, riet Causton. »Er hat zu tun.« Er musterte Wyatt nachdenklich und überlegte, ob er ganz bei Verstand sein konnte. »Außerdem wird Favel Sie nicht gern verlieren wollen.«

»Was meinen Sie damit?« wollte Wyatt wissen.

»Er wird erwarten, daß Sie den Himmel beobachten und ihm einen Zeitplan für seine Operationen aufstellen.«

»Ich gebe mich zu so etwas nicht her«, sagte Wyatt mit zusammengebißenem Zähnen.

»Also, jetzt hören Sie!« sagte Causton hart. »Favel hat an sechzigtausend Menschen zu denken - und Sie denken tatsächlich nur an einen. Er schafft die Leute aus St. Pierre heraus, bedenken Sie, -und das ist für seine militärischen Pläne nicht notwendig. In Wirklichkeit könnte dieser Versuch ihn sogar verdammt leicht ruinieren. Ich überlasse es Ihnen zu beurteilen, wo Ihre Pflicht liegt.« Er drehte sich auf dem Absatz um und ging davon.

Wyatt sah ihm niedergeschmettert nach. Causton hatte natürlich recht; leider nur zu recht. Er war in dieser Sache mit drin, ob es ihm paßte oder nicht - durch die Rettung der Bevölkerung von St. Pierre würde er mithelfen, die Armee der Regierung zu vernichten. Vielleicht war es besser, es andersherum zu sehen - durch seine Mithilfe bei der Vernichtung der Armee würde er die Bevölkerung retten. Er dachte daran, aber er fühlte sich nicht viel wohler dabei.

Um elf Uhr kochte St. Pierre über. Mannings Plan war brutal einfach. Seine Evakuierungskommandos begannen gleichzeitig im Osten und Westen, gleich hinter den kampfbereiten Verteidigungskräften, und warfen die Einwohner auf die Straßen, systematisch von Haus

zu Haus gehend. Die Leute durften mitnehmen, was sie am Leibe hatten, und soviel Lebensmittel, wie sie tragen konnten - sonst nichts. Das Ergebnis war, als hätte jemand mit einem Stock in ein Ameisennest gestochen und ihn dann einmal umgedreht.

Manning gab seinen Offizieren Stadtpläne, in die rote und blaue Linien eingezeichnet waren. Die roten Linien bezeichneten die Verbindungswege für die Armee; Zivilisten war es bei Todesstrafe verboten, diese Straßen zu betreten - die Armee mußte um jeden Preis geschützt und versorgt werden, und es durfte ihr niemand im Weg stehen. Die blauen Linien führten zu der Hauptstraße, die durch das Negrito-Tal hinaufführte, der Straße, auf der Wyatt mit Julie gefahren war, vor hundert Jahren, wie ihm jetzt scheinen mochte.

Es gab Zwischenfälle. Die blauen Linien galten für Einbahnverkehr, und diese Verkehrsregelung wurde mit Gewalt durchgesetzt. Wer sich gegen den Strom bewegen wollte, wurde brüsk zur Umkehr aufgefordert, und wenn das nicht genügte, half eine Bajonettspitze überzeugend nach. Aber manchmal war für einen verzweiferten Vater, der seine Familie suchte, sogar eine Bajonettspitze nicht wirksam genug, und das Gewehr hinter dem Bajonett mußte ein lauterer Wort sprechen. Die Leiche wurde an den Wegrand geschleppt, damit sie den ununterbrochenen Strom von hastenden Füßen nicht behinderte.

Es war brutal. Es war notwendig. Es wurde durchgeführt.

Causton trug die Armbinde eines Rebellenoffiziers und durchstreifte die Stadt. An all den Brennpunkten dieser geplagten Welt, von denen er in seinem Berufsleben berichtet hatte, war ihm so etwas noch nicht begegnet. Er war gleichzeitig entsetzt und begeistert - entsetzt über das ungeheure Ausmaß der Tragödie, die er miterlebte, und begeistert, weil er der einzige Reporter am Ort war. Da die Batterien seines Tonbandgerätes leer waren, machte er sich Notizen in Stenografie, die er als junger Reporter gelernt hatte, in Heften aus einem geplünderten Papierwarengeschäft, und beschrieb den Schauplatz für die nachrichtenhungrige Welt.

Die Menschen waren apathisch. Seit Jahren hatte Serrurier sy-

stematisch die Führerpersönlichkeiten herausgezogen, und was blieb, waren die Schafe. Sie weigerten sich mit Worten, wenn sie aufgefordert wurden, ihre Häuser zu verlassen, aber der Anblick der Gewehre brachte sie zum Schweigen, und sobald sie auf der Straße waren, reichten sie sich gehorsam in die lange Kolonne ein und hasteten mit voran, mit Favels Leuten auf den Fersen, die sie zu größerer Eile anfeuerten. Es gab unvermeidliche Verwirrungen und Engpässe, als die große Masse der Bevölkerung auf der Straße war; an einer Ecke, wo zwei breite Straßen in eine dritte einmündeten, herrschte ein Chaos - ein wirres, unentwirrbares Knäuel von Leibern, das Favels schimpfende Unteroffiziere erst nach zwei Stunden aufgelöst hatten. Und als diese Verstopfung beseitigt war, lagen zwei Dutzend Totgetrampelte und Erstickte auf der Straße, als stumme Zeugen der Anarchie.

Causton fuhr in seinem geliehenen Wagen durch die Stadt und wandte sich dann zum Negrito. Er suchte sich auf seiner Karte die schnellste Verbindung auf einer rot markierten Strecke. Auf einer Nebenstraße gelangte er zu der Hauptstraße ins Negrito-Tal, nicht weit von der Stelle, wo Serruriers Artillerie erbeutet wurde, und er sah die lange Flüchtlingskolonne in einiger Entfernung dahinziehen. Hier war eine größere Gruppe von aufständischen Soldaten, etwa zweihundert Mann stark. Sie suchten arbeitsfähige Männer aus dem vorbeiziehenden Flüchtlingsstrom heraus, stellten sie zu Einheiten zusammen und führten sie weg. Neugierig folgte Causton einer der Einheiten, um zu sehen, wohin sie gebracht wurden. Er sah sie unter bewaffneter Aufsicht graben. Favel baute seine letzte Abwehrlinie an der Fünfundzwanzigmeter-Konturlinie aus.

Als Causton zu seinem Wagen zurückkehrte, sah er einen kleinen Leichenhaufen am Wegrand - die gewissenhaften Arbeitsverweigerer, die nicht für Favels Sieg schaufeln wollten.

Krank von den grausigen Bildern, wollte er sich am liebsten weiter oben im Negrito-Tal in Sicherheit bringen. Statt dessen wendete er aber und fuhr in die Stadt zurück, weil er dort noch zu tun hat-

te, und sein Beruf war sein Leben. Er fuhr zum Hauptquartier im *Imperiale* zurück und erkundigte sich nach Wyatt. Der war gerade auf dem Dach und betrachtete den Himmel.

Causton sah auch hinauf und bemerkte einige zerfaserte Wolken Schleier, die kaum merklich die glühende Sonne verschleierten. »Tut sich schon was?« fragte er.

Wyatt drehte sich um. »Diese Wolken«, sagte er. »Mabel ist im Anzug.«

Causton sagte: »Die sehen nicht nach viel aus. Solche Wolken haben wir auch in England.«

»Sie werden den Unterschied bald kennenlernen.«

Causton kniff ein Auge zu. »Haben Sie Ihre Aufsässigkeit überwunden?«

»Habe ich wohl«, sagte Wyatt düster.

»Ich habe einen Gedanken, der Sie trösten könnte«, sagte Causton. »Die Leute, die es erwischen wird, sind Serruriers Soldaten, und Soldaten werden fürs Sterben bezahlt. Das kann man von den Frauen und Kindern von St. Pierre nicht sagen.«

»Wie sieht es draußen aus?«

»Grausig«, sagte Causton. »Es hat Plünderereien gegeben, aber Favel's Leute haben ihnen schnell ein Ende gemacht.« Er unterließ es mit Absicht zu erwähnen, mit welchen Methoden die Leute in Marsch gesetzt wurden; statt dessen sagte er: »Das Üble ist, daß nur eine benutzbare Straße aus der Stadt hinausführt. Haben Sie einen Begriff, wieviel Straßenfläche eine Stadtbevölkerung bedeckt?«

»Ich bin noch nie daraufgekommen, das auszurechnen«, sagte Wyatt.

»Ich habe einige schnelle Berechnungen angestellt«, sagte Causton. »Und ich kam auf zwanzig Kilometer. Da sie nur etwa drei Kilometer pro Stunde zurücklegen, braucht die Kolonne mehr als sechs Stunden, bis sie einen Punkt passiert hat.«

»Ich habe eine Stunde lang Karten studiert«, sagte Wyatt. »Favel wollte, daß ich sichere Gebiete für die Leute anzeichnete. Ich tat mein Bestes, prüfte die Konturlinien, aber -« er schlug mit der Faust

in die flache Hand »- sicher? Ich weiß nicht. Diese Stadt hätte einen Hurrikanplan fertig in der Schublade haben müssen«, sagte er böse.

»Das ist nicht Favels Schuld«, stellte Causton zutreffend fest. »Sie müssen diesen Vorwurf Serrurier machen.« Er sah auf die Uhr. »Ein Uhr, und Rocambeau ist noch nicht angetreten. Er muß mehr abbekommen haben, als wir gedacht hatten. Haben Sie schon gegessen?«

Wyatt schüttelte den Kopf, und Causton sagte deshalb: »Lassen Sie uns sehen, was wir aufreiben können. Es könnte die letzte Mahlzeit für eine ziemliche Weile sein.«

Sie gingen nach unten und wurden von Manning abgefangen, der gerade hereingekommen war. »Wann wird dieser Hurrikan hiersein?« fragte er abrupt.

»Ich kann es noch nicht sagen«, sagte Wyatt. »Aber geben Sie mir noch zwei Stunden, dann sage ich es Ihnen genau.«

Manning war enttäuscht, sagte aber nichts. Causton sagte: »Gibt es hier etwas zu essen? Ich werde allmählich hungrig.«

Manning grinste. »Wir haben ein paar verirrte Hühner gefunden. Kommen Sie mit!«

Er nahm sie mit in das Büro des Geschäftsführers, das jetzt als Offiziersmesse diente, und dort trafen sie Favel beim Essen an. Er fragte Wyatt ebenfalls aus, viel gründlicher als Manning. Dann ging er wieder in seinen Kartenraum und ließ sie in Ruhe essen.

Causton nagte an einem Hühnerbein, hielt auf einmal inne und zeigte damit auf Manning. »Welche Rolle spielen Sie bei dieser ganzen Geschichte?« fragte er. »Wie sind Sie an Favel geraten?«

»Geschäftliche Dinge«, sagte Manning leichthin.

»Zum Beispiel fachliche Beratung bei der Organisation eines Krieges?«

Manning grinste. »Favel braucht dafür keinen Lehrer.«

Causton blickte tiefsinnig drein. »Ah«, sagte er, als wäre ihm plötzlich die Erleuchtung gekommen. »Ihr Geschäft ist das Geschäft der AFC.«

Wyatt sah auf »Was ist das?«

»Die Antilles Fruit Corporation - die große Fruchtgesellschaft. Big Business in diesen Gegenden. Ich hatte mich schon gewundert, woher Favel das Geld hat.«

Manning legte einen Knochen hin. »Ich werde Ihnen das schwerlich auf die Nase binden. Einem Reporter? Oder dachten Sie das?«

»Nicht auf normale Art«, gab Causton zu. »Aber wenn ein Reporter ungefähr richtig getippt hätte und geschickt genug wäre, den Rest aus Ihnen herauszuholen, würden Sie doch Wert darauflegen, daß er die Geschichte richtig berichtete, nicht wahr? Von Ihrem Standpunkt, meine ich.«

Manning lachte. »Sie gefallen mir, Causton; das tue ich wirklich. Nun, ich kann Ihnen eine Geschichte erzählen - aber sie ist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Zitieren Sie mich bitte nicht! Sagen wir, ich habe eine kleine nette Unterhaltung hier mit Wyatt und Sie belauschen uns mit Ihren großen Reporterohren.« Er sah Wyatt an. »Wir nehmen einmal an, da war eine große amerikanische Gesellschaft, die zu einer Zeit eine Menge Kapital auf San Fernandez investiert hatte, und all ihr Vermögen wurde von Serrurier enteignet.«

»AFC«, sagte Causton.

»Könnte sein«, sagte Manning. »Aber ich sage so etwas nicht laut. Die Geschäftsleitung dieser Gesellschaft war natürlich stinkwütend - ihre Verluste betrugen über fünfundzwanzig Millionen Dollar -, und die Aktionäre waren auch nicht begeistert. Das ist die eine Hälfte der Geschichte. Die andere ist Favel - er ist der Mann, der etwas ändern konnte - er hatte seine eigenen Gründe. Aber er hatte kein Geld, um Waffen zu kaufen und Soldaten auszubilden, was war also natürlicher, als daß sie sich zusammentaten?«

»Aber warum wählte man Sie als Verbindungsmann?« fragte Causton.

Manning zuckte mit den Schultern. »Ich arbeite in dieser Branche - ich verdinge mich. Sie wollten einen Amerikaner; das hätte

nicht gut ausgesehen. Ich ging jedenfalls mit dem Geld der Gesellschaft einkaufen - es gibt einen Mann in der Schweiz, einen Amerikaner, der so viele Kanonen hat, daß es für die ganze britische Armee reichen würde, und erst recht für unsere mickrige Angelegenheit. Favel wußte genau, was er haben wollte - Gewehre, Maschinengewehre, Mörser, die einen schweren Koffer abschießen können und doch leicht zu transportieren sind, rückstoßfreie Gewehre und einige Gebirgshaubitzen. Er schickte seine besten Leute von der Insel weg und errichtete eine Ausbildungsstätte - und ich will Ihnen lieber nicht sagen, wo. Er heuerte einige Artilleriestrukturen zur Ausbildung seiner Leute an und begann dann nach und nach wieder mit der Rekrutierung auf der Insel. Als er genug Leute hatte, schickten wir die Waffen her.«

Wyatt fragte ungläubig: »Soll das heißen, daß all dies hier unternommen wurde, damit eine Gesellschaft ein paar Dollar mehr Profit machen kann?«

Manning sah ihn scharf an, und seine Hand ballte sich zur Faust. »Das wurde es nicht«, sagte er hart. »Wie kommen Sie auf diese Idee?«

Causton sagte eilig: »Bitte vergeben Sie meinem jungen Freund. Er ist noch naß hinter den Ohren - er versteht das Leben noch nicht, ich hatte schon Grund, ihm das zu sagen.«

Manning zeigte mit dem Finger auf Wyatt. »Sagen Sie das Favel, er läßt Ihnen den Kopf abhacken. Jemand mußte Serrurier beseitigen, und Favel war der einzige, der den Mut dazu hatte. Und es ließ sich nicht verfassungsmäßig machen, denn Serrurier hatte die Verfassung abgeschafft, also mußte es mit Blut gemacht werden -ein chirurgischer Eingriff. Es ist bedauerlich, aber nicht zu ändern.«

Er lehnte sich zurück und grinste Causton an. »Unsere hypothetische Fruchtgesellschaft hat vielleicht einen Tiger beim Schwanz gepackt - Favel läßt sich nicht als Strohmann verwenden. Er ist für Reformen, und er wird auf fairen Löhnen und guten Arbeitsbedingungen in den Plantagen bestehen.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich gehöre der Gesellschaft nicht an; es kratzt mich nicht, wenn Favel die Hand beißt, die ihn fütterte.«

Wyatt schauderte es. Es schien, daß Causton wieder recht hatte. Er fand sich in dieser verworrenen Welt der Politik nicht zurecht. Es war eine Welt, in der sich Schwarz und Weiß zu einem unbestimmten Grau vermischten, wo böse Taten einem guten Zweck dienten und gute Taten verdächtig waren. Das war nicht seine Welt, und er wünschte sich weit weg, zurück in seine eigene Sphäre der Zahlen und Formeln, wo er keine anderen Sorgen hatte als, ob ein Hurrikan sich ordentlich benehmen würde oder nicht.

Er wollte sich entschuldigen, aber er merkte, daß Manning immer noch mit Causton sprach, »...wird besser sein, wenn San Fernandez Kapital für die Entwicklung ansammeln kann, statt daß alles in Serruriers Taschen fließt. Ein bißchen zusätzliches Geld könnte hier schon einen gewaltigen Wandel schaffen - der Insel könnte es gutgehen.«

Causton fragte: »Kann man Favel trauen?«

»Ich glaube schon. Er hat liberale Neigungen, aber er ist kein saftloser Liberalist, und er hat nicht die Absicht, sich von den Russen über den Schnabel nehmen zu lassen, wie Castro. Er wird auch den Amerikanern die Stirn bieten.« Manning grinste. »Sie werden ihm eine ganze Menge mehr für Cap Sarrat bezahlen müssen, als sie bisher bezahlt haben.« Er wurde ernst. »Er wird ein Diktator sein, weil er zur Zeit kaum etwas anderes sein könnte. Serrurier hat dem Volk das Rückgrat gebrochen, hat die natürlichen Führer umgebracht und den Leuten den Mumm genommen - sie taugen noch nicht zum Selbstregieren. Aber ich glaube nicht, daß er ein schlechter Diktator sein wird, sicher kein so schlechter wie Serrurier.«

»Hm«, machte Causton. »Er wird sich eine Menge Kritik von wohlmeinenden Tröpfen anhören müssen, die nicht wissen, was hier vorgegangen ist.«

»Das wird ihn nicht stören«, sagte Manning. »Er kümmert sich keinen Dreck darum, was andere Leute über ihn sagen. Und er kann ebenso gut austeilen wie einstecken.«

Der Tisch zitterte, und dann kam ein Donnergrollen aus dem Osten. Manning hob den Kopf. »Der Tanz geht los - Rocambeau

greift an.«

Julie spähte durch einen Spalt in der Tür des Wellblechschuppens und achtete nicht auf die schrille Stimme von Mr. Warmington, die hinter ihr auf einer Kiste hockte. Es schienen immer noch viele Lastwagen in dem Steinbruch zu sein, obwohl sie viele hatte wegfahren hören. Und es waren immer noch viele Soldaten da. Manche standen in Gruppen herum, rauchten und unterhielten sich, und manche liefen geschäftig hin und her. Sie war froh, daß der Offizier es nicht für nötig gehalten hatte, eine Wache vor den Schuppen zu stellen; er hatte nur den Riegel an der Außenseite der Tür geprüft, bevor er sie hineingeschoben hatte.

Sie hatte es mit Mrs. Warmington nicht einfach gehabt - die Frau war unmöglich. Als sie festgenommen und in den Steinbruch gebracht wurden, hatte Mrs. Warmington versucht, sich herauszureden, und hatte ihren Standpunkt laut schreiend an den Mann zu bringen versucht - daß sie eine Amerikanerin sei und nicht wie eine Verbrecherin behandelt werden dürfte, wo sie doch nur ihr Leben und ihre Ehre verteidigt hatte. Sie hatte keinen Erfolg damit gehabt, weil niemand Englisch verstand, auch wenn sie noch so laut schrie. Man hatte sie in den Schuppen gesperrt und, wie Julie hoffte, vergessen.

Sie drehte sich um, ärgerlich über Mrs. Warmingtons Monolog. »Um Gottes willen, halten Sie den Mund!« sagte sie überdrüssig. »Was wollen Sie denn - daß sie hereinkommen und Sie mit der Pistole zur Ruhe bringen? Das tun sie, das können Sie mir glauben, sobald Sie ihnen so auf die Nerven fallen wie mir.«

Mrs. Warmingtons Mund klappte zu - aber nicht für lange. »Dies ist unerträglich«, sagte sie im Tonfall des armen Opfers. »Das Außenministerium wird davon erfahren, wenn ich nach Hause komme.«

»Wenn Sie nach Hause kommen«, sagte Julie brutal. »Sie haben einen Mann erschossen. Sie haben ihn mit Eumenides' Pistole er-

schössen.« Sie zeigte mit einer Kopfbewegung zur Tür. »Denen wird das nicht gefallen.«

»Aber die wissen es doch nicht«, sagte Mrs. Warmington gerissen. »Die denken, es war dieser Grieche.«

Julie sah sie einen Augenblick voll Abscheu an. »Sie wissen es jetzt noch nicht«, sagte sie. »Aber sie werden es wissen, wenn ich es ihnen sage.«

Mrs. Warmington schluckte schwer. »Aber das würden Sie doch nicht tun - nein - nicht wahr?« Sie wurde kleinlaut, als sie den Ausdruck auf Julies Gesicht sah.

»Ich werde es tun, wenn Sie jetzt nicht Ihre Klappe halten«, sagte Julie kalt. »Sie haben Eumenides umgebracht - Sie haben ihn umgebracht, so als hätten Sie selbst auf ihn geschossen und ein Bajonett in seinen Rücken gestochen. Er war ein netter Kerl; nicht sehr tapfer vielleicht - wer ist das schon? -, aber ein netter Kerl. Er hatte das nicht verdient. Ich werde das nicht vergessen, wissen Sie, deshalb sehen Sie sich lieber vor! Wenn ich Sie hier auf der Stelle töte, ist das kein Mord, sondern eine ordentliche Hinrichtung.«

Julie sprach ohne besondere Betonung, aber ihre Worte ließen Mrs. Warmington frieren. Sie zog sich voll Grauen in eine Ecke zurück. Julie sagte: »Also kommen Sie mir nicht zu nahe, Sie Windmacherin, ich könnte sonst in Versuchung kommen! Ich könnte Sie töten, es würde mir nicht schwerfallen.« Ihre Stimme klang gleichgültig, aber als sie auf ihre Hände blickte, sah sie, daß sie zitterten.

Sie drehte sich um und spähte wieder durch den Spalt in der Tür, über sich selbst erstaunt. Nie vorher hatte sie sich auf diese Art gegen einen anderen Menschen gewandt, mit der klaren Absicht, ihn zu verletzen, und nie vorher hatte sie vor Wut gezittert. Viel zu lange hatte sie die Höflichkeit gewahrt, die ihr als Stewardess eingedrillt worden war, und es tat ihr gut, diesem unnützen und gefährlichen Weib die Peitsche zu geben. Sie spürte Kraft in sich aufsteigen und wußte, daß sie richtig gehandelt hatte.

Sie spürte etwas warm über ihren Schenkel rinnen und sah nach dem trocknenden Blut an ihrem Arm, wo sie mit einem Bajonett

gestochen worden war. Es war viel Betrieb draußen, aber niemand schien sich sehr für den Schuppen zu interessieren. Deshalb zog sie ihre Hose aus und untersuchte die Wunde an ihren Beinen.

Unglaublicherweise hatte Mrs. Warmington ihre Handtasche behalten, als sie den Berg hinuntergezerrt wurden, und Julie hob sie jetzt auf und kippte den Inhalt auf den Boden aus. Sie enthielt nicht mehr als den üblichen Kram in einer Damenhandtasche: Lippenstift, Puderdose, Kamm, Geldscheine und Münzen - eine ganze Menge davon, Reiseschecks, Federhalter, Notizbuch, ein Päckchen Papiertaschentücher, ein Röhrchen Aspirin, eine kleine Flasche Alkohol, der sich als Bourbon herausstellte, eine Kollektion Haarnadeln, einige Papierfetzen - und einen widerlichen Geruch nach verschüttetem Gesichtspuder.

Sie rührte mit ihrem Finger in dem Häufchen und sagte sardonisch: »Sie haben Ihre Juwelen verloren.« Sie nahm die Papiertaschentücher und legte sie auf ihre Wunden. Sie waren nicht allzu schlimm; die schlimmste war nicht einmal einen Zentimeter tief, aber sie bluteten stark, und sie wußte, wenn sie zu bluten aufhörten, würden ihre Beine sehr steif werden und sich nur unter Schmerzen bewegen lassen. Sie nahm zwei von den Aspirintabletten und stopfte sich den halben Inhalt des Röhrchens in ihre Blusentasche. Als sie die Aspirintabletten hinunterschluckte, wurde ihr klar, daß ihnen Wasser fehlte, und sie überlegte, was sich da machen ließe. Dann zog sie ihre Hose wieder an und warf Mrs. Warmington den Rest der Taschentücher zu. »Machen Sie sich sauber!« befahl sie barsch und ging wieder an die Tür.

Sie beobachtete die Szene eine lange Zeit. Der Steinbruch bildete offenbar einen praktisch gelegenen Militärpark, nahe der Hauptstraße, aber abseits vom Verkehrsstrom. Es fuhren viele Lastwagen herein und hinaus, aber sie bemerkte, daß allmählich immer weniger Fahrzeuge stehenblieben. Sie hoffte für einen Augenblick, daß alle Soldaten wegfahren und die in dem Schuppen eingesperrten weißen Frauen vergessen würden. Und sie überlegte, wie groß die Aussicht darauf wohl war.

Nach einer Weile wurde sie müde davon, den Betrieb zu beobachten, der sich doch nicht änderte, und begann den Schuppen zu untersuchen. Mrs. Warmington saß stumm in ihrer Ecke und sah Julie angstvoll an, aber Julie ignorierte sie. Die meisten der Kisten waren leer, aber hinter einer großen Teekiste, die mit allerlei altem Eisen gefüllt war, fand sie einen Vorschlaghammer und eine Spitzhacke, beide in brauchbarem Zustand.

Julie hob den Hammer und sah sich dann die Wände des Schuppens an. Der hölzerne Rahmen war morsch, und die Nägel, die die rostigen Wellblechtafeln festhielten, waren verrostet, und sie hielt es nicht für schwierig, sich einen Ausgang zu verschaffen, vorausgesetzt, daß niemand in Hörweite war - was kaum der Fall sein würde. Sie stellte die Werkzeuge hinter der Tür bereit, wo sie nicht gleich zu sehen waren, und begab sich wieder an ihren Ausguck. Der Vormittag ging dahin, und langsam leerte sich der Steinbruch von Fahrzeugen. Als die Sonne höher stieg, erwärmte sich der Schuppen auf Backofenhitze, und die Eisenwände wurden zu heiß zum Anfassen. Die zwei Frauen saßen da und schwitzten. Sie hörten das laute Schalten und das Aufheulen der Motoren, während die schweren Lastwagen hin und her fuhren.

Sie dachte darüber nach, was aus Rawsthorne geworden sein mochte, und kam zu dem Schluß, daß er wohl auch festgenommen oder gar getötet worden war. Es war nur das glückliche Dazwischentreten des Negeroffiziers gewesen, das sie gerettet hatte, und vielleicht hatte Rawsthorne nicht soviel Glück gehabt. Sie hielt sich kühl die Tatsache vor Augen, daß sie sterben würde, wenn sie nicht aus diesem Schuppen herauskäme. Rawsthorne hatte den Steinbruch schon als unsicheren Aufenthalt während des Hurrikans bezeichnet. Ganz gleich, wie der Bürgerkrieg ausgehen sollte, sie würde sterben, wenn es ihr nicht gelänge zu fliehen.

Ihre Gedanken wanderten wieder zu Wyatt. Es war so schade, daß sie jetzt, da sie endlich zusammengekommen waren, schon wieder auseinandergerissen wurden und vielleicht beide sterben sollten. Im Augenblick hielt sie nicht viel von ihren eigenen Chancen, und ob-

wohl sie nicht wußte, was aus Wyatt geworden war, bezweifelte sie, daß er den Krieg in St. Pierre überlebt haben könnte.

Sie wurde von Mrs. Warmington aus ihren Gedanken herausgerissen. »Ich bin durstig.«

»Das bin ich auch«, sagte Julie. »Halten Sie den Mund!« Etwas ging draußen vor - oder ging vielmehr nicht mehr vor -, und sie winkte schnell mit der Hand und bedeutete Mrs. Warmington, still zu sein. Es war plötzlich ruhig geworden. Da war noch der Verkehrslärm von der Hauptstraße, aber das Lastwagengebrumm im Steinbruch hatte aufgehört. Sie spähte wieder durch den Spalt in der Tür und fand den Steinbruch leer, bis auf einen Soldaten, der gut zehn Meter entfernt im Schatten hockte und zu dösen schien. Da war also doch eine Wache.

Julie drehte sich um, riß Mrs. Warmington die Handtasche aus den Händen und nahm das Bündel Banknoten heraus. Mrs. Warmington flog hoch. »Lassen Sie das drin - das gehört mir!«

»Sie wollen doch Wasser haben, oder nicht?« fragte Julie. »Vielleicht können wir etwas Wasser kaufen.« Sie betrachtete das dicke Notenbündel. »Vielleicht können wir uns sogar die Freiheit erkaufen - wenn Sie still sind.« Mrs. Warmington schloß den Mund unvermittelt, und Julie sagte: »Ich bin in dieser Sprache nicht zu Hause, aber ich will es versuchen; das Geld wird schon deutlich genug sprechen.«

Sie ging an die Tür und sah durch den Spalt. »He - Sie dort!«

Der Soldat drehte sich träge um und blinzelte zur Tür. Er sah etwas, das nach einer großen Banknote aussah, aus der Tür herausragen und langsam auf und ab wedeln. Er stand auf, nahm sein Gewehr und näherte sich dem Schuppen mit einer Mischung aus Vorsicht und Habgier. Die Banknote verschwand, als er danach greifen wollte, und eine weibliche Stimme sagte: »L'eau ... agua. Können Sie uns was besorgen?«

Julie sah das verdutzte Gesicht des Mannes und sagte dringlich: »Bringen Sie uns Wasser! Wasser ... l'eau ... agua. Sie kriegen das Geld.«

Der Soldat kratzte sich am Kopf, und dann hellte sich sein Ge-

sieht auf. »Ah - l'eau!«

»Ja, richtig. Sie kriegen das Geld - das Geld, hier, sehen Sie - wenn Sie uns l'eau bringen.«

Er plapperte in einem unverständlichen Dialekt los und endete mit:
»L'argent ... la monnaie ... pour l'eau?«

»Richtig, mein Lieber; du hast's begriffen.«

Er nickte und ging davon, und Julie seufzte erleichtert. Ihre Kehle war ausgetrocknet und rauh wie Sandpapier, und der Gedanke an kühles Wasser machte sie einen Augenblick schwindeln. Aber da war etwas zu tun, bevor der Soldat zurückkam. Es war nicht wahrscheinlich, daß er die Tür aufschließen würde - vielleicht hatte er gar keinen Schlüssel -, und wie sollte er das Wasser in den Schuppen bringen?

Sie ergriff den schweren Hammer und beklopfte vorsichtig den unteren Rand der Tür, wo sie am schwächsten zu sein schien. Dann schwang sie den Hammer wie einen Golfschläger und ließ ihn einmal gegen das morsche Holz sausen. Ein Stück flog weg und öffnete ein kleines Loch, mehr wagte sie im Augenblick nicht. Sie wußte nicht, wie weit der Soldat gegangen war, und er konnte noch in Hörweite sein - einen scharfen Schlag würde er vielleicht überhören, aber nicht die wiederholten Schläge, die erforderlich wären, um die Tür aufzuschlagen.

Sie sah ihn mit einer Flasche und einem Blechbecher zurückkommen. Er blieb stehen und sah ratlos drein, als sie an der Tür rüttelte. Er sagte etwas und zuckte mit den Schultern, und sie begriff, daß er die Tür nicht öffnen konnte, daher beugte sie sich nieder und streckte ihre Hand durch das Loch, das sie gemacht hatte. »Hier unten«, rief sie und hoffte, er würde nicht merken, daß die Öffnung neu war.

Er hockte sich vor die Tür und stellte die Flasche und den Becher eben außerhalb ihrer Reichweite ab. »L'argent«, sagte er in einem brummigen Baß. »La monnaie.« Sie verfluchte ihn im stillen und schob eine Banknote durch das Loch. Er ergriff sie und schob ihr den Becher hin. Sie zog ihn durch das Loch herein, sehr be-

hutsam, um nichts zu verschütten, und reichte ihn Mrs. Warmington. Als sie nach der Flasche griff, war sie immer noch zu weit weg. Der Soldat grinste und sagte vergnügt: »L'argent?«, und sie war gezwungen, ihm mehr Geld zu geben, bevor sie die Flasche bekam.

Das Wasser war zwar lauwarm, aber es war eine Wohltat für ihre trockene Kehle. Sie trank die Flasche in einem Zug halb leer und setzte dann ab. Sie sah, wie Mrs. Warmington den letzten Tropfen vom Rand des schmutzigen Bechers leckte, und sagte: »Langsam, langsam; das Zeug ist teuer, es kostet Sie über vier Dollar pro Becher.« Sie stellte die Flasche in die Ecke und sah auf die Uhr. Es war halb eins.

Der Soldat hatte sich wieder an seinen Platz im Schatten gesetzt, aber er ließ den Schuppen nicht aus den Augen, anscheinend auf mehr leicht verdientes Geld hoffend. Julie sagte: »Teufel noch eins, ich wünschte, er würde sich wegscheren.«

Sie hörte ein leises Klopfen hinter sich und drehte sich nach Mrs. Warmington um, die hoffnungsvoll in den Becher starrte, als könnte er sich durch Zauberei wieder füllen. Das Klopfen wurde fortgesetzt und kam von der Rückwand des Schuppens. Julie ging hin und horchte aus der Nähe. Es klopfte in einem bekannten, aber unvollständigen Rhythmus, und sie gab die zwei Klopftöne, die fehlten, und rief leise: »Wer ist da?«

»Rawsthorne - machen Sie keinen Lärm!«

Ihr Herz hüpfte. »Wie sind Sie hergekommen?«

»Ich folgte Ihnen, als Sie hierhergebracht wurden. Ich habe vom Steinbruchrand beobachtet. Ich konnte erst herunterkommen, als der verdamnte Posten wegging.«

»Wo ging er hin?« fragte Julie erregt.

»Den Weg hinauf und außer Sicht«, sagte Rawsthorne. »Ich glaube, er ging bis zur Hauptstraße.«

»Gut!« sagte Julie. »Ich glaube, ich kann ihn noch einmal schicken. Wenn er so weit geht, kommen wir hier heraus. Können Sie hier warten?«

»Ja«, sagte Rawsthorne. Man hörte ihm sein Alter und seine gro-

ße Müdigkeit an. »Ich werde warten.«

Julie ging zurück und entdeckte, daß Mrs. Warmington die Flasche leer getrunken hatte. Sie sah trotzig auf und sagte: »Es war schließlich mein Geld, oder nicht?«

Julie riß ihr die Flasche aus der Hand. »Es hat jetzt nichts mehr zu sagen; wir kommen hier heraus. Halten Sie sich bereit - und seien Sie still!«

Sie ging zur Tür und rief: »L'eau ... mehr l'eau, bitte!« Dazu wedelte sie mit einem weiteren Geldschein durch den Spalt. Diesmal war sie nicht schnell genug, und der Soldat entriß ihn ihr, bevor sie ihn zurückziehen konnte. Er grinste zufrieden, während er ihn in die Tasche steckte, weigerte sich aber nicht, die Flasche und den Becher anzunehmen.

Sie sah ihn weggehen und zwang sich, volle zwei Minuten zu warten. Dann schlug sie mit aller Kraft mit dem Hammer gegen die Tür; sie war alt und hatte lange keine Farbe gesehen, und ein Schlag zersplitterte sie. Rawsthorne rief »Warten Sie!« und steckte den Kopf durch die Öffnung, die sie erzeugt hatte. »Schlagen Sie hier unten dagegen«, sagte er und zeigte auf die Gegend des Schlosses.

Sie schwang den Hammer wieder, und Haspe und Krampe rissen aus der morschen Tür, und sie flog quietschend auf »Kommen Sie!« sagte sie. »Schnell!« Sie rannte hinaus, und es war ihr in Wirklichkeit ganz egal, ob Mrs. Warmington nachkam oder nicht.

»Hier herüber«, rief Rawsthorne, und sie rannte hinter ihm um einen Felsvorsprung, so daß sie von dem Schuppen aus nicht mehr gesehen werden konnten. »Wir sitzen immer noch in der Falle«, sagte ihr Rawsthorne. »Dieser Steinbruch ist eine Sackgasse, und wenn wir den Weg benutzen, laufen wir dem zurückkehrenden Posten in die Hände.«

»Wie sind Sie denn heruntergekommen?«

Rawsthorne zeigte nach oben. »Ich kam dort herunter - und hätte mir fast das Genick gebrochen. Aber wir können nicht den gleichen Weg hinaufklettern - nicht bevor der Posten zurück ist -, er würde uns aus der Wand herunterschießen wie Spatzen.« Er sah sich

um. »Wir können uns nur verstecken.«

»Aber wo?«

»Da ist ein Sims, da oben«, sagte Rawsthorne. »Wenn wir uns dort flach hinlegen, wird man uns von unten nicht sehen. Kommen Sie, Mrs. Warmington!«

Es war eine schwierige Kletterei. Julie und Rawsthorne schoben die schwerfällige Mrs. Warmington hinauf, und dann stieg Rawsthorne hinauf und zog Julie nach. Sie rollte sich mit abgeschürften Knien auf den schmalen Sims und machte sich platt. Obwohl sie ihren Kopf unten hatte, sah sie immer noch die Ecke des Schuppens und erwartete jeden Augenblick, den Posten mit dem Wasser zurückkommen zu sehen.

Sie flüsterte: »Wenn wir wirklich den oberen Rand des Steinbruchs erreichen, was dann?«

»Alle Truppen dort oben sind weg«, sagte Rawsthorne. »Sie verließen die Plantage und fuhren in Richtung auf St. Pierre davon. Ich glaube, General Rocambeau wird bald angreifen. Ich dachte, wir könnten hinter seinen Truppen über die Berge ins Negrito-Tal marschieren. Dort dürften wir sicher sein.« Er machte eine Pause. »Aber vielleicht haben wir nicht mehr genug Zeit; haben Sie einmal zum Himmel geschaut?«

Julie verdrehte ihren Hals und sah hinauf. Die Sonne stach ihr in die Augen. »Ich kann nicht viel sehen - nur einige hohe Wolken. Federwolken.«

»Die Sonne hat einen Hof«, sagte Rawsthorne. »Ich glaube, der Hurrikan wird bald hier sein.«

Julie sah eine Bewegung neben dem Schuppen. »Still, er ist zurück!«

Der Soldat sah den Schuppen verwundert an und ließ Flasche und Becher fallen. Das Wasser floß über den staubigen Boden. Er nahm sein Gewehr von der Schulter, und Julie hörte ganz deutlich das Rnaken, als er den Sicherungsflügel umlegte. Er sah sich im Steinbruch um, und sie erstarrte - wenn sie ihn sehen konnte, dann mußte auch er sie sehen, wenn er genau genug in die richtige Richtung sah.

Der Soldat ging langsam um den Schuppen herum; er lief bedachtsam, mit schußbereitem Gewehr, und sie hörte seine Stiefel auf dem trockenen Boden knirschen. Er kam heran, in der Absicht, den Steinbruch abzusuchen. Er beschrieb einen weiten Bogen und sah in alle Ecken und Winkel, die durch die Sprengungen entstanden waren. Als er näher kam, verschwand er aus ihrem Gesichtsfeld, und Julie hielt den Atem an und hoffte, Mrs. Warmington würde keinen Lärm machen, denn jetzt war der Mann sehr nahe - sie konnte ihn sogar atmen hören, als er unter dem Sims stand.

Und er stand lange dort. Man hörte keine Bewegung seiner Füße, und Julie stellte sich vor, wie er wohl zu dem Sims hinauf sah und sich überlegte, ob es sich lohnen würde, hinaufzuklettern und nachzusehen. Es gab ein Klacken und ein Geräusch, wie wenn Metall auf Stein rutscht, und sie dachte: er hat sein Gewehr weggelegt; er braucht beide Hände zum Klettern. Er kommt herauf!

Sie flog zusammen von einer gewaltigen Explosion, dann folgte noch eine - und noch eine. Sie hörte schwere Fußtritte, und nach einigen Sekunden sah sie den Mann durch den Steinbruch laufen und mit den Händen über den Augen den Weg entlang sehen. Die Explosionen folgten einander in kurzen Abständen. Es war ein Lärm, mit dem Julie nun schon vertraut war - Artilleriefeuer. Rocambeau hatte angegriffen, und Favel legte Sperrfeuer.

Der Soldat zögerte und sah sich noch einmal in dem Steinbruch um. Dann hängte er sein Gewehr auf die Schulter und verschwand in schnellem Trab in Richtung auf den Weg. »Ich glaube, er ist weg«, sagte sie nach einer ganzen Weile.

Rawsthorne richtete sich auf und sagte: »Dann müssen wir auch gehen. Wir müssen sehen, daß wir auf höheres Gelände kommen.«

Favels Streitkräfte im Osten widerstanden dem ersten Ansturm. Sie zerschlugen die erste Welle der Regierungstruppen, die versuchten, das offene Gelände vor den äußersten Vororten zu überwinden, mit einem Feuerhagel aus Geschützen und Mörsern. Rocambeau hat-

te keine Artillerie und war gegen diese Feuerkraft machtlos, aber er hatte die Männer - siebentausend gegen Favels zweitausend -, und er setzte sie rücksichtslos ein.

Er verlor fünfhundert Mann bei diesem ersten Angriff, aber als er abgeschlagen war, hielt er eine Linie, die weniger als zweihundert Meter von den ersten Häusern entfernt war, und seine Soldaten verschanzten sich in den Granattrichtern, mit denen der Boden besät war, und er ließ Verstärkung von hinten nachkommen. Sie krochen von Trichter zu Trichter, bis seine Stellung unangreifbar war. Nicht daß Favel einen Gegenangriff versuchen wollte - oder konnte. Mehr als die Hälfte seiner Leute bedienten die Geschütze, und er hatte nur neunhundert Infanteristen zu ihrem Schutz - eine gefährlich kleine Streitmacht. Aber seine Infanterie war außerordentlich gut für einen Abwehrkampf ausgerüstet; sie hatten alle automatischen Waffen, die den Männern abgenommen wurden, die zur Zeit die Stadt evakuierten, und sie hatten Zeit genug gehabt, gute Stellungen auszusuchen. Rocambeau würde noch viele seiner Männer verlieren, bevor er diese mörderischen Schnellfeuerwaffen ausheben könnte, die seine Streitkräfte behämmerten, - wenn er überhaupt an sie herankäme. Denn sie waren auf einen schnellen Stellungswechsel vorbereitet; ihre Protzen und Zugfahrzeuge lagen in der Nähe, und sie konnten sich gestaffelt in vorbereitete Stellungen zurückziehen, sobald der Befehl dazu kam, und dann mußte Rocambeau den ganzen männermordenden Prozeß wieder von neuem beginnen.

Favel verließ nicht einmal seinen Gefechtsstand. Seine Offiziere wußten, was er von ihnen erwartete, und er konnte sich darauf verlassen, daß sie den Generalplan ausführen würden. So konnte er sich auf den erwarteten Angriff von Westen konzentrieren. Am Vormittag war er zum Hafen gefahren und hatte durch einen starken Feldstecher die Räumung des amerikanischen Stützpunkts auf Cap Sarrat beobachtet. Ein Schiff nach dem anderen lief aus, und die Flugzeuge dröhnten nach Nordosten davon, in die Richtung Puerto Rico, in Sicherheit. Eine schwarze Qualmwolke schwebte über dem Cap,

als die Öltanks in Flammen aufgingen. Commodore Brooks hinterließ nichts, was jemand hätte nützen können.

Favel überlegte, was Serrurier tun würde. Er würde wohl das letzte zuerst tun und unverzüglich den Stützpunkt besetzen. Die amerikanische Besetzung von Cap Sarrat war ihm immer ein Dorn im Auge gewesen, und mehrere Male hatte er versucht, den Vertrag zu brechen. Immer war er an dem unbeugsamen Willen der amerikanischen Regierung gescheitert. Jetzt lag der Stützpunkt verlassen vor ihm, und er würde ihn nehmen - ein wertloser Sieg, hinter dem schon die Niederlage lauerte. Er würde auf Cap Sarrat Zeit verschwenden, statt mit seinen Reserven an ausgeruhten, unausgebluteten Truppen einen Angriff auf St. Pierre anzusetzen, jetzt, da die unsinnige Furcht vor einem Dolchstoß in den Rücken weggefallen war.

So kam es, daß Favel, als er die Geschütze im Osten als Antwort auf Rocambeaus Angriff losdonnern hörte, verächtlich lächelte. Rocambeau mit seiner geschlagenen und demoralisierten Armee war zuerst angetreten, während sich Serrurier noch in seinem Schlaffenland auf Cap Sarrat erging. Gut! Mochte er dort bleiben. Wenn er wüßte, daß seinen achttausend Mann nur tausend gegenüberstanden, würde er es sich vielleicht anders überlegen - aber das erzählte ihm ja niemand, und wenn es ihm einer gesagt hätte, hätte er es nicht geglaubt. Er war ein sehr mißtrauischer Mensch und würde aus Angst vor einer Falle so etwas geradezu Lächerliches nicht glauben.

Favel rief eine Ordonnanz und befahl ihr, Manning und Wyatt zu ihm zu schicken, sobald man sie finden würde. Dann lehnte er sich in seinem Sessel zurück und zündete sich gelassen eine lange, dünne Zigarre an.

Wyatt war wieder auf dem Dach, als die Ordonnanz ihn fand, und suchte den Horizont mit einem Feldstecher ab. Die hohen, faserigen Zirruswolken bedeckten jetzt den Himmel und gingen im Süden in Zirrostratus, eine große, dünne Schicht, über. Es war immer noch ungeheuer heiß und vollkommen windstill. Die Sonne war von einem Hof umgeben - ein ominöses Zeichen für Wyatt, als er die

Zeit wieder überprüfte.

Er ging hinunter zu Favel und fand dort Manning schon vor, der einen Lagebericht gab. »Wir machen gute Fortschritte und arbeiten, so schnell wir können«, sagte er, »aber es braucht seine Zeit.«

Wyatt unterbrach: »Zeit ist etwas, was wir nicht haben. Mabel zieht schneller, als ich gedacht hatte.«

»Wann kommt er?« fragte Manning.

»Er wird etwa um fünf hiersein.«

»Herr Jesus!« sagte Manning. »Das schaffen wir nicht.«

»Es muß geschafft werden«, sagte Favel barsch. Er wandte sich Wyatt zu. »Was meinen Sie, wenn Sie sagen, daß er um fünf hiersein wird?«

»Dann werden wir Windgeschwindigkeiten um hundert Kilometer pro Stunde haben.«

»Und die Flut?«

Wyatt zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich nicht«, sagte er offen. »Das ist ein Aspekt von Hurrikanen, den ich nicht studiert habe. Ich weiß nicht genau, wann mit der Flutwelle zu rechnen ist - aber ich würde sagen, nicht viel später als sechs Uhr.«

Favel sagte nachdenklich: »Es ist jetzt zwei Uhr - das läßt uns noch vier Stunden, oder drei, im ungünstigsten Fall. Was wird von jetzt ab bis dahin vorgehen?«

»Nicht viel«, sagte Wyatt. »Die Wolken werden in der nächsten Stunde merklich dichter werden, und ein leichter Wind wird aufkommen. Danach wird er einfach laufend stärker.«

»Charles, wie sieht es mit der Evakuierung im Osten aus? Können wir schon auf die zweite Linie zurückgehen?«

Manning nickte unwillig. »Ich habe das ganze Gebiet schon geräumt - aber Sie machen es ziemlich knapp. Wenn Rocambeau durchbricht - und das könnte er, wenn wir bei diesem Rückzug nicht aufpassen -, ist er mitten unter uns, und wir sind erledigt.«

Favel zog ein Telefon heran. »Wir gehen zurück«, sagte er fest. »Beschleunigen Sie die Dinge, Charles! Ich möchte, daß alle Anstrengungen gemacht werden.«

»In Ordnung, Julio«, sagte Manning matt. »Ich werde mein Bestes tun.« Er schritt hinaus. Wyatt stand noch da und überlegte, ob er auch gehen sollte, aber Favel hob die Hand, während er telefonierte. Daher lehnte er sich an den Tisch und wartete.

Favel legte den Hörer sachte hin und sagte: »Sie erwähnten Regen, Mr. Wyatt. Wird der große Schwierigkeiten bereiten?«

»Sie müssen mit einer Menge Regen rechnen - mehr, als Sie bisher erlebt haben; er wird das Flutproblem im Negrito-Tal verschärfen, aber ich habe das schon einkalkuliert, als Sie mich baten, sichere Gebiete zu markieren. Der stärkste Regen wird im rechten vorderen Quadranten des Hurrikans fallen, aber ich glaube, das wird westlich von hier sein. Sie können aber zwischen fünfzehn und fünf-undzwanzig Zentimeter Niederschlag in vierundzwanzig Stunden erwarten.«

»Eine Menge Regen«, bemerkte Favel. »Das dürfte größere militärische Operationen unmöglich machen.«

Wyatt lachte auf. »Ich hoffe, Sie denken überhaupt nicht an militärische Operationen. Für etwa einen Tag werden gar keine möglich sein. Der Sturm wird Sie daran hindern, wenn der Regen es nicht tut.«

Favel sagte: »Ich dachte an nachher. Vielen Dank, Mr. Wyatt. Geben Sie mir bitte Bescheid, wenn sich etwas Wichtiges ergibt!«

Wyatt stieg wieder auf das Dach und beobachtete den sich am Horizont vergrößernden dunklen Streifen des Nimbostratus.

Rocambeaus zweiter Schlag traf ins Leere. Gewiß, das Artilleriefeuer war ebenso schwer wie vorher, aber es kam kein Gewehrfeuer, bis seine Leute fast einen Kilometer weit in die Stadt eingedrungen waren. Sie stießen schnell in dieses unerwartete Vakuum hinein und dehnten sich zu weit aus, und als sie auf Widerstand stießen, waren sie sehr auseinandergerissen. Die Zurückhängenden hatten Glück, aber die Übereifrigen in der vordersten Front erlitten schwere Verluste durch Maschinengewehrfeuer und zogen sich ein Stück zurück,

um sich zu erholen. Aber es machte ihnen nicht viel aus, weil sie plötzlich Geschützdonner von der anderen Seite der Stadt hörten und wußten, daß Serrurier endlich auch angriff. Jetzt würde Favel mit seinen Aufständischen sicher zwischen ihnen zermalmt.

Serrurier jagte seine Leute noch brutaler und kaltherziger hinein als Rocambeau. Sein ungestümer Angriff gegen die erbärmlich dünne Verteidigungslinie war durchschlagend. Trotz der Artillerie und der vielen Maschinengewehre durchbrach er Favels Front an drei Stellen und drohte, die kleine Streitmacht in einzelne Gruppen aufzusplintern. Favel nahm die Sache sofort energisch in die Hand und befahl den sofortigen Rückzug in die Stadt. Im offenen Gelände hatte er keine Chance gegen eine achtfache Übermacht, aber Straßenkämpfe waren etwas anderes.

Die Kämpfe wurden an beiden Fronten recht lebhaft, und Favels Leute wurden langsam zurückgedrängt und erlitten schwere Verluste, aber bei weitem nicht so schwere wie die Regierungstruppen. Es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen im *Imperiale*, während Favel Berichte und immer neue Berichte über die Evakuierungsaktion verlangte und sein Rückzugstempo an beiden Fronten sorgfältig so einrichtete, daß der langsam abebbende Menschenstrom aus St. Pierre hinauskommen konnte. Schrittweise gab er Boden auf, den der Feind mit Menschenverlusten bezahlte. Es war eine riskante Sache, und er verlor mehr tüchtige Leute, als ihm lieb war, aber er hielt sich hartnäckig an seinen Plan und setzte ihn auch durch.

Die Stadt brannte im Osten und im Westen, wo er sich zurückzog. Seine Truppen hatten Befehl, alle Häuser anzuzünden, um eine Flammenbarriere vor die vorrückenden und siegenden Regierungstruppen zu legen. Die Flammen wurden von der kräftigen Brise angefacht, die inzwischen aufgekommen war, und schlugen prasselnd zum Himmel, und der Rauch wurde nach Norden ins Negrito-Tal getrieben.

Um vier Uhr kam er zu dem Schluß, daß er seine Artillerie nicht mehr retten konnte, und gab Befehl, die Geschütze unbrauchbar zu machen und zurückzulassen. Den Zeitpunkt sollten die Kom-

mandeure selbst bestimmen. Die Straße zum Negrito war mit Flüchtlingen verstopft, und es war unmöglich, da auch noch die Artillerie durchzuschleusen, und er wußte, die Geschütze würden nach dem Hurrikan nicht mehr gebraucht werden. Schon jetzt lagen mehr als fünfzehnhundert Soldaten, die Manning zur Evakuierung der Stadt gebraucht hatte, in der Verteidigungsstellung an der Fünf- undzwanzigmeter-Konturlinie, und Serrurier und Rocambeau drückten immer schneller und ungestümer nach.

Fünf Minuten später gab er Befehl zur Aufgabe des Hauptquartiers, und eine Ordonnanz überbrachte Wyatt die Nachricht. Er warf schnell noch einmal einen Blick auf den dunklen Horizont und eilte dann nach unten. Favel wartete in der Halle und sah zu, wie Karten in einen draußen stehenden Lastwagen geladen wurden, und widmete anscheinend dem Anbrennen seiner Zigarre mehr Aufmerksamkeit als dem Schlachtenlärm.

»Wir wollen Serrurier und Rocambeau sich die Hände reichen lassen«, sagte er. »Ich glaube, sie werden einige Zeit mit der Begrüßung verschwenden, und vielleicht leeren sie auch eine Flasche Rum miteinander. Wir werden auch eine Front bilden - aber wir sind uns einig.« Er lächelte. »Ich glaube nicht, daß Rocambeau besonders freudig das Kommando an Serrurier abgibt.«

Ein Soldat rief etwas von dem Lastwagen, und Favel hielt das noch brennende Streichholz, nachdem er sich vergewissert hatte, daß seine Zigarre richtig brannte, an einen Papierfidibus. »Entschuldigen Sie mich!« sagte er und ging in die Bar zurück. Als er zurückkam, sah Wyatt Feuer hinter ihm auflodern.

»Kommen Sie, wir müssen gehen«, sagte Favel und schob Wyatt durch die Tür hinaus. Als der Wagen anfuhr, blickte Wyatt sich noch einmal nach dem *Imperiale* um. Rauch quoll aus den Fenstern und wurde vom Wind weggerissen.

Es war halb fünf Uhr nachmittags.

8

Wyatt hatte zur Evakuierung geraten - jetzt sah er die Wirklichkeit und war entsetzt.

Der Wagen fuhr durch die verlassenen Straßen der Innenstadt, während ringsherum der Kampfplärm von den nackten Hauswänden widerhallte, als die Rebellenarmee sich verbissen kämpfend in dem enger werdenden Bogen zurückzog. Der Himmel verdunkelte sich, und ein kräftiger Wind fegte Papierfetzen über die schmutzigen Gehsteige. Die Stadt stank nach Feuer, und der Rauch stieg nicht auf, sondern wurde jetzt in die Straßen heruntergedrückt und kratzte im Hals.

Wyatt hustete und starrte auf eine Leiche auf dem Gehsteig. Etwas weiter hin sah er noch eine und noch eine - alles Männer, alles Zivilisten. Er warf seinen Kopf herum und fragte Favel: »Zum Teufel, was ist hier vorgegangen?«

Favel blickte geradeaus. Er fragte tonlos: »Haben Sie eine Vorstellung davon, was es heißt, in wenigen Stunden eine Stadt zu evakuieren? Wenn die Leute nicht gehen wollen, müssen sie gezwungen werden.«

Der Wagen wich einer anderen Leiche mitten auf der Straße aus - eine Frau in einem auffällig gemusterten roten Blumenkleid mit einem gelben Kopftuch. Sie lag hingeworfen wie ein weggeworfenes Kinderspielzeug, ihre Glieder taktlos verrenkt durch den gewaltsamen Tod. Favel sagte: »Wir teilen uns die Schuld, Mr. Wyatt. Sie hatten das Wissen; ich hatte die Macht. Ohne Ihr Wissen wäre dies hier nicht geschehen, aber Sie brachten Ihr Wissen zu einem, der die Macht hatte, es geschehen zu lassen.«

»War es wirklich notwendig, Menschen zu töten?« fragte Wyatt leise.

»Wir hatten keine Zeit für Erklärungen, keine fertigen Pläne, keine Kenntnisse bei den Leuten selbst.« Favels Gesicht war hart. »Jedermann weiß, daß wir auf San Fernandez keine Hurrikane haben«, sagte er, als zitierte er. »Die Leute wußten nichts. Das ist ein weiteres Verbrechen von Präsident Serrurier - vielleicht das schlimm-

ste von allen. Also mußten die Leute gezwungen werden.«

»Wie viele sind tot?« fragte Wyatt finster.

»Wer soll das wissen? Aber wie viele werden gerettet werden? Zehntausend? Zwanzig- oder Dreißigtausend? Man muß abwägen bei solchen Dingen.«

Wyatt schwieg. Er wußte, daß sein Gewissen mit dieser Sache belastet war und daß es ihn immer schmerzen würde. Aber er konnte immer noch versuchen, Favel von seinem Entschluß abzubringen, die Regierungstruppen einzukesseln und zu vernichten. Er sagte: »Ist noch weiteres Töten notwendig? Müssen Sie vor St. Pierre stehenbleiben und kämpfen? Wie viele werden Sie in der Stadt umbringen, Julio? Fünftausend? Zehn- oder Fünfzehntausend?«

»Es ist zu spät«, sagte Favel nüchtern. »Ich kann nicht mehr anders, auch wenn ich wollte. Die Evakuierung hat viel Zeit gebraucht - sie ist noch nicht beendet -, und meine Leute haben Glück, wenn sie noch rechtzeitig in ihre vorbereiteten Stellungen kommen.« Er wurde sardonisch. »Ich bin kein Christ - das ist ein Luxus, den sich nur wenige ehrliche Politiker leisten können -, aber ich kann mich doch auf die Bibel berufen. Der Herrgott teilte die Wasser und ließ die Kinder Israels trockenen Fußes durch das Meer ziehen; aber er hielt seine Hand an und ertränkte die verfolgenden Ägypter - mit Mann und Roß und Wagen wurden sie im Roten Meer vernichtet.«

Der Wagen hielt an einem Kontrollpunkt, hinter dem Wyatt eine lange Kolonne von Flüchtlingen sah, die sich aus einer Seitenstraße ergoß. Ein Rebellenoffizier kam heran und konferierte mit Favel, und ein Weißer winkte und kam herübergeeilt. Es war Causton. »Sie haben sich aber Zeit gelassen«, sagte er. »Wie weit ist die Regierungsarmee in die Stadt vorgedrungen?«

»Ich weiß nicht«, sagte Wyatt. Er kletterte von dem Wagen herunter. »Was geht hier oben vor?«

Causton zeigte auf die Flüchtlinge. »Die letzten von den vielen«, sagte er. »In einer Viertelstunde müßten sie alle durch sein.« Er streckte seine Arme nach beiden Seiten aus. »Hier wird Favel in Stellung gehen - hier ist die Fünfundzwanzigmeter-Konturlinie.« Seine Hemds-

ärmel flatterten in dem stärker werdenden Wind. »Ich habe schon ein Loch für uns ausgesucht - es sei denn, Sie möchten weiter hinauf ins Negrito-Tal.«

»Sie bleiben also hier?«

»Natürlich«, sagte Causton erstaunt. »Hier spielt sich doch die Hauptsache ab. Dawson ist auch hier; er sagte, er wartet auf Sie.«

Wyatt drehte sich um und sah über die Stadt hin. In der Ferne sah er die See, die nicht mehr wie ein gehämmerter Silberteller aussah, sondern die schmutzige Farbe von ungeputztem Zinn angenommen hatte. Der südliche Himmel war von der niedrigen eisengrauen Wand des heranziehenden Nimbostratus erfüllt, der schwere Regengüsse und heulenden Sturm mitbrachte. Schon war es merklich dunkler durch das Absinken der Wolken und den Rauch von der Stadt.

Über dem schwachen Pfeifen des Windes hörte er den Kampfärm, hauptsächlich Gewehrfeuer und fast keine Artillerie. Der Lärm schwoll mit den Windböen an und ab und schien manchmal weiter weg und manchmal sehr nahe zu sein. Das Gelände fiel zur Stadt hin ab, und zwischen dem kleinen Höhenrücken, auf dem er stand, und den nächsten Häusern war keine Menschenseele zu sehen. »Ich bleibe hier«, sagte er abrupt. »Obwohl ich beim besten Willen nicht weiß, warum.« Natürlich wußte er es wohl. Sein Verlangen war eine merkwürdige Mischung aus dem beruflichen Interesse zu sehen, wie sich der Hurrikan in der seichten Bucht auswirkte, und aus der makabren Anziehungskraft, die der Anblick einer dem Untergang geweihten Stadt und einer dem Untergang geweihten Armee auf ihn ausübte. Er blickte die Straße hinauf. »Wo ist Favels Verteidigungslinie genau?«

»Auf dem Kamm. Dort sind Stellungen auf dem rückwärtigen Hang ausgehoben - die Leute können sich dort hinunter flüchten, wenn das Wetter zu schlimm wird.«

»Ich hoffe, die Löcher haben gute Wasserabläufe«, sagte Wyatt. »Es wird stärker regnen, als Sie es je regnen gesehen haben. Ein Loch ohne Abfluß wird im Nu voll sein.«

»Favel hat daran gedacht«, sagte Causton. »Er ist nicht dumm.«

»Er hat mich über Regenfälle befragt«, sagte Wyatt. »Ich nehme an, das ist der Grund.«

Favel rief »Mr. Wyatt, der Gefechtsstand ist etwa dreihundert Meter weiter oben eingerichtet worden.«

»Ich bleibe hier bei Causton«, sagte Wyatt, während er sich dem Wagen näherte.

»Wie Sie wollen.« Favels Lippen verzogen sich. »Es gibt jetzt weder für Sie noch für mich noch viel zu tun, außer vielleicht ein Gebet an Hunraken oder einen anderen passenden Gott zu richten.« Er sagte etwas zu seinem Fahrer, und der Lastwagen reihte sich in die dünner werdende Flüchtlingskolonne ein.

»Lassen Sie uns zu Dawson gehen«, sagte Causton. »Wir haben unser Heim dort drüben aufgeschlagen.«

Er führte ihn von der Straße herunter und den rückwärtigen Hang hinab, bis zu der Stelle, wo Dawson mit gekreuzten Beinen neben einem großen Deckungsloch saß. Er freute sich, als er Wyatt sah, und sagte: »Hallo! Ich dachte schon, man hätte Sie wieder eingesperrt.«

Wyatt sah sich das Loch an. Es hatte einen Abflußgraben am hinteren Ende, der offensichtlich nicht ausreichen würde. »Der muß vertieft werden - und wir müssen zwei haben. Ist da irgendwo ein Spaten?«

»Spaten sind zur Zeit knapp«, sagte Dawson. »Aber ich will sehen, was ich finden kann.«

Wyatt blickte den Hang entlang und sah überall Männer, eine lange, dünne Kette von Männern, die sich in die Erde einwühlten wie Maulwürfe. Oben auf dem Kamm, von wo aus man die Stadt überblickte, waren andere damit beschäftigt, Maschinengewehre in Stellung zu bringen und ebenfalls Löcher zu graben, die aber als Deckung gegen feindliches Feuer und weniger gegen Sturm dienen sollten. Sie hielten die Stadt sorgfältig unter Beobachtung für den Fall, daß Serruriers Leute durchbrechen sollten. Causton sagte: »Ich hoffe, Sie behalten recht in bezug auf die Flut. Wenn sie nicht eintrifft,

bricht die Hölle los. Favel hat seine Artillerie zurückgelassen - er konnte nicht die Flüchtlinge und auch noch die Geschütze herausbringen.«

Wyatt sagte: »Mabel trifft uns frontal. Das gibt Überflutungen.«

»Wir wollen es hoffen. Militärisch ist Serrurier obenauf. Ich wette, er frohlockt jetzt.«

»Das wird er nicht, wenn er zurückblickt - auf die See.«

Dawson kam mit einem dünnen Stück Blech unter dem Arm zurück. »Keine Spaten da; aber das wird vielleicht auch gehen.«

Causton und Wyatt vertieften den Abflußgraben und hoben einen zweiten aus, während Dawson ihnen zusah. Wyatt sah auf »Wie geht's Ihren Händen?«

»Gut«, sagte Dawson. »Ein Arzt hat sie behandelt.«

»Weshalb bleiben Sie hier?« fragte Wyatt. »Sie sollten weiter hinauf ins Negrito-Tal gehen, solange Sie Gelegenheit haben.«

Dawson schüttelte den Kopf. »Haben Sie diese Menschen gesehen? Ich habe nie eine niedergeschlagenere und mutlosere Menge gesehen. Ich habe Angst, wenn ich mich ihnen anschließe, werde ich auch so. Außerdem, vielleicht kann ich hier irgendwie helfen.«

»Was meinen Sie denn, was Sie tun könnten?« fragte Causton. »Sie können Ihre Hände nicht gebrauchen, also können Sie weder schießen noch Löcher graben. Ich sehe keinen Sinn darin.«

Dawson zuckte mit den Schultern. »Ich laufe nicht mehr weg«, sagte er störrisch. »Ich bin lange genug, viele Jahre lang, immer wegelaufen. Nun - ich bleibe hier auf dieser Anhöhe, basta.«

Causton sah Wyatt an und zog seine Brauen hoch, dann lächelte er leicht und sagte nur: »Ich glaube, mehr können wir nicht tun. Lassen Sie uns nach oben gehen und sehen, was auf uns zukommt.«

Die letzten Leute aus St. Pierre waren auf ihrem Weg ins Negrito-Tal vorbeigezogen, aber in der Ferne war die Straße noch schwarz von Gestalten, die sich müde dahinschleppten, um höheres Gelände zu erreichen. Das saftige Grün der Zuckerrohrfelder sah aus wie eine aufgewühlte See in dem zunehmenden Sturm, der Wellen in das elastische Rohr peitschte. Nur die Soldaten waren noch hier, und es

waren sehr wenige in der dünnen Kette von Schützengräben, die die Anhöhe durchzogen, aber bald würden es mehr sein, wenn die bedrängte Armee in St. Pierre sich in diese Stellung zurückzog.

Wyatt ging hinauf und legte sich neben einem Soldaten hin. Er fragte: »Was tut sich, Soldat?«

Der Mann grinste breit. »Dort«, sagte er und zeigte mit dem Finger. »Sie kommen bald - vielleicht zehn Minuten.« Er prüfte das Schloß seines Gewehres und legte sich Munition zurecht.

Wyatt sah den nackten Abhang zur Stadt hinunter. Die Schüsse, die man hörte, waren sehr nahe, und gelegentlich zwitscherte eine verirrte Kugel über sie hinweg. Bald sah er Bewegungen am Fuß des Hanges, und eine Gruppe von Männern kam herauf, ohne Hast, aber in gutem Tempo. Hinter ihm rief ein Offizier einen Befehl, und die drei Männer, die in etwa zehn Meter Entfernung an einem Maschinengewehr lagen, schwenkten das Gewehr in die von dem Offizier gezeigte Richtung.

Die Männer, die den Hang heraufkamen, erreichten den Kamm und liefen darüber weg. Sie trugen einen Granatwerfer, den sie auf dem rückwärtigen Hang schnell zusammensetzten. Causton beobachtete sie und sagte: »Nicht mehr viele Granaten übrig.«

Es kamen jetzt noch mehr Männer den Hang herauf. Sie bewegten sich ruhig bei ihrem disziplinierten Rückzug, gedeckt durch ihre Kameraden, die noch immer unten zwischen den Häusern kämpften. Causton schätzte, daß er Zeuge des letzten Sprunges in dieser geordneten und geplanten sprungweisen Absetzbewegung war, die Favels Verteidigungskräfte über ganz St. Pierre geführt hatte. Er war von der Ruhe der Männer beeindruckt. Dies war keine undisziplinierte, panikartige Flucht wie das Debakel, das er vorher erlebt hatte, sondern ein geordneter Rückzug angesichts des Feindes, eine der schwierigsten militärischen Operationen.

Wyatt richtete seine Augen nach Süden. Der Horizont war dunkel, fast schwarz, nur erhellt von dem blassen Flackern von fernen Blitzen hinter dicken Wolken, und der nähere Nimbostratus war fahl-gelb, scheinbar von innen beleuchtet. Der Wind drehte weiter nach

Westen und war jetzt schon viel stärker. Er schätzte, daß er Stärke sieben hatte und schon langsam an Stärke acht herankam - etwa fünfundsechzig Kilometer pro Stunde und in Böen bis achtzig. Es war nichts, was einem Sorgen gemacht hätte, der nicht wußte, was unterwegs war, und war nur ein Sturm, wie San Fernandez viele erlebte. Vielleicht würde Rocambeau, wenn er das Kommando noch hatte, das Unwetter sogar begrüßen; es würde Regen bringen und die vielen Brände in der Stadt löschen.

Die sich absetzenden Soldaten strömten jetzt über die Anhöhe und erhielten von ihren Unteroffizieren Stellungen zugewiesen und wurden mit Munition versorgt. Sie lagen auf dem Kamm in flachen Schützenmulden, die man für sie gegraben hatte, und wandten ihre Gesichter wieder dem anrückenden Feind zu.

Causton stieß Wyatt an. »Die Häuser dort unten - wie hoch sind die über Seehöhe?«

Wyatt überlegte. Der Höhenrücken war nicht sehr hoch, und das Gefälle zur Stadt hin war lang. Er sagte: »Wenn dieser Rücken auf der Fünfundzwanzigmeterlinie liegt, dürften sie nicht höher als fünf zehn Meter liegen.«

»Dann müßte die Flutwelle bis dorthin kommen?«

»Das wird sie«, sagte Wyatt. »Sie wird vielleicht bis in die Mitte des Hanges heraufkommen.«

Causton zog an seiner Unterlippe. »Ich glaube, man hat hier die Absicht, die Regierungstruppen an diesen Häusern zu stoppen. Sie sind dreihundert Meter entfernt, und die Soldaten müssen bergan und über freies Gelände angreifen. Vielleicht wird Favel das tatsächlich schaffen. Aber die letzten seiner Leute werden es schwer haben, sich abzusetzen.«

Dawson sagte: »Ich hoffe, Sie behalten recht, Wyatt. Ich hoffe, Ihre Flutwelle schwappt nicht über diesen Bergrücken hinweg. Sie würde uns alle ertränken.« Er schüttelte den Kopf und grinste verwundert. »Herrgott, in was für einer Situation bin ich - ich muß verrückt sein.«

»Vielleicht sind wir alle nicht ganz normal«, sagte Causton. »Wir sehen etwas, was nie vorher probiert wurde - die Verwendung ei-

nes Hurrikans zur Vernichtung einer Armee. Was kann ich darüber für einen Bericht schreiben, wenn ich hier heil davonkomme.«

»Es ist schon einmal dagewesen«, sagte Wyatt. »Favel erwähnte ein früheres Beispiel - als Moses durch das Rote Meer zog und die Ägypter auf den Fersen hatte.«

»Das ist richtig«, sagte Causton. »Daran hatte ich nicht gedacht. Das ist ein verdammt guter...« Er zeigte plötzlich. »Seht dort! Da unten tut sich was.«

Eine lange Kette von Männern war auf dem Hang erschienen. Sie rannten im Zickzack, ständig in Bewegung, und blieben nur kurz stehen, um auf die Häuser hinter sich zu schießen. Das Maschinengewehr in der Nähe räusperte sich mit einem kurzen Feuerstoß und verfiel dann in ein gleichmäßiges Rattern, und alle Männer auf dem Höhenrücken begannen zu schießen, um der Nachhut der Rebellenarmee, die sich zu ihnen zurückzog, Feuerschutz zu geben. Sie hatten den Vorteil des etwas höheren Standortes und konnten über die Köpfe ihrer eigenen Leute hinwegschießen.

Es gab einen scharfen Knall hinter ihnen, als der Granatwerfer losging, und Sekunden später kreperte die Granate dicht vor dem am nächsten gelegenen Haus. Es gab weitere Explosionen zwischen den Häusern, und von weiter hinten kam ein lauterer Knall und das Heulen einer Granate, als eines der wenigen noch übrigen Geschütze abgefeuert wurde. Wieder hörte Causton dieses höllische Gezwitscher in der Luft und zog den Kopf ein. »Diese Schweine kennen keine Höflichkeit«, sagte er. »Die schießen zurück.«

Die letzten von Favels Leuten wankten über den Kamm und fielen auf dem rückwärtigen Hang, in Sicherheit, erschöpft hin. Sie hatten einige von ihnen zurückgelassen - Wyatt sah drei kleine Häufchen in halber Höhe des Hanges, und er dachte daran, welche Opfer diese Männer gebracht haben mußten, um die Regierungstruppen zurückzuhalten, bis die Stadt evakuiert war. Die Männer ruhten sich aus und kamen wieder zu Atem, und nach einem Trunk Wasser und einem kleinen Imbiß, der für sie bereitgehalten worden war, reiheten sie sich in die Verteidigungsfront ein.

Es herrschte eine Pause. Von den Häusern kam vereinzelter Feuer, das fast ohne jede Wirkung blieb, und die Rebellen schossen auf strengen Befehl ihrer Offiziere überhaupt nicht - es war nicht mehr so viel Munition vorhanden, daß man sie verschwenden konnte. Es war offensichtlich, daß der Regierungsgeneral seine Truppen im Schutze der Stadt für einen Sturm auf die Anhöhe formierte.

Trotz der schnell fallenden Lufttemperatur schwitzte Causton ein wenig. Er sagte: »Ich flehe zu Gott, daß wir sie aufhalten können. Wenn der Angriff kommt, wird es ein schwerer sein. Wo bleibt Ihr verdammter Hurrikan, Wyatt?«

Wyatts Blick hing am Horizont. »Er kommt«, sagte er ruhig. »Der Wind wird ständig stärker. Dort kommen schon die Regenwolken - der Nimbostratus und der Fraktonimbus. Die Kämpfe werden bald zu Ende sein. Kein Mensch kann in einem Hurrikan Krieg führen.«

Der Wind hatte jetzt eine Geschwindigkeit von achtzig Kilometern pro Stunde, in Spitzen hundert, und die Rauchwolken über St. Pierre wurden zu einem trüben Schleier zerblasen. Das behinderte den Blick auf die See, aber Wyatt sah doch die weißen Schaumkronen, die noch stärkere Winde ankündigten.

»Hier kommen sie«, sagte Causton und machte sich platt, als das Feuer von den Häusern plötzlich zu einem Crescendo anschwell. Eine Welle von Soldaten in hellblauen Uniformen erschien am Fuß des Hanges und ging vor. Die Soldaten liefen im Zickzack und ständig die Richtung wechselnd, und gingen manchmal in die Knie, um zu schießen. Sie kamen schnell voran, und als sie hundert Meter zurückgelegt hatten, löste sich eine zweite Welle von den Häusern, um den Angriff zu unterstützen.

»Herr Jesus!« sagte Dawson gepreßt. »Das müssen ja zweitausend sein. Warum schießen wir denn nicht?«

Kein einziger Schuß kam von dem Höhenrücken, während die Flut von blauuniformierten Männern den Hang heraufbrandete. Der Wind war jetzt schon stark genug, um sie zu behindern, und Wyatt sah das Flattern ihrer Uniformen und zweimal einen schwarzen Punkt in der Luft, als eine schwarze Mütze wegflog. Einigen riß es die Füße

weg, und sie verloren in den heftigen Böen das Gleichgewicht, aber sie stürmten weiter; leicht vorgebeugt rannten sie und kamen ständig höher herauf

Erst als die ersten schon im halben Hang waren, stieg eine Leuchtkugel von dem Höhenrücken auf und platzte über dem Hang zu roten Sternen auseinander. Sofort brach die Hölle los, als die Rebellen konzentriertes Feuer eröffneten. Die Gewehre knatterten, die Maschinengewehre hämmerten, und von weiter hinten kam das tiefere Bellen der wenigen Geschütze und Granatwerfer.

Die anstürmende Welle von Soldaten kam ins Stocken und blieb dann liegen. Causton sah eine Schwade von ihnen wie Weizenhalme umsinken, als ein Maschinengewehr der Verteidiger schwenkte und sie mit einer Sense aus Kugeln abmähte, und überall auf der offenen Fläche fielen Männer, entweder tot, verwundet oder verzweifelt Deckung suchend, wo doch keine zu finden war. Er bemerkte, daß die Hälfte von Favels Maschinengewehren in feste Richtungen schoß, so daß die Angreifer in einem Netz von fliegenden Kugeln gefangen waren - sie mußten sterben, wenn sie vorgingen, und sie mußten sterben, wenn sie flohen, denn in jedem Fall liefen sie direkt in die Schußrichtungen der halb aus den Flanken schießenden Maschinengewehre.

Granaten aus Geschützen und Werfern fielen zwischen die gefangenen Männer - Favel verschoß seine letzte Munition mit extravaganter Üppigkeit und setzte alles auf den kommenden Hurrikan. Die Erde bebte und ließ dunkel, blühende Bäume emporschießen, und die Qualmwolken wurden vom Sturm gepackt und weggefedt. Ein kläglich dünnes Feuer kam von unten herauf. Vielleicht waren nur noch wenige da, die schießen konnten, oder diejenigen, die noch lebten, waren schon apathisch.

Fünf Minuten, die wie eine Ewigkeit wirkten, dauerte der Aufruhr, und dann brach die dünne Linie der Angreifer wie auf ein Kommando plötzlich zusammen und ebbte zurück. Sie hinterließen einen Saum von Leichen, der den höchsten Stand des Angriffs markierte, knappe hundert Meter vor dem Scheitel des Höhen-

rückens. Während sie in Panik zurückliefen, starben immer noch viele, von Gewehrkugeln getroffen, von den mörderischen Maschinengewehren durchgesägt und von Granaten in Stücke gerissen. Als wieder Ruhe herrschte, war das Gelände mit den traurigen Resten dessen übersät, was einmal Menschen gewesen waren.

»O mein Gott!« hauchte Dawson. Sein Gesicht sah blaß und krank aus, und es schauderte ihn. »Die müssen ein Viertel ihrer Leute verloren haben.«

Causton rührte sich. »Serrurier muß das Kommando übernommen haben«, sagte er leise. »Rocambeau hätte nie einen so blödsinnigen Frontalangriff versucht - nicht in diesem Stadium.« Er drehte sich um und sah nach der Granatwerferbedienung hinter ihnen. »Diese Männer sind am Ende ihrer Möglichkeiten - sie haben keine Munition mehr. Ich weiß nicht, ob wir einen weiteren Angriff überstehen.«

»Es wird keine weiteren Angriffe geben«, sagte Wyatt mit ruhiger Gewißheit. »Soweit es das Kämpfen betrifft, ist dieser Krieg zu Ende.« Er blickte den Hang hinab auf die wirren Leichenberge. »Ich wünschte, ich hätte das eine halbe Stunde früher sagen können, aber es bleibt sich schließlich gleich. Sie werden jetzt alle umkommen.« Er zog sich vom Kamm zurück und ging zu dem Deckungsloch.

Unten in St. Pierre würden in den nächsten Stunden Tausende von Männern sterben, weil er Favel von dem ankommenden Hurrikan erzählt hatte, und die Schuld lastete schwer auf ihm. Aber er wußte nicht, was er anders hätte tun sollen.

Und da war noch etwas anderes. Er konnte sich nicht einmal um die Sicherheit eines Mädchens kümmern. Er wußte nicht, wo Julie war - ob sie tot oder lebendig oder von Rocambeaus Leuten gefangengenommen war. Er hatte sie bei seinem Aufgehen in der Beschäftigung mit dem Hurrikan nicht richtig gesehen, aber jetzt sah er sie ganz, und er spürte Tränen über seine Wangen rinnen - nicht Tränen des Selbstmitleids, nicht einmal Tränen um Julie, sondern Tränen der blinden Wut über seine Dummheit und Ohnmacht. Wyatt war sehr jung.

Causton hörte das Feuergefecht, das links von ihnen noch anhielt. »Ich hoffe, er hat recht. Als Favel vor einem ähnlichen Problem stand, umging er die Stellung.« Er bewegte den Kopf in die Richtung, aus der der ferne Kampfeslärm kam. »Wenn Serrurier dort drüben durchbricht, kommt er den Kamm entlang und rollt diese Rebellen auf wie einen Teppich.«

»Ich glaube aber, Wyatt behält recht«, sagte Dawson. »Sehen Sie einmal auf die See hinaus!«

Die Stadt war in einen wogenden grauen Nebel gehüllt, aus dem die Brände rötlich herausleuchteten, und der Horizont war schwarz. Niedrige Wolkenfetzen trieben wie Girlanden über sie hinweg. Der Wind hatte sich sehr verstärkt und heulte schon jetzt höllisch. Blitze zuckten draußen über der See, und ein einzelner Regentropfen fiel auf Caustons Hand. Er sah nach oben. »Es sieht wirklich etwas häßlich aus. Gott helfe den Seeleuten in einer solchen Nacht!«

»Gott helfe Serrurier und seiner Armee!« sagte Dawson und starrte hinunter nach St. Pierre.

Causton blickte zurück und sah Wyatt am Rande des Dekungsloches sitzen. »Er nimmt es schwer - er glaubt, versagt zu haben. Er hat noch nicht begriffen, daß es keine Vollkommenheit gibt, der verdamnte junge Tor. Aber er wird noch lernen, daß das Leben ein Kuhhandel ist - ein bißchen Böses für eine Menge Gutes.«

»Ich hoffe, daß er es nie lernt«, sagte Dawson leise. »Ich lernte diese Lektion, und sie ist mir nicht gut bekommen.« Er blickte Causton in die Augen, und nach einer Weile wandte Causton den Blick ab.

Rawsthorne war kein junger Mann mehr, und zwei Tage Anstrengungen und Leben im Freien waren ihm anzumerken. Er konnte in dem bergigen Gelände nicht schneller vorankommen - seine Lungen hatten längst die Dehnbarkeit verloren, und seine Beine die Kraft. Sein Atem ging keuchend, während er versuchte, ein gutes Tempo

einzuhalten, und seine Oberschenkelmuskeln schmerzten schrecklich.

Aber er war in einer besseren Verfassung als Mrs. Warmington. Jahre von Sahnekuchen und Bewegungsmangel hatten sie zu einem teigigen Fleischhaufen gemacht. Sie keuchte und humpelte hinter ihm her, ihre überüppigen Formen hüpfen dabei, und die ganze Zeit jammerte sie und beklagte ihr Leid; ein Obligato zu dem Pfeifen des aufkommenden Windes.

Trotz ihrer Wunden war Julie die frischeste von den dreien. Obgleich ihre Beine von den Bajonettstichen steif waren und schmerzten, waren ihre Muskeln straff und zäh, und ihr Atem ging regelmäßig, während sie Mrs. Warmington folgte. Ihr hartes Tennisspiel machte sich jetzt bezahlt, und diese Bergtour machte ihr keine Schwierigkeiten.

Es war Rawsthorne, der den Plan gefaßt hatte. »Es hat keinen Sinn, weiter nach Osten zu gehen, um der Armee zu entgehen«, sagte er. »Das Gelände um St. Michel ist niedrig - und wir können auf keinen Fall hierbleiben, weil Rocambeau zurückgeschlagen werden könnte. Wir werden hinter dem Rücken seiner Armee über die Berge nach Norden wandern müssen - vielleicht bis zum Negrito.«

»Wie weit ist das?« fragte Mrs. Warmington besorgt.

»Nicht weit«, sagte Rawsthorne beruhigend. »Wir müssen etwa fünf zehn Kilometer laufen, bis wir ins Negrito-Tal sehen können.« Er sagte nicht, daß die Strecke durch schwieriges Gelände führte und daß das Land vielleicht von Deserteuren wimmelte.

Weil Rawsthorne Zweifel hatte, ob er die Steinbruchwand überwinden könnte - und private, unausgesprochene Zweifel an Mrs. Warmingtons Kletterkünsten -, schlichen sie den Weg in Richtung zur Hauptstraße hinunter. Vorsichtig sahen sie sich nach allen Seiten um; sie wollten nicht gern den Wachposten treffen, der in dieser Richtung verschwunden war. Sie verließen den Weg dort, wo sie schon das erstemal zu der Bananenplantage aufgestiegen waren, und Julie schnürte es die Kehle zu, als sie einen noch sichtbaren Fußabdruck von Eumenides auf dem staubigen Boden sah.

Die Plantage schien menschenleer zu sein, aber sie bewegten sich trotzdem mit aller Vorsicht. Sie schlichen sich zwischen den Staudenreihen so leise wie möglich durch. Rawsthorne führte sie zu der Mulde, wo sie die Löcher gegraben hatten, in der Hoffnung, dort noch etwas zu essen und, noch wichtiger, Wasser vorzufinden. Aber da war nichts mehr, nur vier leere Löcher und weggeworfene leere Dosen und Flaschen.

Julie blickte auf das Loch, das aufgefüllt worden war, und empfand großen Kummer bei dem Gedanken an den Griechen. Erst graben wir sie, dann begraben sie uns in ihnen. Für Eumenides war die Prophezeiung eingetroffen. Rawsthorne sagte: »Wenn es nicht wegen des Krieges wäre, würde ich vorschlagen, daß wir hierbleiben.« Er legte seinen Kopf schief. »Meinen Sie, daß der Kampflärm sich entfernt oder nicht?«

Julie horchte und schüttelte dann den Kopf. »Das ist schwer zu sagen.«

»Ja, das ist es«, sagte Rawsthorne. »Wenn Rocambeau wieder zurückgeworfen wird, kommt er hier wieder durch, und dann sind wir wieder, wo wir waren.«

Mrs. Warmington sah in die Mulde und schüttelte sich. »Lassen Sie uns von diesem schrecklichen Ort weggehen«, sagte sie mit zitternder Stimme. »Er macht mir angst.«

Das soll er wohl, dachte Julie; du hast hier einen Mann getötet.

»Wir werden nach Norden gehen«, sagte Rawsthorne. »Durch dieses kleine Tal und über den nächsten Höhenrücken. Wir müssen aber vorsichtig sein; es könnten sich zu allem fähige Männer hier herumtreiben.«

Also gingen sie durch die Plantage, über den Wirtschaftsweg, umgingen vorsichtshalber die Zwangsarbeiterunterkünfte und stiegen auf der anderen Seite den Berg hinauf. Zuerst legte Rawsthorne ein scharfes Tempo vor, aber er konnte es nicht durchhalten und wurde allmählich langsamer, bis sogar Mrs. Warmington mitkommen konnte. Solange sie auf kultiviertem Land liefen, kamen sie trotzdem schnell genug voran.

Auf dem Kamm des ersten Rückens verließen sie die Bananenpflanzungen und kamen in die Ananasfelder, wo alles gutging, solange sie zwischen den Reihen liefen und sich vor den scharfen, spitzen Blättern in acht nahmen. Aber dann kamen sie ans Zuckerrohr, und da es ihnen nicht möglich war, quer durch das Dickicht zu gehen, mußten sie nach einem Weg suchen, der in ihre Richtung führte. Es war ein schmaler Weg durch das hohe grüne Rohr, das in dem Wind raschelte und knackte. Trotz der Brise und der Federwolken, die die Sonne verschleierten, war es immer noch sehr heiß, und Julie döste, während sie mechanisch hinter Mrs. Warmington dahintrottete.

Sie sahen keinen Menschen und schienen sich durch ein leeres Land zu bewegen. Der Weg ging etwas auf und ab, brachte sie aber ständig höher hinauf, und als Julie sich einmal umblickte, sah sie Hütten in der Ferne. Aber es stieg kein Rauch aus diesen Siedlungen auf, und auch sonst war kein Leben zu erkennen. Wo der Weg die Zuckerrohrfelder verließ, trafen sie auf weitere Hütten, und sobald er sie sah, hielt Rawsthorne die Hand hoch. »Wir müssen vorsichtig sein«, flüsterte er. »Lieber sichergehen. Warten Sie hier!«

Mrs. Warmington setzte sich auf der Stelle hin und hielt sich die Füße. »Diese Schuhe bringen mich um«, sagte sie.

»Still!« sagte Julie und spähte durch das Zuckerrohr nach den Hütten. »Es könnten Soldaten hiersein - Deserteure.«

Mrs. Warmington sagte nichts mehr, und Julie dachte erstaunt: sie lernt es doch allmählich. Dann kam Rawsthorne zurück. »Es ist in Ordnung«, sagte er. »Es ist keine Menschenseele da.« Sie traten aus dem Zuckerrohr hinaus und gingen an den Hütten vorbei. Mrs. Warmington starrte auf die schiefen Wände aus gestampfter Erde und die Strohdächer und schnaufte verächtlich. »Schweineeställe, mehr sind das nicht«, verkündete sie. »Sie sind für Schweine noch zu schlecht.«

Rawsthorne sagte: »Ob da wohl irgendwo Wasser ist? Ich könnte gut etwas trinken.«

»Wir wollen nachsehen«, sagte Julie und betrat eine der Hütten.

Sie war spärlich möbliert und sehr primitiv, aber auch sehr sauber. Sie ging in einen winzig kleinen Raum, der offensichtlich eine Küche war, und fand ihn wie Mutter Hubbards Küchenschrank - leer-gefeegt. In einer anderen Hütte war es dasselbe, und als sie auf den offenen Platz zwischen den Hütten hinaustrat, sah sie, daß Rawsthorne auch kein Glück gehabt hatte.

»Diese Leute sind geflüchtet«, sagte er. »Sie haben entweder alle ihre Habseligkeiten mitgenommen oder sie vergraben.« Er hielt eine Flasche hoch. »Ich habe Rum gefunden, aber ich würde ihn nicht als Durststiller empfehlen. Vielleicht können wir ihn aber doch noch brauchen.«

»Glauben Sie, daß sie vor dem Krieg geflüchtet sind?« fragte Julie, »oder vor dem Hurrikan - wie der alte Mann bei St. Michel?«

Rawsthorne rieb sich die Wange. »Das ist schwer zu sagen. Ich würde zunächst sagen, vor dem Krieg - es ist aber egal.«

»Diese Leute müssen irgendwo Wasser geholt haben«, sagte Julie. »Vielleicht von dort unten?« Sie zeigte auf einen Pfad, der am Rande des Zuckerrohrfeldes bergab führte. »Sollen wir nachsehen?«

Rawsthorne zögerte. »Ich glaube nicht, daß wir uns hier zu lange aufhalten sollten - es ist zu gefährlich. Ich glaube, wir sollten weitergehen.«

Von dem Augenblick, als sie in die Waldregion kamen, wurde das Vorankommen schwieriger. Der Boden war arm und steinig, und die gepflegten Bäume klammerten sich mit einem Gewirr von bloß-liegenden Wurzeln am Berghang fest. Sie stolperten und fielen immer wieder. Der Berg war hier steiler, und das bißchen Erde, das hier gewesen sein mochte, war längst ins Tal gespült, dorthin, wo jetzt die üppigen Plantagen waren. Unter ihren Füßen waren Fels und Staub und spärliche Büschel eines zähen Grases, das sich hartnäckig hielt, wo ihm die verkrüppelten Bäume die Sonne nicht nahmen.

Sie kamen auf den Kamm und sahen vor sich einen weiteren, noch höheren und steileren Bergrücken. Julie sah in das kleine Tal hin-unter. »Ob dort unten wohl ein Bach ist?«

Sie fanden einen Wasserlauf in dem Tal, aber er war ausgetrocknet und enthielt keinen Tropfen Feuchtigkeit. Also gingen sie weiter. Mrs. Warmington war jetzt schon sehr erschöpft; sie hatte längst ihre Widerborstigkeit verloren, und ihre Lust am Kommandieren war einer Neigung zu Klagen gewichen. Julie stieß sie gnadenlos vor sich her. Immer hielt sie sich vor Augen, was diese Frau getan hatte, und Rawsthorne beachtete ihre Klagen nicht - er hatte genug damit zu tun, seinen eigenen schmerzenden Körper auf diesen schrecklichen, staubigen Berg hinaufzuschleppen.

Als sie oben ankamen, ging das Gelände in ein Hochplateau über, und es war nicht mehr so schwierig. Der Fels war hier mit einer kargen Erdschicht bedeckt, und die Vegetation war etwas üppiger. Sie trafen auf eine weitere Gruppe von Hütten auf einer Lichtung - auch diese waren verlassen, und wieder fanden sie kein Wasser. Rawsthorne sah den kleinen Fleck mit Mais und Zuckerrohr an und sagte: »Ich nehme an, sie sind auf Regenfälle angewiesen. Nun, sie werden bald eine Menge davon kriegen - sehen Sie sich einmal um!«

Der südliche Himmel war dunkel von Wolken, und die Sonne war von einem dickeren Grau verschleiert. Es war merklich kühler, und aus der Brise war ein kräftiger Wind geworden. In der Ferne, anscheinend sehr weit weg, hörten sie immer noch den Kanonendonner, und er beeindruckte Julie jetzt sehr viel weniger. Sie hätte aber nicht sagen können, ob das die Entfernung machte oder ob weniger geschossen wurde.

Rawsthorne beunruhigte das nahende Unwetter. »Wir können uns jetzt nicht aufhalten. Wir müssen nur noch dort hinüber.« Er zeigte auf einen noch höheren Bergrücken, der genau vor ihnen lag. »Da liegt der Negrito.«

»O Gott!« sagte Mrs. Warmington. »Das schaffe ich nicht - das schaffe ich unmöglich.«

»Sie müssen«, sagte Rawsthorne. »Wir müssen an einen Nordhang, und der ist auf der anderen Seite. Kommen Sie!«

Julie stieß Mrs. Warmington, bis sie aufstand, und sie ließen die Hütten zurück. Sie sah auf die Uhr - es war halb fünf Uhr nach-

mittags.

Um halb sechs hatten sie das Plateau überquert und waren halb den Berg hoch, und aus dem Wind war ein starker Sturm geworden. Es schien viel früher dunkel zu werden als sonst - die Wolken hingen jetzt schwer über ihnen, aber es war noch kein Regen gefallen. Der Wind zerrte bei ihrem Aufstieg an ihren Kleidern und schüttelte sie unbarmherzig, und mehr als einmal verlor einer von ihnen das Gleichgewicht und rutschte in einem kleinen Bergrutsch aus Staub und kleinen Steinen zurück. Der Wind peitschte die Äste der verkrüppelten Bäume, daß sie wie gefährliche Flegel hin und her schlugen, und die trockenen Blätter wurden von dem Sturm über den Berghang gefegt.

Es dauerte eine scheinbare Ewigkeit, bis sie den Kamm erreichten, und auch dann konnten sie den Negrito noch nicht sehen. »Wir müssen ... hinunter ... andere Seite«, schrie Rawsthorne gegen den Wind an. »Wir dürfen ... nicht... bleiben...« Der Wind riß ihm den Atem ab, und er kämpfte sich geduckt weiter vor.

Julie folgte und schubste Mrs. Warmington vor sich her. Sie wankten über den Kamm hinweg, wo sie der Wut des anwachsenden Hurrikans voll ausgesetzt waren. Sie waren von einem dicken, milchiggelben Licht umgeben, das fast zum Greifen schien, und der Staub wurde in Wolken von dem nackten Fels aufgewirbelt. Julie schmeckte ihn beim Laufen und spürte den Sand zwischen den Zähnen.

Endlich gingen sie bergab und sahen den Boden des Negrito-Tals dreihundert Meter unter sich, schwach erleuchtet von dem unangenehmen gelben Licht. Sobald sie den Bergkamm hinter sich hatten, spürten sie etwas Erleichterung, und Rawsthorne blieb stehen und sah erstaunt ins Tal hinunter. »Teufel, was ist dort unten los?«

Zuerst konnte Julie nicht sehen, was er meinte, aber dann bemerkte sie, daß es weiter unten an den Hängen krabbelte und daß dünne Menschenschlangen vom Tal heraufstiegen. »All die Menschen!« sagte sie verwundert. »Wo kommen die alle her?«

Rawsthorne stieß ein kurzes Lachen aus. »Es gibt nur einen Ort,

von dem sie kommen können - St. Pierre. Jemand muß sie herausgeschafft haben.« Er runzelte die Stirn. »Aber die Schlacht ist noch im Gange - meine ich. Hören Sie die Kanonen?«

»Nein«, sagte sie, »nicht bei diesem Sturm.«

»Ich überlege...«, sann Rawsthorne. »Ich überlege, ob...« Er vollendete den Satz nicht, aber Julie erfaßte, was er andeuten wollte, und ihr Herz wurde leicht. All die Menschen dort unten mußten St. Pierre verlassen haben, als noch niemand sehen konnte, daß ein Hurrikan kam, und soweit sie wußte, gab es nur einen Menschen, der davon überzeugt war, daß ein Hurrikan zu ihnen unterwegs war -ein geradliniger, hartnäckiger, unbeugsamer Mann - David Wyatt. Er lebt, dachte sie und spürte einen unerklärlichen Kloß im Hals. *Gott sei Dank, er lebt!*

»Ich glaube nicht, daß wir gleich hinuntersteigen sollten«, sagte Rawsthorne. »Ist dort drüben nicht eine Schlucht?«

Da war eine Rinne in dem Berghang, eine von Wetter und Wasser tief eingegrabene Schlucht, die von drei Seiten Schutz gegen den Sturm bieten würde. Sie gingen schräg hinüber und krochen die steile Wand der Schlucht hinunter. Hier spürten sie den Wind noch weniger, obwohl sie ihn über ihren Köpfen heulen hörten. Sie fanden eine kleine Höhlung unter einem großen Felsblock, beinahe eine Höhle, in der sie sitzen konnten.

Hier klappte Rawsthorne schließlich zusammen. Ihn hatte nur noch der Wille, die Frauen in Sicherheit zu bringen, aufrechterhalten, und jetzt, da er sein Ziel erreicht hatte, lehnte sich sein Körper gegen die erlittene Mißhandlung auf. Julie sah erschrocken sein graues Gesicht und seine schlaffen Lippen. »Fühlen Sie sich nicht gut, Mr. Rawsthorne?«

»Ich komme schon wieder zurecht, mein Kind.« Er brachte ein schwaches Lächeln zustande und bewegte seine Hand ein wenig. »In meiner Tasche ... Flasche ... Rum. Wir ... brauchen ... alle...«

Sie fand den Rum, öffnete die Flasche und hielt sie ihm an die Lippen. Der scharfe Sprit schien ihm gutzutun, denn es kehrte etwas Farbe in seine Wangen zurück, oder es kam ihr wenigstens so

vor, es war in dem Dämmerlicht schwer zu erkennen. Sie wandte sich Mrs. Warmington zu, die ebenso schlapp dalag, und goß ihr etwas von dem Rum zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch in den Mund.

Sie wollte eben selbst etwas trinken, als es einen ohrenbetäubenden Krach gab. Grellblaues Licht blendete sie, und darauf folgte ein Donnergrollen. Sie rieb sich die Augen, und dann hörte sie den Regen, die schweren Tropfen, die auf den staubigen Grund klatschten. Sie kroch aus ihrem kleinen Unterschlupf hinaus und ließ sich das Gesicht beregnen, öffnete den Mund und ließ die Tropfen hineinfallen. Durstig sog sie den Regen auf, durch ihren Mund und durch ihre Haut, Sie spürte ihr Hemd naß an ihrem Körper kleben. Das Wetter tat ihr gut, besser, als der Rum ihr getan hätte.

Der Wind brauste tosend über St. Pierre und fachte die Flammen an, so daß das Feuer breite Straßen übersprang und es bald aussah, als würde die ganze Stadt zu einem unlöschbaren Feuerofen.

Dann kam der Regen und löschte das Feuer in fünfzehn Minuten. Es regnete über fünf Zentimeter in der ersten Stunde; ein bitterer, schmerzhafter Guß, die schweren Tropfen, vom Wind getrieben, platzten wie Schrapnelle, wo sie auftrafen. Causton hatte noch nie erlebt, daß Regen schmerzte; er hatte nie gedacht, daß Wassertropfen so groß sein könnten oder daß sie einen mit solch lähmender Wucht treffen könnten. Zuerst hielt er sie für Hagel, aber dann sah er die Tropfen auf dem Boden vor dem Loch zerspritzen, und jeder schien so groß zu sein, daß er eine Tasse gefüllt hätte. Er blinzelte und wischte sich das Haar aus dem Gesicht. Dann traf ihn ein Tropfen mit so erschreckender Wucht seitlich im Gesicht, daß er sich auf den Boden des Loches duckte. Dawson stöhnte vor Schmerzen, drehte sich auf die Seite und hielt seine verbundenen Hände unter den Körper, um sie gegen den Regen zu schützen. Keiner hörte seinen plötzlichen Aufschrei, nicht einmal Causton, der neben ihm kauerte, weil das Getöse des Sturms nun so stark war, daß es alle an-

deren Laute übertönte.

Wyatt interessierte das Windgeräusch beruflich. Er schätzte, daß die Windgeschwindigkeit plötzlich auf Stärke zwölf angestiegen war, die höchste Stufe der Beaufortskala. Der alte Admiral Beaufort hatte die Skala für Segelschiffskapitäne aufgestellt und war dabei vernünftig vorgegangen - seine Stärke zwölf entsprach einer Windgeschwindigkeit, bei der nach seiner Meinung kein vernünftiger Seemann auf See sein würde, wenn er es vermeiden konnte. Windstärke zwölf entspricht fünfundsiebzig Knoten oder hundertzwanzig Kilometern pro Stunde, und den Admiral interessierten höhere Windgeschwindigkeiten nicht, weil sie auch einem Kapitän, der *in extremis* von ihnen überrascht wurde, gleichgültig sein konnten. Für einen plötzlichen Tod brauchte man keine Gradeinteilung.

Aber die Zeiten hatten sich geändert seit Admiral Beaufort, und Wyatt, der mitgeholfen hatte, sie zu verändern, wußte das sehr gut. Ihn interessierte hier nicht der Einfluß des Windes auf ein Segelschiff, sondern auf eine Insel, auf die Gebäude einer Stadt. Ein Wind von Stärke zwölf übt einen Druck von dreiundachtzig Kilogramm auf einen Quadratmeter aus, über drei Tonnen auf die Seite eines durchschnittlichen Hauses. Ein vernünftig gebautes Haus kann diesen Druck aushalten, aber dieser Hurrikan würde nicht vernünftig sein.

Die höchsten Windgeschwindigkeiten in den stärksten Böen von Mabel waren auf 270 Kilometer pro Stunde geschätzt worden, das würde einen Druck von fast fünfhundert Kilogramm auf einen Quadratmeter ergeben. Das reichte, um einen Menschen von den Füßen zu reißen und so weit durch die Luft zu schleudern, wie es dem Wind paßte. Es reichte, um eine Hauswand einzudrücken, einen starken Baum zu entwurzeln, den Mutterboden von einem Feld mitzunehmen, eine Plantage zu vernichten, ein Wellblechhüttenviertel dem Erdboden gleichzumachen.

Wyatt hörte deshalb mit ungewöhnlichem Interesse auf das Tosen des Windes.

Währenddessen hielt er den Kopf eingezogen und saß mit Cau-

ston und Dawson in einem Loch voll Wasser. Aus den beiden Abflußgräben schoß das Wasser wie aus Feuerlöschschläuchen unter vollem Druck, aber das Loch wurde nie leer. Es war, als säßen sie mitten in einem Fluß. Rings um sie schossen Bäche den Berg hinunter und gruben Rinnen in den weichen Boden. Wyatt wußte, das würde nicht lange dauern - die Windgeschwindigkeit stieg weiter, und bald würde der Wind stark genug sein, dieses Oberflächenwasser abzuheben und als feinen Sprühregen weiterzutragen. Das war ein Vorteil - noch nie hatte er gehört, daß jemand in einem Hurrikan verdurstet war.

Dieser Regen, der in Millionen Tonnen herunterkam, war der Motor, der das Monstrum antrieb. Auf jeden Quadratkilometer, über den der Hurrikan hinwegziehen würde, würden durchschnittlich hunderttausend Tonnen Wasser fallen, wodurch ungeheure Wärmemengen zum Antrieb der kreisenden Winde freigesetzt würden. Es war eine große Turbine - fünfhundert Kilometer im Durchmesser und mit fast unvorstellbarer Leistung.

Causton hatte ganz andere Gedanken. Zum erstenmal in seinem Leben hatte er richtig Angst. Bei seiner Arbeit hatte er es mit den Handlungen von Menschen zu tun, und den Menschen, das politische Tier, meinte er zu verstehen. Sein Arbeitsfeld war die Welt, und er fand sich an Unruheherden, wo Studenten in den Straßen von Großstädten demonstrierten und wo Kriegsbrände im grünen Dschungel aufflammten. Andere Kollegen berichteten über Erdbeben, Fluten, Lawinen - über die Naturkatastrophen.

Er hatte immer gewußt, wenn er in Schwierigkeiten kam, konnte er sich irgendwie herausreden, weil er es mit Menschen zu tun hatte, und mit Menschen konnte man reden. Jetzt fand er sich zum erstenmal in seinem Leben in einer gefährlichen Situation, in der Reden zwecklos war. Mit einem Hurrikan konnte man ebensowenig reden wie mit einem bengalischen Tiger; ja er war sogar noch schlimmer - den Tiger konnte man zumindest erschießen.

Er hatte sich Wyatts Vortrag über Hurrikane auf Cap Sarrat mit oberflächlichem Interesse angehört, aber seine Neugierde hatte sich mehr auf Wyatt gerichtet als auf den Gegenstand des Gesprächs. Jetzt wünschte er sich, er hätte genauer zugehört und sich mehr interessiert. Er stieß Wyatt an und schrie: »Wie lange wird das dauern?«

Die dunkle Gestalt drehte sich zu ihm um, und er spürte warmen Atem an seinem Ohr. »Was sagten Sie?«

Er legte seinen Mund an Wyatts Ohr und brüllte: »Wie lange wird das dauern?«

Wyatt drehte sich wieder um. »Etwa acht Stunden - dann gibt es eine kurze Pause.«

»Was passiert dann?«

»Weitere zehn Stunden, aber von der anderen Seite.«

Causton war entsetzt; daß er diese Qual so lange aushalten sollte. Er hatte an etwa drei bis vier Stunden gedacht. Er schrie: »Wird es noch schlimmer?«

Es war schwierig, irgendeine Bewegung aus Wyatts Antwort herauszuhören, aber er glaubte, kalten Humor herauszuhören. »Es hat noch gar nicht richtig angefangen.«

Causton kroch tiefer in das Loch, der Regen hämmerte auf seinen Kopf, und er dachte: Wie *kann* es denn noch schlimmer werden?

Die Sonne war untergegangen, und es war stockdunkel, die undurchdringliche Finsternis wurde nur von Blitzen durchbrochen, die immer häufiger wurden. Donner war aus dem allgemeinen Getöse nicht herauszuhören. Wyatt kam es so vor, als hätte sich das Geräusch verschärft - die Windgeschwindigkeit stieg noch weiter, obwohl es ohne Instrumente nicht möglich war, eine einigermaßen genaue Geschwindigkeit anzugeben. Eines war jedoch gewiß - sie lag weit über der oberen Grenze der Beaufortskala. Wyatt dachte belustigt an Caustons Frage: Wird es noch schlim-

mer? Der Mann hatte keine Vorstellung von den Naturgewalten. Man hätte mitten in diesem Hurrikan eine Atombombe zünden können, und das bißchen zusätzliche Energie wäre unbemerkt untergegangen - von dem größeren Aufruhr verschlungen. Und dieser ging noch. Gewiß war dieser Hurrikan ein böser Bursche, aber es hatte schon schlimmere gegeben - und es wurden schon viel höhere Windgeschwindigkeiten gemessen.

Er schloß seinen Geist gegen das Heulen des Windes ab. Wieviel war es noch? O ja - 372 Kilometer pro Stunde wurden auf dem Mount Washington registriert, bevor das Instrument entzweiging - das war der Rekord. Und dann waren da die theoretischen Geschwindigkeiten in den Tornados. Es bestand natürlich keine Möglichkeit, diese zu registrieren - diese sehr starken Winde, die mehr als neunhundert Kilometer pro Stunde erreichten -, aber es *war* ein starker Wind, der einen Strohhalm durch ein Brett von ein Zoll Dicke trieb.

Und doch waren Tornados klein. Ein Tornado stand zu einem Hurrikan etwa im Verhältnis wie ein Jagdflugzeug zu einem Bomber - das Jagdflugzeug ist schneller, aber der Bomber hat mehr Gesamtleistung. Und ein Hurrikan enthält unmeßbar viel mehr Leistung als ein Tornado, mehr Leistung als irgendein anderes Windsystem auf der Welt. Er erinnerte sich an den wirklich bösen, der 1953, als er in England studierte, den Atlantik überquert hatte. Er hatte im Westatlantik teuflisch gehaust und war dann über den ganzen Atlantik bis nach Nordengland gezogen und hatte das Wasser der Nordsee aufgestaut, wie Mabel das jetzt mit dem Wasser in der Santego Bay tat. In Holland waren die Deiche gebrochen, und East Anglia in England war überflutet worden. Es war die schlimmste Wetterkatastrophe, die Europa seit Jahrhunderten erlebt hatte. Der Hurrikan war der teuflischste unter den Stürmen.

Dawson hielt seine Hände gegen die Brust. Er war naß bis auf die Haut und glaubte, er würde nie wieder trocken werden. Hätte er nicht

so gern gefischt, hätte er wohl lieber den Rest seines Lebens in irgendeiner netten Wüste zugebracht, wo es keine solchen Stürme gab - etwa im Death Valley. Aber er fischte wirklich gern, und hier waren die besten Gewässer dafür, und er wußte, wenn er dieses Erlebnis überstand, würde er wiederkommen. Andererseits - warum überhaupt erst weggehen? Warum sollte er nicht auf San Fernandez wohnen? Es gab jetzt nichts mehr, was ihn in New York festhielt, und warum sollte er dann nicht wohnen, wo es ihm gefiel?

Er grinste, als er daran dachte, daß er sogar damit das Programm fortsetzen würde, das sein Presseagent, Wiseman, für ihn ausgearbeitet hatte. Er hatte sich mächtig bemüht, um den Mantel Hemingways für seine Person umzuschneidern. Hatte Hemingway nicht auf Kuba gewohnt? Zum Teufel damit! Er wollte es gern, und er würde es tun.

Merkwürdigerweise hatte er keine Angst. Der unerwartete Mut, den er gefunden hatte, als er Roseau und seinen Knechten gegenüberstand und die Katharsis der nachfolgenden Beichte an Wyatt hatten etwas in ihm freigemacht, hatten einen Quell der Männlichkeit erschlossen, der vorher verlegt und in falsche Richtungen abgelenkt gewesen war. Er hätte eigentlich Angst haben müssen, denn dies war das Schrecklichste, was er bisher erlebt hatte, aber er hatte keine, und dieses Wissen gab ihm Kraft.

Mit zähem Schlamm beschmiert lag er in einem Wasserloch und wurde von Wind und Regen gepeitscht, und er war sehr zufrieden dabei.

Der Hurrikan erreichte seine größte Gewalt kurz nach Mitternacht. Allein der Lärm war schon furchterregend, ein bösesartiges, schreckliches Heulen von roher Gewalt, das dem Gemüt weh tat. Der Regen hatte nachgelassen, und es gab keine großen Tropfen mehr, nur noch fein zerstäubtes Wasser, das mit hundertsechzig Kilometern pro Stunde parallel zur Erdoberfläche dahingefegt wurde. Und wie Wyatt vorausgesehen hatte, war das strömende Oberflächenwasser

von dem wütenden Wind abgehoben worden.

Die Blitze zuckten nun unaufhörlich und tauchten den Höhenrücken in einen grellen blauen Schein, und einmal sah Wyatt, als er den Kopf hob, die dunklen Umrisse der Berge, des Massif des Saints. Sie würden dem schrecklichen Sturm widerstehen; wie sie dort standen, tief in den Eingeweiden der Erde verwurzelt, waren sie ein ebenbürtiger Gegner für den Hurrikan, der sich an ihnen zu Tode stoßen würde. Vielleicht würde diese kleine Barriere Mabel die Spitze abbrechen, und er würde während seines weiteren Weges durch das Karibische Meer an den Wunden sterben, die er sich hier geholt hatte. Vielleicht. Aber das würde das Leiden von San Fernandez nicht lindern.

Im Licht eines anderen Blitzes sah er etwas sehr Großes und Flaches über sich hinwegsegeln wie eine durch die Luft trudelnde Spielkarte. Es schlug keine fünf Meter von ihrem Loch entfernt auf und wurde dann wieder hochgewirbelt. Er wußte nicht, was es war.

Sie lagen in ihrem Loch und drückten sich in den dicken, zähen Schlamm auf dem Boden, taub von dem irrsinnigen Kreischen des Sturms und naß bis auf die Haut. Sie wurden immer kälter durch den Wind, der die Feuchtigkeit in ihrer Kleidung verdunstete, und ihre Gemüter waren betäubt von der Ungeheuerlichkeit der Kräfte, die um sie herum tobten. Einmal hob Causton unabsichtlich seinen Arm über den Rand des Loches, und der Wind packte ihn am Ellbogen und riß den Arm mit solcher Gewalt nach vorn, daß er dachte, er sei gebrochen, und wenn der Arm gegen das Schultergelenk bewegt worden wäre, hätte das auch leicht der Fall sein können.

Sogar Wyatt, der mehr von den Vorgängen verstand als die anderen, war überrascht von dieser Gewalt. Bisher hatte er, wenn er in einen Hurrikan hineinflog, einen gewissen inneren Stolz empfunden, nicht über seine eigene Tapferkeit, sondern über die Unerschrockenheit und das technische Können der Menschheit, die die Mittel erschaffen hatte, die es einem ermöglichten, einen Wirbelsturm zu reiten. Aber einem Hurrikan ohne den Schutz der wenn

auch noch so dünnen Duraluminwände eines Flugzeugs ausgesetzt zu sein war wieder etwas anderes. Dieser war der erste Hurrikan, den er am Boden erlebte, und er würde danach ein noch besserer Meteorologe sein - wenn er ihn überlebte, woran er zu zweifeln begann. Allmählich verfielen sie in Stumpfsinn. Der Geist - das Gemüt - die Seele - sie können nur ein bestimmtes Maß an Mißhandlung vertragen, und dann schirmen sie sich automatisch ab. Im Laufe der Stunden wurde der unglaubliche Lärm so sehr ein fester Teil ihrer Umgebung, daß sie ihn nicht mehr hörten. Ihr angespannter Körper lockerte sich, als kein Adrenalin mehr in ihren Blutstrom gepumpt wurde, und müde geprügelt verfielen sie in einen unruhigen Halbschlaf, ihre Glieder schlaff im Schlamm ausgestreckt.

Um drei Uhr morgens begann der Wind etwas nachzulassen, und Wyatt, dessen Ohr sogar in seiner unruhigen Passivität auf das Geräusch eingestellt war, bemerkte die Veränderung sofort. Der Regen hatte ganz aufgehört, und nur noch der grausame Sturm war als Peiniger übrig, und selbst der ließ zögernd nach. Er kam manchmal wieder mit wütenden Böen, als ob er das Nachlassen bedauerte, aber er wurde ständig schwächer. Um vier Uhr rührte sich Wyatt und sah auf die Uhr. Er mußte erst den Schlamm abwischen, bevor er die Leuchtzeiger sehen konnte. Es war immer noch stockdunkel, und es blitzte nicht mehr so stark, aber jetzt konnte er den Donner hören, was bedeutete, daß der Wind nicht mehr so stark war. Er streckte seine Glieder und hielt vorsichtig seine Hand hinaus. Der Wind drückte hart dagegen, aber nicht so hart, daß er ihm nicht widerstehen konnte, und er schloß daraus, daß die Windgeschwindigkeit jetzt eben wieder im Bereich der Beaufortskala lag - ein netter, gemüthlicher Orkan.

Erst einmal geweckt, wurde sein Geist wieder tätig. Er war ungeheuer neugierig zu sehen, was auf der anderen Seite des Höhenrückens vorging. Die Neugierde siegte schließlich. Er prüfte die Kraft des Windes noch einmal und fand sie nicht zu schlimm. Also drehte

er sich um, schob sich vorsichtig aus dem Loch hinaus und kroch auf dem Bauch den Hang hinauf. Der Wind zerrte an ihm, als er sich Zoll für Zoll durch den Schlamm vorarbeitete, und es war schlimmer, als er gedacht hatte. Es war ein großer Unterschied, ob man in einem Loch saß oder auf einer offenen Fläche erwischt wurde, und er wußte, daß sie ohne ihre Deckungslöcher nicht überlebt hätten. Aber durch seinen Wissensdrang getrieben, hielt er durch und erreichte unversehrt den Kamm, obwohl er eine Viertelstunde brauchte, um die zwanzig Meter zurückzulegen. Er ließ sich in ein mit Wasser gefülltes Loch fallen, das als Deckung gegen Stahl gegraben wurde, und nicht gegen Luft.

Er verschnaufte einige Minuten in diesem Schutz und war erst einmal froh, dem größten Wind entronnen zu sein. Dann hob er den Kopf und spähte in die Dunkelheit hinaus, wobei er seine Hände wie Scheuklappen um die Augen legte. Zuerst sah er nichts, aber bei einem plötzlichen Verhalten des Sturms vor einer Bö hörte er etwas, das sich sehr nach Meeresrauschen und Wellenklatschen anhörte. Er blinzelte und starrte wieder hinaus, und da sah er im Schein eines Blitzes ein erschreckendes Bild.

Nicht weiter als zweihundert Meter entfernt war eine sturmgepeitschte See mit kurzen, häßlichen Wellen, deren Köpfe von dem Wind abgerissen und waagerecht über die Wasserwüste getrieben wurden. Ein Wirbel peitschte ihm Sprühwasser ins Gesicht, und als er sich über die Lippen leckte, schmeckte er Salz.

St. Pierre war vollkommen verschlungen worden.

9

Als das erste Morgengrau am Himmel erschien, streckte Julie ihre verkrampten Beine aus. Sie hatte sie unter ihren Körper gezogen

gehabt, um sie einigermaßen trocken zu halten, aber das war ihr nicht gelungen. Wenigstens hatten sie aber nicht im strömenden Wasser gelegen. Der Wind hatte mit Tagesanbruch nachgelassen; er heulte nicht mehr so teuflisch und überschüttete sie nicht mehr mit Sturzbächen, aber immer noch schoß eine lehmige Flut durch die Schlucht hinunter.

Es war eine böse Nacht gewesen. In ihrer kleinen Höhle unter dem großen Felsblock waren sie gegen den Sturm gut geschützt; er hatte um sie herum getobt, aber sie blieben unbehelligt. Mit dem Wasser war es etwas anderes. Es kam von oben, erst langsam, dann in einer immer stärkeren Sturzflut, die über den Felsblock schoß und vor ihren Füßen niederfiel. Sie brachte alle Äste, Zweige und Blätter mit, die in der Schlucht über ihnen gelegen hatten.

Als der Wind stärker wurde, zerriß er die Wasserwand vor ihren Gesichtern. Er zerstiebt das Wasser und blies es als feinen Sprühregen über den Berghang. Und wenn der Wind drehte und wirbelte, ging es ihnen, als hätte jemand eine Wanne voll Wasser in die Höhle geschüttet. Das geschah mit monotoner Regelmäßigkeit jede Stunde wenigstens ein dutzendmal.

Ihr Unterschlupf war eng, klein - und sicher. Die Wände der Schlucht stiegen auf beiden Seiten steil an, und der Wind, der über den offenen Hang raste, sog manchmal tatsächlich die Luft aus dieser Rinne, und während der schlimmsten Zeit mußten sie manchmal zwei Herzschräge lang nach Luft schnappen. Aber das schadete ihnen nicht, ja es half ihnen eher, denn mit der Luft wurde auch das Wasser herausgerissen, und das verschaffte ihnen für Augenblicke Erleichterung.

Sie konnten entweder ihre Beine ausstrecken und den Wasserfall über ihre Füße strömen lassen, wobei sie blaue Flecken oder Schlimmeres riskierten, wenn die Flut Äste oder Steine herunterspülte, oder auf ihren Beinen sitzen und einen Krampf bekommen. Sie wechselten zwischen den beiden Methoden ab - streckten die Beine aus, wenn der Krampf zu schlimm wurde. Das Wasser war nicht sehr kalt, worüber Julie froh war, und sie bildete sich ein, sie wurde so sau-

ber gewaschen, daß sie ihr Leben lang nicht mehr unter die Dusche zu gehen brauchte. Schon allein der Gedanke an das Rauschen der Brause zu Hause in ihrem Badezimmer machte sie krank.

Zuerst konnten sie sich noch bequem unterhalten. Rawsthorne fühlte sich besser nach dem Rum. Er sagte: »Wir werden hier vielleicht ein wenig naß werden, aber ich glaube, wir werden mit dem Felsen im Rücken sicher sein.«

»Er wird nicht herunterkommen?« fragte Mrs. Warmington ängstlich.

»Das glaube ich nicht. Er scheint fest eingebettet zu sein - ich glaube sogar, daß es gewachsener Fels ist.« Er sah durch das herabfallende Wasser. »Und da unten kann das Wasser gut ablaufen. Es wird sich nicht stauen und uns ertränken. Wir müssen nur ruhig sitzenbleiben, bis alles vorbei ist.«

Julie horchte nach dem ansteigenden Kreischen des Windes über ihnen. »Es hört sich an, als sollte die ganze Insel weggefegt werden.«

Rawsthorne lachte matt. »Sie wurde 1910 nicht weggefegt - ich sehe keinen Grund, warum sie es jetzt sollte.«

Julie nahm ihre Beine aus dem Wasserfall und zog sie unter den Körper. »Jetzt haben wir genug Wasser - mehr als genug.« Nach einer Pause sagte sie: »Ich möchte wissen, wie all die Menschen mitten in einer Schlacht aus St. Pierre herausgekommen sind.«

»Meine Vermutung ist, daß Favel etwas damit zu tun hat«, sagte Rawsthorne versonnen. »Er muß schon, denn sie sind am Negrito, seiner Verbindungslinie zu den Bergen.«

»Sie meinen, Dave Wyatt hat ihm von dem Hurrikan berichtet?«

»Ich hoffe es. Das würde bedeuten, daß der junge Mann lebt. Aber vielleicht hatte Favel andere Informationsquellen; vielleicht bekam er eine Nachricht aus dem Stützpunkt oder sonst woher.«

»Ja«, sagte sie leise und verfiel wieder in Schweigen.

Der Regenfall verstärkte sich, und aus dem Bach, der durch die Schlucht hinunterschoß, wurde eine brodelnde Sturzflut. Der Wind wurde stärker, und jetzt passierte es, daß Wirbel das Wasser in die Höhle warfen, so daß sie nach Atem rangen und sich an den Fel-

sen anklammerten, aus Furcht, ins Tal geschwemmt zu werden. Mrs. Warmington hatte große Angst und wollte sich einen sicheren Platz suchen, aber Julie hielt sie zurück.

Rawsthorne fühlte sich nicht gut. Die Ereignisse der letzten beiden Tage waren zuviel für ihn gewesen, und sein Herz, das schon unter normalen Umständen nicht besonders gut war, begann sich aufzulehnen. Er bezweifelte, ob er auf ihrer Flucht von der Küste noch weiter hätte gehen können, und er war froh über die Ruhepause, so ungemütlich es auch war. Er dachte über Julie nach; sie war ein prächtiges Mädchen, stark und zäh, wenn es nötig war, und nicht bange, ein Risiko einzugehen. Er merkte, daß ihre Gedanken bei Wyatt waren, und er hoffte, daß beide diese schreckliche Nacht überleben würden, auf daß sie wieder zusammenkommen und ihr normales Leben fortsetzen könnten. Aber sie würden beide nicht mehr sein wie vorher, nicht in ihrer Einstellung zur Welt und, besonders nicht, zueinander. Er hoffte, sie würden einander wiederfinden.

Was diese verdammte Warmington mit ihrem ewigen Gejammer anging, da hätte er nicht das geringste dagegen gehabt, wenn sie aus der Höhle davongespült worden wäre. Dann hätten sie wenigstens mehr Platz gehabt, und sie wären von einer kräftezehrenden Bürde befreit gewesen. Er schnappte nach Luft, als er von einer Wasserwand zugedeckt wurde und von allen Gedanken nur der Wunsch zu überleben übrigblieb.

So ging die Nacht dahin, ein Schrecken, der sich nach Stunden messen ließ, eine lauwarne Hölle aus tosendem Sturm und stürzendem Wasser. Aber der Wind ließ gegen Morgen nach, und die Höhle wurde trockener und nicht mehr alle paar Minuten überschwemmt. Julie lockerte ihre verkrampten Beine und dachte, daß sie, so unglaublich es schien, wohl überleben würden. Sie stieß Rawsthorne an, der sagte: »Ja, der Wind läßt nach. Ich glaube, wir kommen gut davon.«

»Mein Gott, ich werde froh sein, wenn ich hier herauskomme«, sagte Julie. »Aber ich weiß nicht, ob ich stehen kann. Danach, wie mir jetzt ist, werde ich erst wieder laufen lernen müssen.«

»Können wir hinausgehen?« fragte Mrs. Warmington. Es war das erste Lebenszeichen von ihr seit langer Zeit.

»Noch nicht. Wir werden warten, bis es heller ist, und der Wind wird dann auch noch weiter nachgelassen haben.« Rawsthorne zog den Kopf zwischen die Schultern und starrte vor sich hin. »Ich habe das Gefühl, man könnte da draußen leicht ertrinken, besonders wenn man in der Dunkelheit herumirrt.«

Sie blieben also in ihrem engen Unterschlupf, bis sie undeutlich die Wände der Schlucht erkennen konnten, und dann begaben sie sich hinaus ins herrliche Tageslicht. Zuerst tauchte Julie vorsichtig unter dem herunterstürzenden Wasservorhang hindurch, dann Mrs. Warmington und zuletzt Rawsthorne, der sich langsam und mühsam bewegte, als wären seine Gelenke eingerostet. Julies Haar flatterte in dem Wind, der die Schlucht hinunterfegte - es war noch immer ein starker Sturm, aber kein Hurrikan mehr.

Sie watete knietief durch das dahinschießende Wasser zum Ufer. Dort drehte sie sich um und streckte ihre Hand nach Mrs. Warmington aus, die kreischte und ausrutschte. »Mein Schuh«, rief sie, »ich habe meinen Schuh verloren.«

Aber der war weg, von dem tosenden Wasser zu Tale gespült. »Macht nichts«, sagte Julie. »Es ist nicht so wichtig. Wir werden vielleicht jetzt nicht mehr weit laufen müssen.«

Rawsthorne kam nach und sagte: »Ich wüßte gern, was unten im Tale vorgeht. Ich glaube, es wäre wichtig zu wissen.«

Julie warf ihm einen schnellen Blick zu. »Wenn wir hier herausklettern, können wir hinuntersehen. Ich glaube, hier könnten wir hochkommen.«

Die Erde hatte sich in dicken, glitschigen Schlamm verwandelt, und es war nicht leicht, aus der Schlucht hinauszuklettern. Sie wankten und rutschten in dem glitschigen Steilhang, kamen aber schließlich hinauf, indem sie sich an Ästen und zähen Grasbüscheln hoch-

zogen. Alles, was sie anpackten, hielt fest - nur das Starke war übriggeblieben, alles Schwache war vernichtet worden.

Sogar der karge Berghang zeigte Beschädigungen. Die meisten der niedrigen, verkrüppelten Bäume zeigten weißes Holz, wo Äste abgerissen waren, und es waren frische Narben an der roten Erde, wo ganze Bäume ausgerissen wurden. Kaum ein Baum hatte noch ein Blatt, und der ganze Berghang war vollkommen blankgefegt.

Rawsthorne sah ins Tal hinunter. »Mein Gott!« rief er aus. »Sehen Sie den Gran Negrito - den Fluß!«

Die ganze Talsohle war von einer bleifarbenen Wasserfläche ausgefüllt. Das Negrito-Tal entwässerte den größten Teil der Südhänge des Massif des Saints, und die ungeheuren Wassermengen, die von den Bergen herunterkamen, hatten sich mit dem durch die Flut in die Mündung gedrückten Wasser vereinigt. Der Fluß hatte die Uferdämme durchbrochen, hatte die Plantagen überflutet und Straßen und Brücken zerstört. Sogar wo sie standen, so hoch über dem Tal, und trotz des starken Windes hörten sie das Murmeln der Fluten.

Mrs. Warmington war weiß im Gesicht. »Lebt dort unten niemand mehr?«

»Die Menschen, die wir sahen, kletterten die Hänge herauf«, sagte Rawsthorne. »Es ist nicht anzunehmen, daß die Fluten sie erfaßt haben.«

»Lassen Sie uns hinuntersteigen und nachsehen«, schlug Julie vor.

»Nein!« sagte Rawsthorne scharf, und Julie sah ihn überrascht an. »Ich glaube nicht, daß wir den Hurrikan schon hinter uns haben.«

»Das ist Unsinn«, sagte Mrs. Warmington. »Der Wind wird immer schwächer. Natürlich ist er vorbei.«

»Das verstehen Sie nicht«, sagte Rawsthorne. »Ich glaube, wir sind im Auge des Hurrikans. Wir haben die zweite Hälfte noch vor uns.«

»Meinen Sie, wir müssen all das noch einmal durchmachen?« fragte Julie erschrocken.

Rawsthorne lächelte bedauernd. »Leider müssen wir das wahrscheinlich.«

»Aber Sie wissen es nicht bestimmt«, sagte Mrs. Warmington. »Nicht wahr, Sie wissen es nicht bestimmt?«

»Nicht bestimmt, aber ich glaube, wir sollten noch nichts riskieren. Es hängt alles davon ab, ob der Hurrikan uns genau getroffen hat oder ob er uns nur gestreift hat. Wenn er uns voll getroffen hat, sind wir im Auge und müssen noch die zweite Hälfte über uns ergehen lassen. Ich verstehe jedoch nicht genug vom Wetter; Wyatt könnte es uns sagen, wenn er hier wäre.«

»Aber er ist nicht hier«, sagte Mrs. Warmington. »Er hat sich ins Gefängnis gebracht.« Sie hoppelte über den Berghang und sah hinunter. »Dort unten sind Leute - ich kann sie laufen sehen.«

Rawsthorne und Julie gingen zu ihr hinüber und sahen an den tiefer liegenden Hängen Menschen krabbeln. »Es ist auf eine Art gut, daß die Talsohle überflutet ist«, sagte er. »Sie können nicht hinuntergehen, wo sie vielleicht in der zweiten Hälfte dem Sturm zum Opfer fallen würden.«

»Also, ich gehe hinunter«, sagte Mrs. Warmington mit unerwarteter Bestimmtheit. »Ich habe es satt, mich von Ihnen beiden herumschubsen zu lassen. Außerdem habe ich Hunger.«

»Machen Sie keine Dummheiten!« sagte Julie. »Mr. Rawsthorne versteht mehr davon als Sie. Hier oben sind Sie sicherer.«

»Ich gehe«, sagte Mr. Warmington und rückte ein Stück von ihnen ab. »Und Sie werden mich nicht daran hindern.« Ihr Kinn zitterte vor törichter Halsstarrigkeit. »Ich halte es für Unsinn zu sagen, daß wir noch so einen Sturm kriegen, wie wir eben gehabt haben - so etwas gibt es nicht. Und dort unten wird es etwas zu essen geben, ich sterbe vor Hunger.«

Sie wich aus, als Julie auf sie zutrat. »Und Sie schieben mir für alles die Schuld zu, ich kenne Sie. Sie kommandieren und stoßen mich dauernd herum - das würden Sie nicht tun, wenn ich stärker wäre als Sie. Ich meine, Sie sollten sich schämen, eine Frau zu schlagen, die älter ist als Sie. Deshalb gehe ich - ich gehe zu den Leuten dort.« Sie sprang zurück, als Julie nach ihr greifen wollte, und wackelte den Berg hinab. Sie humpelte komisch, weil sie nur einen

Schuh anhatte. Rawsthorne rief Julie zurück: »Oh, lassen Sie das verdammte Weib laufen! Sie war die ganze Zeit nur eine Plage, und ich freue mich, sie von hinten zu sehen.«

Julie stoppte und kam langsam wieder den Berg herauf. »Meinen Sie, daß sie durchkommt?« fragte sie zweifelnd.

»Das ist mir ganz egal«, sagte Rawsthorne müde. »Sie hat uns die ganze Zeit nur Schwierigkeiten gemacht, und ich sehe nicht ein, warum wir uns umbringen sollen bei dem Versuch, ihr das Leben zu retten. Wir haben unser möglichstes für sie getan, mehr können wir nicht tun.« Er setzte sich auf einen Stein und stützte den Kopf in die Hände. »Gott, bin ich müde.«

Julie beugte sich über ihn. »Sind Sie krank?«

Er hob das Gesicht und lächelte ihr müde zu. »Es geht schon, meine Liebe. Es fehlt mir nichts weiter. Ich bin nur einfach zu alt. In nasser Kleidung herumzusitzen bekommt einem in meinem Alter nicht mehr.« Er sah den Berg hinunter. »Sie ist nicht mehr zu sehen. Sie ist auch noch in die falsche Richtung gelaufen.«

»Was?«

Rawsthorne lächelte und zeigte mit der Hand in die Richtung von St. Pierre. »Die Straße nach St. Michel ist dort drüben, sie verläßt St. Pierre und hält sich an den Hängen des Negrito-Tals, bevor sie über den Kamm und dann zur Küstenstraße hinüberführt. Wenn wir weggehen wollen, würde ich vorschlagen, dort hinüberzugehen, ich glaube nicht, daß die Straße überflutet ist.«

»Aber Sie meinen nicht, daß wir weggehen sollten?« sagte Julie sachlich.

»Nein. Ich fürchte, wir bekommen noch mehr Wind. Wir haben einen sicheren Ort gefunden, und ich meine, wir sollten lieber hierbleiben, solange wir es nicht sicher wissen. Wenn der Wind in drei oder vier Stunden nicht wieder zunimmt, können wir beruhigt gehen.«

»Also gut - bleiben wir hier«, sagte Julie. Sie ging hinüber an den Rand der Schlucht und sah auf die glatte Wasserwand unter dem Felsblock. Die Höhle war vollkommen hinter diesem Wasservorhang

verborgen. Sie lachte und wandte sich wieder zu Rawsthorne um. »Ein Gutes hat die Sache - wir werden jetzt viel mehr Platz haben, wo die dicke Tante weg ist.«

Wyatt stand auf dem Höhenrücken vor St. Pierre und blickte über die Stadt. Die Flut war zurückgegangen seit seinem schrecklichen Anblick im Licht eines Blitzes, aber die Hälfte der Stadt war immer noch unter Wasser. Die entscheidende Welle hatte häßliche Beweise der Zerstörung zurückgelassen: die Trümmer einer abgerissenen Stadt an der Hochwassergrenze im halben Hang. Die Häuser unten, von denen aus nur einige Stunden vorher der Angriff geführt wurde, waren vollkommen verschwunden, und ebenfalls verschwunden war das Hüttenviertel im Mittelgrund. Nur der Stadtkern stand noch - einige moderne Hochhäuser aus Stahl und Beton und die älteren Steingebäude, die schon mehr als einen Hurrikan überstanden hatten.

In der Ferne war der Radarturm verschwunden, der den Stützpunkt Cap Sarrat markierte; er war vom Hurrikan umgelegt worden wie ein Grashalm von der Sichel. Der Stützpunkt selbst war zu niedrig und zu weit entfernt, um zu sehen, ob viel weiterer Schaden angerichtet wurde. Wyatt sah aber Wasser schimmern, wo eigentlich kein Wasser sein sollte.

Und von der Armee der Regierung war nichts zu sehen - keine Bewegung in der zerstörten Stadt.

Causton und Dawson kamen den Hang herauf und gesellten sich zu Wyatt. »Was für ein Trümmerhaufen!« sagte Causton und stieß vielsagend die Luft aus. »Ich bin froh, daß wir die Bevölkerung herausgeschafft haben.« Er wühlte in seiner Tasche und brachte ein Feuerzeug und eine Schachtel durchnäßte, zerweichte Zigaretten zum Vorschein. »Ich habe immer meinen Stolz darin gesehen, auf alles vorbereitet zu sein. Hier habe ich mein wasserdichtes Feuerzeug, das unter allen Umständen funktioniert.« Er knipste, und es erschien eine ruhige, stabile Flamme. »Aber sehen Sie sich meine verdammten

Zigaretten an!«

Dawson sah die Flamme an, die in der ruhigen Luft brannte, ohne zu flackern. »Sind wir wirklich im Zentrum dieses Hurrikans?«

Wyatt nickte. »Genau im Auge. Etwa eine Stunde weiter, und wir sind wieder im dicken Schlamassel drin. Ich glaube aber nicht, daß Mabel noch viel mehr Regen bringt, es sei denn, daß der verdammte Bursche stehenbleibt. Das tun sie manchmal.«

»Machen Sie es nicht noch schlimmer!« bat Causton. »Es reicht schon, daß wir noch einmal so eine Tortur vor uns haben.«

Dawson rieb sich mit der verbundenen Hand unbeholfen das Ohr. »Ich habe schreckliche Ohrenschmerzen.«

»Komisch«, sagte Causton, »ich auch.«

»Das ist der niedrige Druck«, sagte Wyatt. »Halten Sie Ihre Nase zu und blasen Sie sie dann auf, um den Druck auszugleichen!« Er zeigte mit dem Kopf auf die überflutete Stadt. »Es ist der niedrige Luftdruck, der all das Wasser hier festhält.«

Während die andern häßliche Schnarchgeräusche machten, sah er zum Himmel hinauf. Dort war eine Wolkendecke, von der er nicht sagen konnte, wie dick sie war. Er hatte gehört, daß man im Auge eines Hurrikans den blauen Himmel sehen konnte, aber er hatte ihn noch nie selbst gesehen, noch hatte er jemand getroffen, der ihn gesehen hatte, und er war geneigt, das als eine der Übertreibungen abzutun, die in der Wetterkunde häufig zu finden waren. Er faßte seinen Ärmel an und merkte, daß er fast trocken war. »Geringer Druck«, sagte er, »und geringe Feuchtigkeit. Sie werden schnell abtrocknen. Sehen Sie dort!« Er zeigte auf eine Stelle, wo der Erdboden zu dampfen anfang.

Causton beobachtete eine Gruppe von Männern, die den Hang hinunter in Richtung auf St. Pierre marschierten. »Sind Sie sicher, daß Favel weiß, daß wir noch mehr Wind zu erwarten haben?« fragte er. »Diese Leute laufen ins Verderben, wenn sie nicht schleunigst zurückkommen.«

»Er weiß Bescheid«, sagte Wyatt. »Wir haben darüber gesprochen. Wir wollen einmal zu ihm hingehen - wo, sagte er, wo sein Haupt-

quartier war?«

»Ein Stück die Straße hinauf - es ist nicht weit.« Causton lachte.
»Sind wir gut genug angezogen für einen Besuch?«

Wyatt sah die andern an - sie waren von Kopf bis Fuß mit Schlamm beschmiert, und als er an sich heruntersah, entdeckte er, daß er ebenso aussah. »Ich bezweifle, ob Favel besser aussieht«, sagte er. »Kommen Sie!«

Sie gingen zurück, an ihrem Deckungsloch vorbei, und plötzlich blieb Causton wie angewurzelt stehen. »Guter Gott!« hauchte er. »Sehen Sie sich das an!«

Im nächsten Loch lag ein Körper mit einem ausgestreckten Arm. Der Handrücken, der normalerweise von einem satten Braun gewesen wäre, sah schmutzig grau aus, als wäre alles Blut aus ihm abgezogen. Aber was Causton so erschreckt hatte, war die Tatsache, daß dem Körper der Kopf fehlte. Es war auch kein Kopf in der Nähe zu finden.

»Ich glaube, ich weiß, wie das gekommen ist«, sagte Wyatt. »Es kam etwas über uns geflogen, als der Wind am schlimmsten war, und ich glaube, es war eine Wellblechtafel. Sie schlug etwa hier auf und flog dann wieder auf.«

»Aber wo ist der Kopf?« fragte Dawson verstört.

»Der wird auch weggeflogen sein. Es war ein starker Wind.«

Dawson sah krank aus und ging weg. Causton sagte beklommen:
»Das ... das hätte auch jedem von uns passieren können.«

»Es hätte können«, gab Wyatt zu. »Aber es ist nicht. Kommen Sie!«

Seine Gefühle waren eingefroren. Der Anblick eines gewaltsamen Todes berührte ihn nicht. Er hatte zuviel vom Töten gesehen, zu viele erschossene und in Stücke gerissene Männer. Er hatte selbst einen Mann getötet. Zugegeben, Roseau verdiente den Tod, wenn je ein Mann ihn verdiente, aber Wyatt war ein Produkt seiner Umgebung, und das Töten kam ihn nicht leicht an. Der Anblick eines durch einen unglücklichen Zufall in einem Hurrikan Umgekommenen bedeutete ihm nichts, weil er den einzelnen Toten einer ganzen toten Armee gegenüberstellte - die auch in einem Hur-

rikan umgekommen war, aber nicht zufällig.

Das Hauptquartier bestand aus einer Reihe von Erdlöchern. Das Hauptquartier war ein Hinundhereilen von Offizieren. Das Hauptquartier war ein sich ausweitender Kreis von Wirkungen, die von Favel, dem ruhigen Mittelpunkt, ausgingen.

Wyatt kam nicht sofort zu ihm durch. Er hatte nichts dagegen, denn er hatte Favel eingeschätzt und wußte, daß er nicht vergessen sein würde und daß Favel ihn verlassen würde, sobald er Zeit hatte. Es gab Prioritäten, und Wyatt war nicht unter den ersten. Mit Dawson wartete er am Rande der geschäftigen Gruppe und beobachtete den Betrieb. Immer größere Gruppen von Männern wurden ins Negrito-Tal hinaufgeschickt, und Wyatt hoffte, daß Favel wußte, was er tat.

Causton war verschwunden. Er ging vermutlich seinem Beruf nach, obwohl Wyatt sich nicht vorstellen konnte, was für noch größere Katastrophen er für seine sensationshungrigen Leser finden wollte. Dawson war ungeduldig. »Ich sehe keinen Sinn darin, hier zu warten«, schimpfte er. »Da können wir doch ebenso drüben in unserem Loch sitzen.«

»Ich möchte nicht, daß Favel jetzt einen Fehler begeht«, sagte Wyatt. »Ich werde hier warten. Sie können zurückgehen, wenn Sie wollen, und ich komme dann nach.«

Dawson zuckte mit den Schultern. »Es ist hier nicht anders als sonstwo.« Er ging nicht weg.

Nach einer Weile kam ein großer Neger zu Wyatt herüber, und er bemerkte bei näherem Hinsehen erstaunt, daß es Manning war, dessen Gesicht mit dem allgegenwärtigen Schlamm verschmiert war. »Julio würde gern mit Ihnen sprechen«, sagte er. Sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. »Sie haben aber wahrhaftig ins Schwarze getroffen mit diesem Hurrikan.«

»Er ist noch nicht vorbei«, sagte Wyatt kurz.

Manning nickte. »Das wissen wir. Julio ist schon mitten in der Vor-

ausplanung, um zu sehen, was sich aus den Trümmern noch retten läßt. Darüber möchte er mit Ihnen sprechen. Wenn Sie mit ihm gesprochen haben, kann ich Ihnen vielleicht eine Kleinigkeit zu essen besorgen; Sie werden kaum wieder eine Gelegenheit bekommen, bevor wir Mabel ganz los sind.«

Favel empfing Wyatt mit dem gleichen halb lächelnden Gesichtsausdruck. Kaum zu glauben, aber er sah sauber aus, trug ein reines Hemd und hatte Zeit zum Waschen gefunden, obwohl seine Uniformhose vom Schlamm steif war. Er sagte: »Sie haben Ihren Hurrikan nicht übertrieben, Mr. Wyatt. Er war in jeder Beziehung so schlimm, wie Sie ihn vorhergesagt hatten.«

»Er ist es noch«, sagte Wyatt kurz. »Was sollen die Truppen, die Sie ins Negrito-Tal hinauf geschickt haben? Es wird sie erwischen, wenn sie nicht vorsichtig sind.«

Favel winkte ab. »Ein kalkuliertes Risiko. Ich finde, ich bin ständig gezwungen, solche Entscheidungen zu treffen. Lassen Sie uns die Karte ansehen!«

Es war die Karte, in der Wyatt die vermutlich sicheren Gebiete im Negrito-Tal einkennzeichnete hatte. Sie war feucht und mit Schlamm beschmiert, und die Kreidelinien waren ausgelaufen und verwischt. Favel sagte: »Es wurden Melder ausgewählt, die während dieser Unterbrechung des Hurrikans hier Bericht erstatten sollen, und sie sind während der letzten halben Stunde hier angekommen - nicht so viele, wie ich gehofft hatte, aber genug, um mir einen großen Überblick zu verschaffen.« Seine Hand hing über der Karte. »Sie hatten recht, als Sie mir sagten, ich sollte die Leute nicht im Tal lassen -das ganze Tal ist unter Wasser, von der Mündung bis etwa hier.« Er schraffierte das Gebiet schnell mit einem Bleistift ein. »Das sind etwa fünfzehn Kilometer. Der Gran Negrito hat die Uferdämme durchbrochen, und es kommt noch mehr Wasser von den Bergen den Gran Negrito selbst und auch den P'tit Negrito herunter. Die Brücken sind weg, und die Straßen sind unter Wasser.«

»Es sieht schlimm aus«, sagte Wyatt.

»Es ist schlimm«, pflichtete Favel ihm bei. »Diese Straße, die Ab-

kürzung nach St. Michel durch das Negrito-Tal, ist ziemlich frei. Zur Zeit ist sie die einzige befahrbare Straße nach St. Pierre. Weil sie am Hang entlangfuhr, ist sie flutfrei. Es gibt einige Hindernisse, umgestürzte Bäume und so. Und die drei Brücken sind nicht sicher. Es sind schon Männer dabei, die Straße zu räumen und nach den Brücken zu sehen. Andere Männer graben sich dort gegen die zweite Hälfte des Hurrikans ein. Sobald alles vorbei ist, werden sie herauskommen und diese Brücken endgültig instandsetzen.«

Wyatt nickte. Das klang vernünftig.

»Nun, Mr. Wyatt. Wie lange wird St. Pierre überflutet bleiben?«

Wyatt sah auf die Karte. »Was bedeutet diese Linie, die Sie hier eingezeichnet haben?«

»Das ist die Flutgrenze im Augenblick - soweit wir sie kennen.«

»Das ist etwa die Fünfmeter-Konturlinie - das können wir also ergänzen.« Er nahm den Bleistift und zeichnete eine flotte Kurve ein. »Das umfaßt die halbe Stadt, einen großen Teil von Cap Sarrat, all das niedrige Gelände hier, mit Ihrem Flugplatz, aber östlich von hier ist nicht viel, weil das Gelände hier um diese Landzunge höher liegt. Dieses ganze Gebiet ist unter Wasser als Folge des niedrigen Druckes, aber sobald Mabel weiterzieht, wird sich die Lage sehr schnell normalisieren.«

»Also können wir nach St. Pierre hinein, sobald der Hurrikan vorbei ist.«

»Ja, ohne weiteres.«

»Wie ist es mit den Überschwemmungen im Negrito-Tal - wie lange wird es dauern, bis die sich verlaufen?«

Wyatt zögerte. »Das ist eine andere Sache. Der Fluß ist von der Mündung her aufgestaut worden und wird noch durch das Hochwasser hier in der Santiago Bay blockiert. Dazu kommt all das Wasser, das von den Bergen herunterkommt. Und alles muß durch das Flußbett zur See abfließen. Das wird lange dauern, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie lange genau.«

»Das hatte ich mir schon gedacht«, sagte Favel. »Ich hatte eine Woche geschätzt, als mindestens.« Sein Finger zeichnete eine Linie

auf die Karte. »Ich habe ein Regiment hier hinauf in Marsch gesetzt, auf der Straße nach St. Michel, mit der Anweisung, sich am Kamm entlang einzugraben. Wenn der Hurrikan vorbei ist, werden sie hinuntergehen und die Menschen über die Berge auf die Straße führen, um sie hier an den Fluten vorbei zurückzutransportieren.« Er blickte auf. »Andere Teile dieses Regiments werden nach St. Michel und an der Küste entlang vorstoßen. Es gibt noch andere Städte auf San Fernandez, außer St. Pierre. Diese Männer jetzt schon zu schicken ist riskant, aber wir sparen zwei Stunden dadurch, und in zwei Stunden lassen sich eine Menge Menschenleben retten, Mr. Wyatt.« Er schüttelte den Kopf. »Es wird uns an Medikamenten, Decken und Kleidung fehlen; es wird uns an allem fehlen, was Menschen zum Leben brauchen.«

»Die Amerikaner werden zurückkommen«, sagte Wyatt. »Commodore Brooks wird über Funk Hilfe angefordert haben. Ich wette, sie beladen schon jetzt Rettungsflugzeuge in Miami.«

»Ich hoffe es«, sagte Favel. »Glauben Sie, daß die Flugplätze zu gebrauchen sein werden?«

»Das ist schwer zu sagen. Ich würde sagen, Ihr eigener Flugplatz dürfte erledigt sein, aber der Militärflugplatz des Stützpunkts ist schlechtwetterfest gebaut, der könnte noch brauchbar sein.«

»Ich werde das prüfen lassen, sobald der Hurrikan vorbei ist«, sagte Favel. »Ich danke Ihnen, Mr. Wyatt, - Sie haben mir wertvolle Dienste erwiesen. Wie lange Zeit haben wir noch?«

Wyatt blickte zu dem grauen Himmel hinauf und sah dann auf die Uhr. Er spürte den ersten schwachen Windhauch an seiner Wange entlangstreifen. »Keine ganze Stunde mehr«, sagte er. »Ich würde sagen, in dreiviertel Stunden, dann kommt der Wind wieder. Ich nehme nicht an, daß es diesmal viel Regen gibt.«

Favel lächelte. »Ein kleiner Trost.«

Wyatt zog sich ein Stück zurück, und Manning drückte ihm eine offene Dose in die Hand. »Essen Sie, solange Sie können!«

»Danke.« Wyatt sah sich um. »Ich sehe Ihren Kumpan Füller nirgendwo.«

Ein schmerzlicher Ausdruck huschte über Mannings Gesicht. »Er ist tot«, sagte er leise. »Er wurde bei dem letzten Angriff verwundet und starb während des Hurrikans.«

Wyatt wußte nichts zu sagen. Zu sagen, daß es ihm leid täte, wäre zu wenig gewesen, daher sagte er gar nichts.

Manning sagte: »Er war ein guter Kerl - nicht allzu schlau, aber man konnte sich auf ihn verlassen, wenn man in Not kam. Man kann vielleicht sagen, ich habe ihn umgebracht - ich habe ihn hier hineingezogen.«

Es ging Wyatt auf, daß auch andere ihre Schuldgefühle hatten. Er fühlte sich deswegen nicht besser, aber es gab ihm ein besseres Verständnis. Er sagte: »Wie ist das alles gekommen?«

»Wir waren im Kongo«, sagte Manning. »Wir arbeiteten für Tschombe - Söldner, wissen Sie. Die Sache dort ging zu Ende, als ich dies hier übernahm, und ich fragte Füller, ob er nicht Lust hätte mitzukommen. Der Sold war so verdammt hoch, daß er sofort ja sagte. Nicht, daß ihm das Geld jetzt viel nützen würde.« Er zuckte mit den Schultern. »Aber das ist bei dem Geschäft mit drin.«

»Was werden Sie jetzt tun?«

»Hier ist nicht mehr viel zu tun«, sagte Manning. »Julio bat mich zu bleiben, aber ich glaube nicht, daß er wirklich möchte, daß ein Weißer eine große Rolle bei dem spielt, was jetzt kommt. Ich habe gehört, daß es im Yemen Arbeit gibt, bei den Royalisten - vielleicht gehe ich dorthin.«

Wyatt sah diesen großen Mann an, der von Arbeit sprach, wenn er Kämpfen meinte. Er sagte: »Können Sie denn um Himmels willen nicht auf eine leichtere Art Ihren Lebensunterhalt verdienen?«

Manning sagte leise: »Ich glaube nicht, daß Sie mich richtig verstanden haben. Sicher werde ich bezahlt fürs Kämpfen - das werden die meisten Soldaten -, aber ich wähle die Seite, für die ich kämpfe. Meinen Sie, ich hätte für Serrurier gekämpft?«

Wyatt suchte verlegen nach einer Entschuldigung und war froh über die Unterbrechung, als Dawson herüberkam und aufgeregt rief »He, Dave, ich glaube, das wird Sie interessieren. Da ist eben einer

von den Leuten aus dem Negrito-Tal heruntergekommen. Der sagt, da sei eine Amerikanerin dort oben. Wenigstens habe ich ihn so verstanden; diese Sprache ist fürchterlich.«

Wyatt flog herum. »Wo ist der Mann?«

»Der Bursche dort drüben - der eben mit Favel gesprochen hat.«

Wyatt ging hinüber und packte den Mann am Arm. »Haben Sie eine Amerikanerin am Negrito gesehen?« fragte er im Inseldialekt.

Der Mann wandte ihm sein erschöpftes Gesicht zu und schüttelte seinen Kopf »Ich habe von ihr gehört. Gesehen habe ich sie nicht.«

»Wo war das?«

»Hinter der Straße nach St. Michel - unten im Tal.«

Wyatt zerrte erregt an ihm. »Können Sie es mir auf der Karte zeigen?«

Der Soldat nickte müde und ließ sich führen. Er beugte sich über die Karte und legte seinen Finger darauf. »Hier.«

Wyatt sah verständnislos auf die Karte, und seine Hoffnung sank. Julie würde nicht *dort* sein, so weit unten im Negrito-Tal. Sie waren die Küstenstraße entlang gefahren. Er fragte: »War das eine alte Frau? - Eine junge Frau? - Welche Haarfarbe? - Wie groß?«

Der Soldat blinzelte ihn dumm an, und Dawson mischte sich ein. »Warten Sie einen Augenblick, Dave! Der Mann ist ganz abgekämpft.« Er drückte dem Mann eine Flasche in die Hand. »Nehmen Sie einen Schluck davon, das wird Sie munter machen.«

Während der Mann aus der Rumflasche trank, sah Dawson auf die Karte. »Wenn es stimmt, daß dieser Bursche von hier oben kommt, wie er sagt, dann hat er eine verdammt weite Strecke in kurzer Zeit zurückgelegt.«

»Es kann nicht Julie sein«, sagte Wyatt bedrückt. »Auf dem Zettel im *Imperiale* stand, daß sie die Küstenstraße entlangfahren wollten.«

»Vielleicht sind sie das doch nicht«, sagte Dawson. »Vielleicht konnten sie nicht. Es war ja schließlich Krieg, wenn Sie sich erinnern.« Er starrte auf die Karte. »Und wenn sie in die Gegend gefahren sind, müssen sie unter Rocambeaus Armee geraten sein, als er sich zu-

rückzog. Wenn Rawsthorne vernünftig war, hat er sie woandershin gebracht. Hören Sie, Dave; wenn sie in gerader Richtung über die Berge gewandert wären, könnten sie ins Negrito-Tal gekommen sein. Es wäre eine schrecklich harte Wanderung gewesen, aber es wäre möglich.«

Wyatt wandte sich dem Mann wieder zu und befragte ihn noch einmal, aber es hatte keinen Zweck. Er hatte die Frau nicht selbst gesehen, er wußte nichts über ihr Alter, ihre Haarfarbe oder sonst etwas, er wußte lediglich, daß oben am Negrito eine Amerikanerin gesehen worden war. Und Wyatt wußte, daß das nichts zu bedeuten hatte, nicht einmal, daß sie eine Amerikanerin war; für diese Leute waren alle Weißen Amerikaner.

Er sagte müde: »Es kann irgend jemand sein, aber ich kann nichts unversucht lassen. Ich muß hin.«

»He!« rief Dawson erschrocken und langte nach ihm, konnte ihn aber mit seinen verbundenen Händen nicht festhalten. Wyatt schüttelte ihn ab und lief zur Straße.

Manning kam heran und fragte: »Was ist los?«

Dawson würgte. »In einer halben Stunde bricht die Hölle los, und dieser störrische Kerl will zum Negrito - er glaubt, sein Mädchen sei dort oben.«

»Das Marlowe-Mädchen?«

Dawson sah Wyatt nach. »Ja. Entschuldigen Sie mich - irgend jemand muß sich um diesen verrückten Hund kümmern.«

Er rannte hinter Wyatt her, und Manning begann ebenfalls zu rennen. Sie holten ihn ein, und Manning sagte: »Ich bin ein Narr, aber ich glaube, ich kann Sie schneller dort hinbringen. Folgen Sie mir!«

Das brachte Wyatt zum Stehen. Er starrte Manning an und folgte ihm dann. Manning führte ihn ein Stück den Höhenrücken entlang zu einem niedrigen Steinbau. »Hier habe ich mich während des Hurrikans versteckt«, sagte Manning. »Ich habe meinen Landrover drin; Sie können ihn nehmen.«

Wyatt ging hinein, und Dawson fragte: »Was ist das hier?«

»Eine alte Kasematte - vielleicht hundert Jahre alt. Sie gehörte zu

den ehemaligen Hafenbefestigungen. Favel wollte nicht hier herkommen - er sagte, er wünschte keinen besseren Schutz als seine Leute. Aber ich mußte Füller pflegen.«

Sie hörten den Motor aufheulen, als Wyatt den Landrover startete und dann rückwärts herausfuhr. Dawson sprang hinein, und Wyatt sagte: »Sie brauchen nicht mitzukommen.«

Dawson grinste. »Ich bin auch ein Verrückter. Ich muß mich um Sie kümmern - muß zusehen, daß Sie heil ins Irrenhaus zurückkommen.«

Wyatt zuckte die Schultern und warf ungestüm den Gang ein. Manning rief: »Verbiegen Sie den Schalthebel nicht, wenn es geht! Er gehört mir, nicht der Firma.« Er winkte, als der Landrover mit einem Satz an ihm vorbeischoß, und er sah ihm mit ernstem Gesicht nach. Dann ging er zurück zum Hauptquartier, wo Favel ihn brauchen würde.

Als sie auf der Straße waren, kamen sie leichter voran, und Dawson fragte: »Wohin fahren wir eigentlich genau?«

Der Landrover schoß vorwärts, als Wyatt auf das Gaspedal trat. »Wir fahren so weit wie möglich auf den Berg hinauf, von wo aus man den Negrito überblicken kann«, sagte er. »Bis dorthin, wo die Straße zur Küste und nach St. Michel abbiegt.« Das war dort, wo er und Julie die Aussicht bewundert und schwachen Planter's Punch getrunken hatten. »Ich hoffe nur, die Brücken sind heil.«

Dawson versuchte sich in den Sitz zu stemmen, als der Landrover waghalsig durch eine Kurve schleuderte. »Wie weit ist das?«

»Wir müßten in einer halben Stunde dort sein, wenn wir die ganze Zeit schnell fahren können. Favel sagte, die Straße sei durch umgestürzte Bäume blockiert, aber er sei dabei, sie räumen zu lassen.«

Sie kamen schon höher hinauf, und Dawson sah nach links hinüber und sagte: »Sehen Sie bloß den verdammten Fluß! Er ist wie ein Meer - das ganze Tal ist unter Wasser.«

Wyatt konzentrierte sich auf die Straße. »Das wird salziges Was-

ser sein, oder sehr brackiges. Das wird den Kulturen nicht guttun.« Er sah nicht einmal hin; seine ganze Aufmerksamkeit galt dem Fahren. Er fuhr zu schnell für diese Straße mit all ihren Kurven und Serpentinien, und er schnitt die Kurven weit. Es war nicht sehr wahrscheinlich, daß jemand aus der entgegengesetzten Richtung kommen würde, aber möglich war es immerhin. Dieses Risiko ging er ein, um schneller voranzukommen.

Dawson drehte sich um und sah nervös auf die See hinaus. Sie war zu weit weg, als daß man die Wellen sehen konnte, aber er erhaschte einen Blick auf den fernen Horizont, bevor der Landrover um die nächste Kurve schlidderte. Dort türmten sich Wolken - große schwarze Massen, von Blitzen durchzuckt. Er warf einen Blick auf Wyatts entschlossenes Gesicht und dann auf die nasse Straße, die sich an der südlichen Flanke des Negrito-Tals hinauf schlängelte. Das würde knapp werden.

Die Plantagen zu beiden Seiten waren ruiniert. Die weichen Bananenstauden hatte der Sturm umgelegt und auf dem Boden zu einer breiigen Masse zerschlagen. Von den wenigen Stauden, die stehen geblieben waren, wehten zerfetzte Blätter wie vergessene Feldzeichen, aber es war zweifelhaft, ob die Pflanzen die nächsten Stunden überleben würden. Das Zuckerrohr war zäher; die steifen Stengel standen noch aufrecht und rasselten in dem auffrischenden Wind, aber die frischgrünen oberen Blätter waren vollkommen weg, und die Pflanzen würden eingehen.

Sie kamen um eine andere Kurve und stießen aufmarschierende Männer. Wyatt bog aus, um sie nicht umzufahren. Er verlor an Geschwindigkeit und schimpfte, als er zurückschalten mußte. Die Soldaten winkten, als sie vorbeifuhren, und Dawson winkte zurück. Er hoffte, sie würden bald Schutz finden - das war keine Zeit, um auf einer offenen Straße zu sein.

Dann kamen sie an die erste Brücke, die über einen Wasserlauf führte, der normalerweise trocken war. Aber jetzt führte er Wasser; ein tosender Strom füllte die enge Schlucht fast aus, schoß unter der Brücke durch und stürzte als Wasserfall über die fast senkrechte

Wand auf der anderen Seite der Straße. An der Brücke standen Männer, die verdutzt aufsahen, als der Landrover ankam und Wyatt mit dem Arm Zeichen machte, die bedeuten sollten, daß er hinüber wollte. Ein Sergeant zuckte mit den Schultern und winkte ihn ein, und Wyatt fuhr langsam auf die Brücke.

Dawson sah über den Rand und hielt den Atem an. Er meinte, die Vibration zu spüren, wenn das dahinschießende Wasser von unten gegen die Brücke schlug, und er hoffte inbrünstig, daß die Brücke nicht zu sehr beschädigt war. Da war ein Abgrund von über dreißig Metern, und so etwas hatte ihn schon immer schwindelig gemacht. Er schloß die Augen und öffnete sie erst einige Sekunden später wieder, als er hörte, wie Wyatt schaltete. Die Brücke lag hinter ihnen, und sie setzten den langen Anstieg fort.

Fast jede Minute schickte Wyatt einen Blick zum Himmel. Die Wolken wurden dicker, während der Südrand des Hurrikans näher rückte. Von den wenigen noch stehenden Bananenstauden wehten die zerfetzten Blätter, und er wußte, der große Sturm war nicht mehr weit. Er sagte: »Wir werden vielleicht gerade noch rechtzeitig oben ankommen.«

»Was dann?«

»Dann suchen wir Schutz unterhalb des Kammes. Wir werden nicht allein sein - Favel hat ein Regiment hier heraufgeschickt.«

»Das kommt mir verdammt blödsinnig vor«, bemerkte Dawson. »Wozu soll das gut sein?«

»Es ist eine Sache der Organisation. Die Leute unten im Tal haben keine, sie sind undiszipliniert und isoliert, und nach dem Hurrikan wird das noch schlimmer sein. Wenn Favel eine Gruppe von disziplinierten Männern zu ihnen schicken kann, sobald der Wind nachläßt, kann er viele Menschenleben retten. Haben Sie schon einmal was von Katastrophenschock gehört?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Wenn eine Bevölkerung von einer Katastrophe betroffen wird, bleiben die Überlebenden in einem Schockzustand zurück. Sie sind völlig hilflos. Es ist nicht so, daß sie sich nicht selbst helfen wol-

len - sie sind nicht fähig dazu. Sie sitzen einfach herum, absolut stumpf, während Hunderte von ihnen sterben, weil ihnen die einfachste Hilfe fehlt - so einfache Dinge, wie eine Decke über einen Verletzten zu decken, werden einfach nicht getan, auch wenn die Decke vorhanden ist. Es ist eine Art Massenstarre.«

»Das klingt schlimm.«

»Es ist auch schlimm. Es kommt auch im Krieg vor, bei schweren Bombenangriffen oder bei Trommelfeuer. Die Rettungsorganisationen des Roten Kreuzes oder die Bergrettungsmannschaften, die sie in der Schweiz haben, wissen, daß die einzige Möglichkeit ist, so schnell wie möglich Leute von außen ins Katastrophengebiet zu befördern.«

»Aber Favels Leute kommen nicht von draußen«, entgegnete Dawson. »Sie haben dasselbe durchgemacht - und dazu einen Krieg ausgemachten.«

»Katastrophenschock wirkt sich bei disziplinierten Gruppen mit dem Rückgrat einer vorhandenen Organisation nicht so aus, aber er trifft zivile Bevölkerungen schwer. Favels Leute können eine Menge helfen.«

Sie fuhren über die zweite Brücke. Diese war eine alte Steinbrücke, die so widerstandsfähig war wie der Fels, aus dem sie gebaut war.

Dann, einige Kilometer weiter, gerieten sie in Wasser. Zuerst war es nur ganz wenig, aber dann vertiefte es sich auf fünfzehn Zentimeter, und die Steuerung machte Schwierigkeiten. Wyatt fluchte. »Favel hat mir gesagt, diese verdammte Straße sei nicht überflutet.«

Das Wasser kam über den offenen Hang herunter und lief quer über die Straße. Der Wind peitschte die Oberfläche des Wassers und blies einen feinen Sprühregen davon. Wyatt fuhr langsam und kam an die letzte Brücke, an der die gewohnte Gruppe von Soldaten stand. »Was ist passiert?« fragte er.

Ein Sergeant drehte sich um und zeigte nach oben. »Blanc, es hat einen Erdbeben in der Schlucht gegeben.«

»Wie ist die Brücke?«

Der Soldat schüttelte den Kopf. »Sie können nicht hinüber.«

»Das wäre verdammt gelacht«, sagte Wyatt und legte den Gang ein. »Ich fahre drüber.«

»He!« sagte Dawson. »Die macht wirklich keinen guten Eindruck.« Es war eine hölzerne Balkenbrücke, und sie schien entschieden wacklig zu sein. »Das Ding hat sich bewegt - sie ist seitlich verschoben.«

Wyatt fuhr vor und hielt kurz vor der Brücke. Das ganze Balkengerüst hing über, und die Fahrbahn war deutlich geneigt. Er steckte den Kopf zum Fenster hinaus und spähte nach den Pfeilern unten in der Schlucht. Er sah rohes Holz, wo Balken durchgebrochen waren. Der Wind blies ihm die Haare ins Gesicht, und er zog den Kopf ein und warf Dawson einen Blick zu. »Sollen wir es riskieren?«

»Warum lassen wir nicht den Wagen hier?« fragte Dawson. »Sie sagten doch, es ist nicht mehr weit bis zum Kamm.«

»Wir brauchen ihn vielleicht auf der anderen Seite. Ich werde ihn hinüberfahren - steigen Sie aus und gehen Sie zu Fuß hinüber!«

»Ach, Quatsch!« sagte Dawson. »Fahren Sie los!«

Der Landrover kroch langsam auf die Brücke und neigte sich im gleichen Winkel wie die Fahrbahn. Es gab ein böses und langgezogenes Quietschen von irgendwo unter der Brücke, und dann plötzlich ein Krachen, und die ganze Brücke wackelte. Wyatt fuhr genauso langsam weiter, obwohl die Neigung sich deutlich verschlimmert hatte. Er atmete erleichtert auf, als die Vorderräder den festen Grund erreichten, und erlaubte sich, etwas stärker auf das Gaspedal zu drücken. Der Landrover machte einen Satz, und hinter ihnen hörten sie das Krachen von brechendem Holz. Wyatt gab erschrocken Gas. Er spürte, wie die Hinterräder erst leer durchdrehten, und dann jagten sie mit halsbrecherischer Geschwindigkeit auf der Straße dahin. Dawson sah sich um und sah die Lücke, wo die Brücke gewesen war, und er hörte das Krachen und Brechen unten in der Schlucht. Es standen Schweißperlen auf seiner Stirn, als er sagte: »Favel wird darüber nicht froh sein - Sie haben eine Brücke entzweigemacht.«

»Sie wäre sowieso nicht stehengeblieben«, sagte Wyatt. Sein Gesicht war blaß. »Wir haben es jetzt nicht mehr weit.«

Als der Wind nach dieser unglaublichen Stille wieder stärker wurde, sagte Julie gleichmütig: »Sie hatten recht - er kommt wieder.«

»Ja, leider«, sagte Rawsthorne. »Schade.«

Sie verzog das Gesicht. »Gerade wenn ich endlich trocken bin. Jetzt müssen wir wieder unter dem verdammten Wasserfall sitzen.«

»Es ist besser als in der Schlucht«, sagte Rawsthorne müde. »Wir haben wenigstens mehr Schutz als die Leute dort unten.«

Es war so still gewesen während der Pause, daß sie ganz deutlich Stimmengemurmel von der Menschenmenge unten hören konnten. Manchmal war es mehr als ein Murmeln gewesen; als der Wind sich legte, hörten sie eine Frau aus vollem Hals schreien, in langen, klagenden Tönen. Sie hatte lange geschrien und war dann plötzlich still geworden. Julie hatte Rawsthorne angesehen, aber keiner hatte etwas gesagt.

Sie hatte erwartet, die Leute würden den Berg heraufkommen, da die Flut doch das Tal unpassierbar gemacht hatte, aber nichts dergleichen war geschehen. »Sie sind Westinder«, sagte Rawsthorne. »Sie kennen Hurrikane - sie wissen, daß er noch nicht vorbei ist.«

»Ich möchte wissen, wie der Krieg steht«, sagte Julie.

»Der Krieg!« Rawsthorne stieß ein kurzes Lachen aus. »Es dürfte wohl keinen Krieg mehr geben. Hat Wyatt Ihnen erzählt, was bei einem Hurrikan aus St. Pierre würde?«

»Er sagte, es würde eine Flut geben.«

»Wir Engländer haben eine fatale Begabung für Untertreibungen. Wenn die beiden Armeen in St. Pierre kämpften, als der Hurrikan kam, dann gibt es keine Armeen mehr. Keine Regierungsarmee - keine Rebellenarmee; die vollkommene Lösung des Konflikts. Es könnten natürlich noch einige Reste vorhanden sein; versprengt und unbrauchbar und nicht einsatzfähig, aber der Krieg ist aus.«

Julie sah durch blattloses Geäst zum grauen Himmel hinauf. Sie hoffte, daß Wyatt aus der Stadt herausgekommen war. Vielleicht war er irgendwo dort unten - an den Hängen des Negrito-Tals. Sie fragte: »Was ist wohl aus dem Stützpunkt geworden?«

Rawsthorne schüttelte den Kopf »Dasselbe«, sagte er. »Wyatt schätz-

te, daß die große Flutwelle den Stützpunkt vollkommen überfluten würde.« Er versuchte, sie aufzuheitern. »Commodore Brooks könnte es sich aber überlegt und den Stützpunkt doch noch geräumt haben. Er ist ja kein Trottel.«

»Dave versuchte ihn zu überreden, aber er hörte nicht auf ihn. Er konnte an dem dummen Schelling nicht vorbeikommen. Ich glaube nicht, daß er evakuiert haben würde; er ist zu steif nackig - ein richtiger Mariner mit seinem >Pfeif auf Torpedos!< und >Pfeif auf Hurrikane!<«

»Ich hatte nicht diesen Eindruck von Brooks«, sagte Rawsthorne ruhig. »Und ich kannte ihn sehr gut. Er hatte eine sehr schwierige Entscheidung zu treffen, und ich bin sicher, daß er die richtige traf«

Julie sah zu dem hohen Baum am Rand der Schlucht und bemerkte, wie die obersten Äste vom Wind umgebogen wurden. Es würde bald Zeit sein, ihren Unterschlupf wieder aufzusuchen. Sie wußte, es hatte keinen Zweck, sich um Wyatt zu sorgen - sie konnte nichts für ihn tun -, und da war jemand viel näher bei ihr, der ihr Sorgen machte.

Rawsthorne sah sehr krank aus. Sein Atem ging schlecht, und das Sprechen schien ihn anzustrengen. Die Röte war aus seinem Gesicht gewichen und hatte einem schmutzigen Pergament Platz gemacht, und seine Augen wirkten nur noch wie dunkle Löcher in seinem Kopf. Er konnte sich auch nicht mehr gut bewegen; seine Bewegungen waren langsam und unsicher, und seine Hände zitterten. Für die nächsten Stunden wieder bis auf die Haut durchnäßt zu sein war das Schlimmste, was ihm passieren konnte.

Sie fragte noch einmal: »Wäre es nicht klüger hinunterzugehen?«

»Es gibt dort keinen besseren Schutz, als wir hier haben. Die Schlucht bietet uns vollkommenen Schutz gegen den Wind.«

»Aber das Wasser...«

Er lächelte milde. »Meine Liebe, wir würden anderswo genauso naß werden.« Er schloß die Augen. »Sie machen sich Sorgen um mich, nicht wahr?«

»Ja, das tue ich«, sagte Julie. »Sie sehen nicht besonders gut aus.«

»Ich fühle mich auch nicht besonders gut«, gab er zu. »Es ist ein altes Leiden, das ich schon überwunden glaubte. Gewiß, mein Arzt hatte mir gesagt, ich sollte mich nicht überanstrengen, aber er hatte wohl nicht mit Kriegen und Hurrikanen gerechnet.«

»Es ist Ihr Herz, nicht wahr?«

Er nickte. »Über diese Berge rennen ist gut und schön für jüngere Männer. Sorgen Sie sich nicht, meine Liebe; Sie können nichts daran ändern. Ich will ganz bestimmt nicht mehr weiterrennen. Ich werde still unter diesem Wasserfall sitzen und warten, bis der Wind aufhört.« Er öffnete die Augen und sah sie an. »Sie haben eine große Liebesfähigkeit, Kind. Wyatt ist sehr glücklich zu schätzen.«

Sie errötete und sagte dann leise: »Ich weiß nicht, ob ich ihn je wiedersehen werde.«

»Wyatt ist ein sehr hartnäckiger Mensch«, sagte Rawsthorne. »Wenn er ein Ziel vor Augen hat, wird er sich nicht umbringen lassen -das würde seine Pläne durchkreuzen. Er war sehr um Sie besorgt, wissen Sie, an dem Abend, als die Kämpfe begannen. Ich weiß nicht, was ihn mehr beschäftigte, der Hurrikan oder Ihre Sicherheit.« Er tätschelte ihre Hand, und sie spürte das Zittern seiner Finger. »Er wird nach Ihnen suchen.«

Der Wind riß an den entlaubten Bäumen und trocknete die Tränen, die ihr plötzlich über die Wangen liefen. Sie schluckte schwer und sagte: »Ich glaube, wir sollten jetzt wieder in unser Loch kriechen; der Wind wird stärker.«

Rawsthorne blickte hoch. »Ich nehme an, wir müssen gehen. Es wird nicht angenehm sein hier draußen, wenn der Wind wirklich loslegt.« Er erhob sich mühsam, mit beinahe hörbarem Knirschen der Gelenke, und seine Schritte waren unsicher. Er hielt einen Augenblick an und sagte: »Auf ein paar Minuten wird es nicht ankommen. Ich habe wirklich nicht viel Verlangen nach dem Wasserfall.«

Sie gingen bis zum Rand der Schlucht und sahen hinunter. Das Wasser strömte immer noch über den großen Felsen, obwohl vielleicht nicht mehr ganz so stark. Rawsthorne seufzte. »Es ist kein bequemes Lager für alte Knochen wie meine.« Der Wind zauste sein

spärliches Haar.

»Ich glaube, wir sollten hinuntersteigen«, sagte Julie.

»Noch ein Weilchen, meine Liebe.« Rawsthorne drehte sich um und sah über den vom Wind gepeitschten Berghang. »Ich meinte, ich hörte Stimmen in der Nähe - von dort oben.« Er zeigte zum Kamm in der Richtung von St. Pierre.

»Ich habe nichts gehört«, sagte Julie.

Der Wind nahm weiter zu und sang unangenehm in den Ästen der Bäume. »Vielleicht war es nur der Wind«, sagte Rawsthorne. Er lächelte mit zusammengebißenen Zähnen. »Haben Sie gehört, was ich eben sagte? Nur der Wind! Recht albern, so etwas in einem Hurrikan zu sagen, meinen Sie nicht? Schön, meine Liebe; wir wollen jetzt hinuntergehen. Der Wind wird nun wirklich stark.« Er ging zu dem hohen Baum hinüber und lehnte sich dagegen, während er an der Kante Halt für seine Füße suchte. Julie kam heran. »Ich werde Ihnen helfen.«

»Es geht schon.« Er ließ sich über die Kante hinunter und begann mit dem Abstieg, und Julie stand bereit, ihm zu folgen. Da kam ein Heulen wie das Geräusch eines Schnellzuges, als eine Bö über sie wegfegte, und von dem Baum kam ein ominöses Knarren.

Julie drehte sich um und sah hinauf. »Aufpassen!« schrie sie.

Der Baum war nicht fest verwurzelt; das vorbeirauschende Wasser hatte das Wurzelwerk unterspült, und es war dem plötzlichen Winddruck nicht gewachsen. Der Baum neigte sich, die Wurzeln rissen aus der Steilwand heraus, und der Stamm stürzte direkt auf Rawsthorne zu.

Julie stürzte vor und stieß ihn weg. Er verlor das Gleichgewicht, rutschte und fiel hinunter zwischen die Steinblöcke. Der Baum drehte sich im Fallen, und Julie erhielt von einem Ast einen schweren Schlag an den Kopf. Sie taumelte zurück, und der Baum fiel auf sie und zerschmetterte ihre Beine. Die Welt drehte sich um sie, alles war Chaos und Schmerz, und es gab ein Krachen und Brechen von Ästen beim Aufschlag auf den Boden. Dann verblaßten alle Geräusche, sogar das Heulen des Sturmes. Es wurde still um sie und

grau und schließlich vollkommen schwarz.

Zuerst wußte Rawsthorne nicht, was los war. Er hörte Julies Schrei und fühlte sich dann in den Abgrund gestoßen. Er war völlig außer Atem von seinem Sturz und lag eine Weile und rang nach Luft. Er spürte eine Beklemmung in der Brust, ein alter Feind, der nichts Gutes verhiieß, und er wußte, daß er sich nicht viel bewegen dürfte, sonst würde sein Herz nicht mitmachen. Aber nach einer Weile, als er wieder leichter atmete, setzte er sich auf und blickte nach dem Gewirr von Ästen am Rand der Schlucht.

»Julie!« rief er. »Wo stecken Sie?«

Seine Stimme klang erbärmlich dünn und verlor sich in dem Sturmgeheul. Er rief wieder und wieder, bekam aber keine Antwort. Er sah verzweifelt den Steilhang hinauf. Er mußte sich zwingen hinaufzuklettern, aber er bezweifelte, ob es ihm gelingen würde. Langsam begann er zu klettern. Er setzte seine Kräfte sparsam ein und ruhte sich oft aus, wenn er einen festen Halt für seine Füße fand.

Er kam fast bis nach oben.

Als er seine Hand nach einem festen Felszacken am Rand der Schlucht ausstreckte, schrie er vor Schmerz auf. Er hatte das Gefühl, als hätte ein böser Feind ein glühendheißes Schwert in seine Brust gestoßen, und sein Herz schien sich auszudehnen und zerspringen zu wollen. Er schrie noch einmal auf und stürzte zurück in die Schlucht. Dort blieb er liegen, und das vorbeirauschende Wasser zerrte an seinem Haar.

10

iawson erschien die zweite Hälfte des Hurrikans nicht so schlimm wie die erste, aber vielleicht war das, weil es wenig regnete. Es war aber trotzdem schlimm genug. Als Wyatt die Straße verließ, fuhr

er den Landrover in den Krüppelwald am Berghang, wo er eine kaum wahrnehmbare Mulde gefunden hatte. Das war das beste, was er zur Sicherung ihres Fahrzeugs tun konnte.

Dawson sagte: »Warum bleiben wir nicht drin?«

Wyatt nahm ihm die Illusion. »Es gehört nicht viel dazu, den Wagen umzukippen, auch wenn ich ihn zwischen den Bäumen eingeklemmt habe. Es ist riskant.«

Also gab Dawson die Hoffnung auf, dem Wind und dem Regen zu entgehen, und sie sahen sich nach einem Zufluchtsort am Berghang um. Der Wind war schon jetzt schlimm und verstärkte sich ständig, und in den stärkeren Böen hatten sie Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Bald fanden sie den einen Flügel des Regiments, das Favel auf den Bergrücken über dem Negrito beordert hatte. Die Männer gruben sich ein, und Wyatt lieh sich einen Feldspaten aus, um selbst auch zu graben.

Das Eingraben war hier schwerer, als es vor St. Pierre gewesen war; der Boden war hart und steinig, und der gewachsene Fels lag dicht unter der dünnen Schicht von armem Mutterboden. Alles, was er fertigbrachte, war eine flache Mulde. Aber er nutzte die Unebenheiten des Grundes, so gut es ging, und hatte eine Stelle gefunden, wo eine vorstehende Felsnase als unverrückbarer Windschutz dienen würde.

Als er fertig war, sagte er zu Dawson: »Bleiben Sie hier! Ich will sehen, ob ich einen Offizier dieser Leute finden kann.«

Dawson verkroch sich hinter dem Felsen und sah voller Bedenken zum Himmel. »Seien Sie vorsichtig - das ist keine Frühlingsbrise, in der Sie Spazierengehen!«

Wyatt kroch davon, sich dicht am Boden haltend. Der Wind packte ihn wie eine Riesenhand, die versuchte, ihn hochzuheben und zu schütteln, aber er machte sich platt, um dem Griff zu entgehen, und kroch auf dem Bauch zu dem nächsten Deckungsloch, wo er ein zusammengerolltes Kleiderbündel fand, das sich beim Auseinanderfalten als ein Soldat erwies.

»Wo ist Ihr Offizier?« brüllte er.

Ein Daumen zeigte weiter den Berg entlang.

»Wie weit?«

Drei gespreizte Finger kamen hoch - dreihundert Fuß - oder waren es dreihundert Meter? Weit war es auf jeden Fall. Verwunderte braune Augen blickten Wyatt an, als er davankroch, und versteckten sich dann wieder unter einem Mantel, als der Sturm sich verstärkte.

Wyatt brauchte lange, bis er den Offizier fand, aber als er bei ihm ankam, erkannte er ihn als einen, den er in Favels Hauptquartier gesehen hatte. Noch besser war, daß der Offizier auch Wyatt kannte und mit einem freundlichen Grinsen begrüßte. »Allo, ti blanc«, rief er. »Kommen Sie runter!«

Wyatt quetschte sich zu dem Offizier ins Loch. Er wartete, bis er bei Atem war, und fragte dann: »Haben Sie eine weiße Frau hier in der Gegend gesehen?«

»Ich habe keinen Menschen gesehen. Da ist niemand so hoch oben auf dem Berg, außer dem Regiment.« Er grinste breit. »Nur arme Soldaten.«

Wyatt war enttäuscht, obgleich er nicht ernstlich mit einer günstigeren Antwort gerechnet hatte. Er fragte: »Wo ist die Bevölkerung - und wie überstehen sie es?«

»Da unten«, sagte der Offizier. »Nicht weit vom Talgrund. Ich weiß nicht, in welcher Verfassung sie sind - wir hatten keine Zeit mehr, es ausfindig zu machen. Ich habe ein paar Mann hinuntergeschickt, aber sie sind nicht zurückgekommen.«

Wyatt nickte. Das Regiment hatte Großartiges geleistet - einen Gewaltmarsch von fast sechzehn Kilometern und dann hastig eingraben, alles in zwei Stunden. Mehr konnte man wirklich nicht verlangen.

Der Offizier sagte: »Aber ich rechne damit, daß ich einige von ihnen hier oben finde.«

»Diese Höhen sind dem Sturm mehr ausgesetzt«, sagte Wyatt. »Dort unten sind sie besser aufgehoben. Ich glaube nicht, daß sie Windgeschwindigkeiten von viel mehr als hundertzwanzig bis hundertvierzig Kilometer pro Stunde haben werden. Hier oben ist es an-

ders. Wie werden Ihre Leute damit fertig werden?«

»Wir werden es überstehen«, sagte der Offizier knapp. »Wir sind Julio Favels Soldaten. Es hat Schlimmeres für uns gegeben als Wind.«

»Ohne Zweifel«, sagte Wyatt. »Aber Wind kann schlimm genug werden.«

Der Offizier nickte heftig und sagte dann: »Mein Name ist Andre Delorme. Ich hatte eine Plantage weiter oben im Negrito-Tal -ich werde sie zurückerhalten, jetzt da Serrurier weg ist. Sie müssen mich besuchen, *ti* Wyatt, wenn das alles vorbei ist. Sie sind jederzeit willkommen - Sie werden überall auf San Fernandez willkommen sein.«

»Ich danke Ihnen«, sagte Wyatt. »Aber ich weiß nicht, ob ich hierbleiben werde.«

Delorme riß erstaunt die Augen auf. »Aber warum nicht? Sie haben die Bevölkerung von St. Pierre gerettet; Sie haben uns gezeigt, wie wir Serrurier töten konnten. Sie werden hier ein großer Mann sein - man wird Ihnen ein Denkmal setzen, viel besser als das von Serrurier auf der Place de la Liberation Noire. Es ist besser, einem Lebensretter ein Denkmal zu setzen.«

»Lebensretter?« wiederholte Wyatt sardonisch. »Sie sagten doch selbst, ich zeigte Ihnen, wie Serrurier zu töten war - und seine ganze Armee.«

»Das ist was anderes.« Delorme zuckte die Schultern. »Julio Favel hat mir erzählt, Sie hätten mit Serrurier gesprochen, und er glaubte Ihnen nicht, als Sie ihm sagten, daß ein Hurrikan kommen würde.«

»Das stimmt.«

»Dann ist es seine eigene Schuld, wenn er jetzt tot ist. Er war ein Dummkopf.«

»Ich muß zurück«, sagte Wyatt. »Ich habe einen Freund mit.«

»Bleiben Sie lieber hier«, sagte Delorme und hob seinen Kopf, um nach dem Sturm zu hören.

»Nein, er wartet auf mich.«

»Gut, *ti* Wyatt; aber kommen Sie mich in La Carriere besuchen,

wenn alles vorbei ist!« Er streckte ihm seine muskulöse braune Hand hin, und Wyatt ergriff sie. »Sie dürfen San Fernandez nicht verlassen, *ti* Wyatt; Sie müssen bleiben und uns zeigen, was wir tun müssen, wenn wieder einmal ein Hurrikan kommt.« Er grinste. »Wir führen nicht immer Krieg auf San Fernandez - nur wenn es notwendig ist.«

Wyatt kroch aus dem Loch heraus und schnappte nach Luft, als der Sturm ihn beutelte. Er war schon in Versuchung gewesen, bei Delorme zu bleiben, aber er mußte zurück. Wenn Dawson in Not geriet, konnte er sich mit seinen verletzten Händen selbst nicht viel helfen, und Wyatt wollte deshalb lieber bei ihm sein. Er brauchte über eine halbe Stunde, um Dawson zu finden, und er war erschöpft, als er hinter den Felsen kroch und sich in die flache Mulde fallen ließ.

»Ich dachte schon, Sie wären weggeflogen«, brüllte Dawson, während er seine Lage veränderte. »Was ist los?«

»Nicht viel, man hat hier nichts von Julie oder Mrs. Warmington gesehen. Sie sind möglicherweise unten an den Berghängen, und das ist vielleicht ebensogut.«

»Wie weit sind wir von der Stelle weg, die der Mann uns unten in St. Pierre auf der Karte gezeigt hatte?«

»Die ist etwa zwei Kilometer weiter talaufwärts.«

Dawson zog seine Jacke zusammen und drückte sich eng an den Felsen. »Dann müssen wir einfach hierbleiben und es absitzen.«

Er hatte während Wyatts Abwesenheit viel darüber nachgedacht, was er nach dem Hurrikan tun wollte. Er würde nicht in St. Pierre bleiben; er würde sofort nach New York reisen und seine Angelegenheiten regeln. Dann würde er nach San Fernandez zurückkehren, sich ein Haus mit Ausblick auf die See und ein Boot kaufen und viel zum Fischen hinausfahren. Und ab und zu ein Buch schreiben. Seine letzten drei Bücher waren nicht besonders gut gewesen; sie hatten sich gut verkauft dank Wisemans lauter Reklame, aber in seinem Innersten wußte er, daß sie nicht gut waren, obwohl die Kritiker sie hatten passieren lassen. Er hatte sich gefragt, warum er

so nachgelassen hatte, und hatte sich Sorgen deswegen gemacht, aber jetzt wußte er, daß er wieder schreiben konnte, so gut wie oder besser als je zuvor.

Er lächelte leicht, als er an seinen Agenten dachte. Wiseman hatte wahrscheinlich schon eine Menge Quatsch über Big Jim Dawson geschrieben, über den großen Helden, der San Fernandez praktisch eigenhändig gerettet hatte, aber es würde ihm piepegal sein, ob Dawson lebte oder tot war - ja, Dawsons Tod wäre ihm sicher als Stoff für eine heiße Story sogar recht willkommen. Dawson würde mit riesigem Genuß all die Pressemitteilungen lesen, sie dann zerreißen und die Schnitzel über Wisemans Schreibtisch ausstreuen. Dies war eine Episode in seinem Leben, die er nicht des Profites halber von einem eigenmächtigen Presseagenten in den Schmutz ziehen und verdrehen lassen würde. Oder von einem es duldenden, schäbigen Schriftsteller, mußte man auch sagen.

Vielleicht würde er die Geschichte der letzten paar Tage auch selbst schreiben. Er hatte sich schon immer einmal an einen großen Stoff für ein Sachbuch wagen wollen. Er würde von Commodore Brooks berichten, von Serrurier und Favel, von Julie Marlowe und Eumenides Papegaikos und von den Tausenden, die von dieser Doppelkatastrophe von Krieg und Hurrikan erfaßt wurden. Und natürlich würde Wyatt zu der Geschichte gehören. Von ihm selbst würde wenig oder gar nichts darin vorkommen. Er hatte nichts weiter getan als Wyatt ins Gefängnis gebracht und rundherum nur Ärger gemacht. Das würde in dem Buch stehen - aber nichts von verlogennem Heroismus, nichts von Wisemans künstlicher Glorifizierung. Es würde ein gutes Buch werden.

Er drehte sich um und drückte sich dichter an den Boden, um dem tosenden Sturm zu entgehen.

Die Tagesstunden verstrichen, und wieder war San Fernandez dem Wüten des Hurrikans ausgeliefert. Wieder peinigte der >große Wind< die Insel, jagte von der See herein und rüttelte an dem zentralen

Gebirgsmassiv, als wollte er sogar diese mächtigen Berge in die See fegen, aus der sie einst aufgetaucht waren. Vielleicht trug der Hurrikan tatsächlich sein Teil zur Auslöschung dieser kleinen Insel bei - ein Bergrutsch hier, ein neuer Wasserlauf da, und ein Millimeter vom Gipfel des höchsten Berges im Massif des Saintes abgetragen -, aber das Land würde noch viele Hurrikane überstehen, bevor es endgültig besiegt würde.

Das Leben war empfindlicher als die toten Felsen. Die weichen grünen Pflanzen wurden entwurzelt, aus dem Boden gerissen und vom Wind davongetragen; die Bäume brachen, und sogar die zähen Gräser, die sich in Klumpen mit langen, verzweigten Wurzeln hartnäckig festhielten, spürten, wie die Erde sich unter ihnen auflöste. Die Tiere in den Bergen kamen zu Hunderten um; die Wildtaube wurde von der Felswand gerissen und gegen den Stein geschleudert, der Wildhund winselte in seiner Felsenbehausung und scharrte vergeblich an dem Erdberg, der heruntergerutscht war und seinen Eingang verschüttet hatte, und die Vögel wurden von den Bäumen gefegt und vom Sturm davongetragen, bis sie schließlich weit draußen auf der See ertranken.

Und die Menschen?

An den Hängen des Negrito-Tals allein waren fast 60.000 Männer, Frauen und Kinder dem Wüten ausgesetzt. Viele starben. Die Alten und Müden starben an Unterkühlung, und die Jungen und Gesunden starben durch die Gewalt des Sturms. Manche starben durch eigene Dummheit, weil sie nicht Verstand genug hatten, sich eine geschützte Stelle zu suchen, und andere starben trotz Intelligenz durch schieres Pech. Andere starben an Krankheiten - Leute mit schwachen Herzen, schwachen Lungen oder sonstigen Leiden. Manche starben sogar an Schock; vielleicht kann man sagen, diese starben vor Überraschung über die rohe Gewalt der Natur.

Aber es starben nicht so viele, wie umgekommen wären, wenn sie in der vernichteten Stadt St. Pierre geblieben wären.

Zehn Stunden lang raste der Sturm über die Insel - der Hurrikan - der >große Wind<. Zehn Stunden, von denen jede Minute eine

abstumpfende Ewigkeit von betäubendem Lärm und hämmernder Luft war. Man konnte nichts tun, als sich dicht an die Erde drücken und hoffen, daß man es überlebte. Wyatt und Dawson hockten in ihrer flachen Mulde hinter dem Felsen und >saßen es ab<, wie Dawson sich ausgedrückt hatte.

Zuerst dachte Wyatt etwas erstaunt über das nach, was Delorme gesagt hatte, und er lächelte sardonisch. So wurden also Legenden gebildet. Ihm sollte die Rolle eines Retters, eines Helden von San Fernandez zufallen - des Mannes, der eine ganze Bevölkerung gerettet und einen Krieg gewonnen hatte. Er würde gepriesen werden für das Gute, das er getan hatte, und das Böse, das er nicht verhindern konnte. Offenbar hatte es Delorme ganz ehrlich gemeint. Für ihn waren Serrurier und alle seine Gefolgsleute Teufel in Menschengestalt und verdienten nichts Besseres, als sie bekommen hatten. Aber für Wyatt war Serrurier ein Geistesgestörter gewesen und seine Anhänger Menschen wie alle andern, wenn auch irregeführt, und er war es gewesen, der Favel die Falle gewiesen hatte, in die man sie locken konnte. Andere mochten ihm vielleicht vergeben oder nicht einmal merken, daß da etwas zu vergeben war, aber er würde sich selbst nie vergeben.

Und dann erstickte der Hurrikan alle Gedanken, und er lag träge dort und wartete geduldig auf den Augenblick, da er aufstehen und sich betätigen dürfte: ins Tal hinuntersteigen und nach dem einen Menschen suchen, den er vor allen anderen in der Welt geborgen wissen wollte - Julie Marlowe.

Der Hurrikan erreichte seinen Höhepunkt um elf Uhr vormittags, und von dem Zeitpunkt an ließ die Windstärke ganz langsam nach. "Wyatt wußte, daß die Windgeschwindigkeit nicht plötzlich abfallen würde wie bei der Pause, als das Auge des Hurrikans über die Insel zog; der Sturm würde im Laufe von Stunden allmählich abflauen, und es würde noch für lange Zeit recht böig bleiben.

Erst um drei Uhr nachmittags konnte man es wagen aufzustehen, und auch dann war es noch gefährlich, aber Wyatt war nicht geneigt, noch länger zu warten. Er sagte zu Dawson: »Ich gehe jetzt

ins Tal hinunter.«

»Halten Sie es schon für sicher?«

»Sicher genug.«

»Okay«, sagte Dawson und richtete sich auf »In welche Richtung gehen wir?«

»Es wird das beste sein, gerade hinunterzugehen und dann weiter unten am Hang entlang.« Wyatt drehte sich um und sah in die Richtung zu Delormes Deckungsloch. »Ich will erst noch einmal mit dem Offizier dort drüben sprechen.«

Sie gingen vorsichtig am Hang entlang, und Wyatt beugte sich zu Delorme und brüllte ihm zu: »Warten Sie noch eine Stunde, bevor Sie Ihre Leute ausschicken.«

Delorme sah auf. Sein Gesicht war müde, und seine Stimme klang heiser, als er sagte: »Gehen Sie jetzt hinunter?«

»Ja.«

»Dann gehen wir auch«, sagte Delorme. Er erhob sich und suchte in seiner Tasche. »Die Leute dort unten können vielleicht keine Stunde mehr warten.« Er blies schrill auf einer Pfeife, und langsam wurde es lebendig auf dem Berg, als seine Leute aus Löchern und Spalten auftauchten. Einer seiner Sergeanten kam heran, und Delorme rasselte eine Reihe von Anweisungen herunter.

Wyatt sagte: »Ich würde beim Abstieg vorsichtig sein - es ist nicht schwer, sich ein Bein zu brechen. Wenn Sie irgendwo Weiße antreffen sollten, würde ich das gern erfahren.«

Delorme lächelte. »Favel sagte, wir sollten uns nach einer Miß Marlowe umsehen. Er sagte, Sie machten sich Sorgen um sie.«

»Tatsächlich?« sagte Wyatt überrascht. »Woher wußte er das wohl?«

»Favel weiß alles«, sagte Delorme voll Stolz. »Ihm entgeht nichts. Ich glaube, er hatte mit dem andern Engländer gesprochen - mit Causton.«

»Ich werde mich bei ihm bedanken müssen.«

Delorme schüttelte den Kopf. »Wir schulden Ihnen soviel, £z Wyatt; was könnten wir sonst tun? Wenn ich Miß Marlowe finde, bekommen Sie Bescheid.«

»Danke.« Wyatt sah Delorme an und erkannte, daß er seine Meinung geändert hatte. »Und ich werde Sie bestimmt auf Ihrer Plantage besuchen. Wo war sie noch?«

»Oben im Negrito-Tal - in La Carriere.« Delorme grinste. »Aber warten Sie, bis ich aufgeräumt und neu gepflanzt habe - es wird jetzt dort nicht schön aussehen.«

»Ich werde so lange warten«, versprach Wyatt und ging dann.

Der Abstieg war nicht leicht. Der Wind zerrte wütend an ihnen, und die Oberfläche war während der schlimmsten Stunden des Sturms gelockert worden, so daß sich leichte kleine Erdrutsche bildeten. Es gab viele umgestürzte Bäume zu umgehen und klaffende Löcher, wo Bäume ausgerissen worden waren. Es dauerte dreiviertel Stunden, bis sie auf die ersten Überlebenden stießen, eine Gruppe von aneinandergeschmiegt Leibern in einer kleinen Bodenvertiefung. Der Sturm tobte immer noch, und sie hatten sich noch nicht gerührt.

Dawson sah sie entsetzt an. »Sie sind tot«, sagte er. »Sie sind alle miteinander tot.«

Wyatt ging hinunter und schüttelte die erste erreichbare Schulter. Langsam hob der Mann den Kopf und sah Wyatt ausdruckslos an, und als Wyatt losließ, rollte er sich wieder zusammen. »Die sind schon in Ordnung«, sagte Wyatt. »Wir wollen weiter. Die Soldaten werden sich um sie kümmern.«

Dawson sah hinauf »Sie kommen jetzt dort oben.« Er zeigte durch die kahlen Bäume auf eine lange Kette von Männern, die den Berg herunterkamen.

Sie gingen weiter hinunter und sahen immer mehr Menschen, eine Streu von Leibern zwischen den Bäumen. Sie sahen aus wie Bündel alter Kleider, die jemand achtlos weggeworfen hatte. Niemand von ihnen rührte sich, und ab und zu sah Wyatt genauer nach. Er sagte zu Dawson: »Sie leben alle, aber sie brauchen Pflege. Sie haben keinen anderen Wunsch, als zu überleben, und sie wissen noch nicht, daß sie überlebt haben.«

»Ist das der Katastrophenschock?«

»Das ist er«, sagte Wyatt. »Ich habe es nie vorher erlebt; ich habe nur in Berichten über Hurrikane darüber gelesen. Ein Mensch braucht eine größere Aufgabe, als nur einfach zu überleben, wenn er ihm nicht verfallen will - eine Aufgabe wie die dort.« Er zeigte auf die absteigenden Soldaten. »Kommen Sie weiter! Wir können hier nichts tun, das können Favels Männer besser. Wir wollen bis zum Wasser hinuntergehen und dann im Tal hinauf.« Am Rande des Wassers fanden sie die ersten Leichen. Es waren Ertrunkene, die am Ufer dieses merkwürdigen neuen Sees angespült worden waren. Und sie trafen dort auch die ersten Überlebenden, die noch einen Funken von zweckvollem Leben enthielten: einige Männer und Frauen, die aufgeregt suchten, wahrscheinlich nach Familienangehörigen. Sie liefen herum wie Traumwandler, und als Wyatt sie ansprach, wollten - oder konnten - sie nicht antworten. Er gab es auf und sagte: »Wir wollen zu der Stelle hinaufgehen, wo nach dem Bericht des Soldaten die weiße Frau gesehen wurde.«

Es war eine schauerliche Wanderung. Als sie etwa einen Kilometer gegangen waren, sah Dawson sich um und sagte: »Wie fürchterlich! Was für fürchterliche Bilder!« Er zeigte auf eine Frau, die ein Kind im Arm hielt; das Kind war offensichtlich tot - der Kopf hing unnatürlich auf einer Seite herab wie der einer beschädigten Puppe -, aber die Frau schien das noch nicht wahrgenommen zu haben. »Was kann man in so einem Fall tun?« fragte er.

»Wir können gar nichts tun«, sagte Wyatt. »Es ist am besten, das ihrer Familie zu überlassen.«

Dawson sah am Hang entlang. »Aber es sind Tausende hier - was kann ein Regiment ausrichten? Es gibt keine Medikamente, keine Ärzte, und es steht kein Krankenhaus mehr in St. Pierre. Viele von diesen Menschen werden jetzt noch sterben.«

»Auf der anderen Seite des Tales sind auch noch viele«, sagte Wyatt und zeigte über das Wasser. »So sieht es im ganzen Negrito-Tal aus - auf beiden Seiten.«

Auf dem Hang begann es sich langsam ein wenig zu regen, als es den Einwohnern von St. Pierre allmählich dämmerte, daß die Qual

überstanden war. Favels Leute waren jetzt unter ihnen, aber sie konnten nicht viel mehr tun, als die Toten von den Lebenden scheiden, und diejenigen mit genügend Kenntnissen in erster Hilfe waren vollauf beschäftigt mit dem Schienen von gebrochenen Gliedern.

Wyatt sagte verzagt: »Wie sollen wir einen Menschen unter dieser Menge finden?«

»Julie ist weiß«, sagte Dawson. »Sie müßte auffallen.«

»Viele von diesen Leuten sind genauso hell wie wir«, sagte Wyatt trübe. »Lassen Sie uns weitergehen.«

Sie hielten sich wieder an den Berghang, wo ein Flutausläufer weiter landeinwärts kam, und Wyatt blieb andauernd stehen, um die wacher erscheinenden Überlebenden zu fragen, ob sie eine weiße Frau gesehen hätten. Manche antworteten nicht, andere fluchten, und andere sprachen langsam und unzusammenhängend - aber niemand wußte etwas von einer weißen Frau. Einmal schrie Wyatt: »Dort ist sie!« rannte ein Stück bergab und packte eine Frau am Arm. Sie drehte sich um und sah ihn an. Sie hatte die kremfarbene Haut einer Octavonin. Wyatt ließ ihren Arm enttäuscht fallen.

Endlich kamen sie an ihrem Ziel an und begannen mit einer systematischeren Suche. Sie stiegen am Hang auf und ab und sahen sich jede Menschengruppe genauer an. Sie suchten fast eine Stunde und fanden weder Julie noch sonst eine weiße Person, weder Mann noch Frau. Dawson war übel von den Bildern, die er sah, und er schätzte, daß da, wenn das, was er gesehen hatte, ein repräsentativer Querschnitt war, tausend Tote allein auf der einen Seite des Negrito waren - und die Verletzten waren nicht zu zählen. Die Menschen schienen nicht fähig zu sein, sich selbst von dem Schock zu befreien, in den sie verfallen waren. Die Luft war erfüllt von dem Stöhnen und Schreien der Verletzten, während die Gesunden einfach dasaßen und vor sich hin starrten oder im Schildkrötentempo ziellos umher wanderten. Nur ganz wenige schienen genug Initiative zurückgewonnen zu haben, um den Berg zu verlassen oder

bei den Rettungsarbeiten zu helfen.

Wyatt und Dawson trafen sich wieder, und Dawson schüttelte betrübt den Kopf auf Wyatts verzweifelt fragenden Blick. »Der Mann kann sich nicht geirrt haben«, sagte Wyatt außer sich. »Er kann nicht.«

»Wir können nur weitersuchen«, sagte Dawson. »Wir können sonst nichts tun.«

»Wir könnten zur Küstenstraße hinüberfahren. Dorthin sind sie zuerst gefahren. Das wissen wir.«

»Wir sollten lieber erst hier die Suche beenden«, sagte Dawson beharrlich. Er sah über Wyatts Schulter. »He, da kommt einer von Favels Männern - es scheint, daß er zu uns will.«

Wyatt flog herum, und der Soldat kam heran. »Suchen Sie nach Blanc?« fragte der Mann.

»Eine Frau?« fragte Wyatt gespannt.

»Ja; sie ist dort drüben - gleich hinter dem Hügel.«

»Kommen Sie!« rief Wyatt und begann zu laufen. Dawson lief hinterher. Sie kamen auf den Hügel und sahen auf etwa zweihundert Leute herunter, von denen einige mit fragenden, schwarzen Gesichtern und rollenden Augen in ihre Richtung schauten.

»Dort!« stieß Dawson hervor. »Dort drüben.« Er blieb stehen und sagte ruhig: »Es ist Mrs. Warmington.«

»Sie wird wissen, wo Julie ist«, sagte Wyatt hocherfreut und rannte den Hügel hinunter. Er schob sich zwischen den Menschen durch und packte Mrs. Warmington am Arm. »Sie sind gerettet«, sagte er. »Wo ist Julie?«

Mrs. Warmington sah ihn an und brach in Tränen aus. »Oh, Gott sei Dank - Gott sei Dank, ein weißes Gesicht! Ich freue mich so, Sie zu sehen!«

»Wo ist Julie - und die andern?«

Ihr Gesicht verzerrte sich. »Sie haben ihn getötet«, rief sie hysterisch. »Sie erschossen ihn und stachen ein Bajonett in seinen Rücken ... wieder ... und wieder. Mein Gott ... das Blut...«

Wyatt war tief erschrocken. »Wer wurde getötet? Rawsthorne oder Papegaikos?« drang er in sie ein.

Mrs. Warmington betrachtete ihre Handrücken. »Da war viel Blut«, sagte sie mit unnatürlicher Ruhe. »Es war sehr rot auf dem Rasen.«

Wyatt konnte sich nur mit Mühe beherrschen. »Wer ... wurde ... getötet?«

Sie sah auf. »Der Grieche. Sie gaben mir die Schuld. Es war nicht meine Schuld; es war überhaupt nicht meine Schuld. Ich mußte es tun. Aber sie gaben mir die Schuld.«

Dawson fragte: »Wer gab Ihnen die Schuld?«

»Das Mädchen - dieses junge Ding. Sie sagte, ich hätte ihn umgebracht, aber das habe ich nicht. Er wurde von einem Soldaten umgebracht, mit einem Gewehr und einem Bajonett.«

»Wo ist Julie jetzt?« fragte Wyatt ungeduldig.

»Ich weiß es nicht«, sagte Mrs. Warmington schrill. »Es ist mir auch egal. Sie hat mich geschlagen, deshalb bin ich weggelaufen. Ich hatte Angst, sie würde mich umbringen - sie sagte selbst, sie wollte es.«

Wyatt sah Dawson entsetzt an und fragte dann gefährlich leise: »Wo sind Sie weggelaufen?«

»Wir kamen von drüben, von der Küste«, sagte sie. »Dort war ein Fluß und ein Wasserfall - wir wurden alle naß.« Sie schüttelte sich. »Ich dachte, ich würde mir eine Lungenentzündung holen.«

»Ist da ein Fluß zwischen hier und der Küste?« fragte Dawson.

Wyatt schüttelte den Kopf. »Nein.« Mrs. Warmington war offensichtlich in einem Schockzustand und mußte mit Samthandschuhen angefaßt werden. Er fragte behutsam: »Wo war der Fluß?«

»Auf einem Berg«, sagte Mrs. Warmington. Dawson seufzte laut, und sie sah ihn an. »Warum sollte ich Ihnen sagen, wo sie sind? Sie werden Ihnen nur einen Haufen Lügen über mich erzählen«, sagte sie trotzig. »Ich erzähle Ihnen nichts.« Sie ballte die Fäuste, daß ihre Nägel sich tief in die Handflächen eingruben. »Ich hoffe, sie stirbt, wie sie es mir gewünscht hat.«

Dawson tippte Wyatt auf die Schulter. »Kommen Sie hierherüber!« sagte er. Wyatt sah Mrs. Warmington angewidert an, aber er ließ sich von Dawson ein paar Schritte beiseite drängen. Dawson sag-

te: »Ich weiß nicht, was das alles bedeutet. Ich glaube, die Frau ist übergeschnappt.«

»Sie ist total verrückt«, sagte Wyatt. Er zitterte.

»Vielleicht - aber sie weiß immerhin, wo Julie ist. Irgend etwas hat ihr eine schreckliche Angst eingejagt, und das war nicht der Hurrikan, obwohl der vielleicht das Faß erst zum Überlaufen gebracht hat. Vielleicht hat sie tatsächlich Eumenides umgebracht, und Julie sah sie dabei - das würde bedeuten, daß sie Angst hat, wegen Mordes vor Gericht zu kommen. Sie mag vielleicht verrückt sein, aber ich glaube, sie ist gerissen - sie spielt verrückt.«

»Wir müssen es aus ihr herausholen«, sagte Wyatt. »Aber wie?«

»Überlassen Sie es mir!« sagte Dawson entschlossen. »Sie sind ein englischer Gentleman - Sie verstehen es nicht, mit dieser Art von Weibern umzugehen. Ich dagegen - ein achtzehnkärätiger, diamantbesetzter amerikanischer Grobian -, ich werde es aus ihr herausholen, und wenn ich ihr den Schädel einschlagen muß.«

Er ging zu ihr hinüber und sagte mit vorgetäuschter Konzilianz: »So, Mrs. Warmington; nun erzählen Sie mir, wo Julie Marlowe und Mr. Rawsthorne sind, nicht wahr?«

»Ich werde nichts tun. Ich mag Leute nicht, die plappern und Lügen über mich erzählen.«

Dawsons Stimme wurde hart. »Wissen Sie, wer ich bin?«

»Sicher. Sie sind Big Jim Dawson. Sie werden mich hier herausholen, das werden Sie doch, nicht?« Ihre Stimme schlug in ein klägliches Jammern um. »Ich will heim in die Staaten.«

Er sagte drohend: »Sie kennen also meinen Ruf. Ich bin als ein übler Grobian bekannt. Sie haben eine Chance, schnell heim in die Staaten zu kommen. Sagen Sie mir, wo Rawsthorne ist, oder ich lasse Sie hier festhalten, bis das Verschwinden des britischen Konsuls geklärt ist. Es wird bestimmt eine Untersuchung geben - die Briten sind konservativ, sie mögen es nicht, wenn Beamte verlorengehen, auch nicht, wenn es untergeordnete sind.«

»Oben auf dem Berg«, sagte sie weinerlich. »Dort ist eine Schlucht.«

»Zeigen Sie, wo!« Er folgte mit den Blicken ihrer schwankenden

Hand und sah sie dann wieder an. »Sie sind recht gut durch diesen Hurrikan gekommen«, sagte er streng. »Irgendwer muß sich um Sie gekümmert haben. Sie sollten Dank empfinden, nicht Haß.«

Er ging zu Wyatt zurück. »Ich habe es. Dort oben gibt es eine Schlucht.« Er zeigte mit der Hand hinauf »Irgendwo in dieser Richtung.«

Ohne ein Wort rannte Wyatt los und begann, den Berg hinaufzusteigen. Dawson grinste und folgte ihm in einem etwas langsameren, kräftesparenderen Tempo. Er hörte ein Brummen in der Luft und sah hoch. Ein Hubschrauber tauchte über dem Bergkamm auf wie eine riesige Heuschrecke. »He!« rief er. »Hier kommt die Navy - sie sind zurück.«

Aber Wyatt war schon weit voraus. Er kletterte, als ob sein Leben davon abhinge. Vielleicht tat es das auch.

Causton stand auf dem Betonplatz neben dem zerstörten Kontrollturm des Flugplatzes auf Cap Sarrat und sah den Hubschraubern entgegen, die in einer langen schwankenden Kette von See her ankamen. Commodore Brooks war schnell gewesen - der Flugzeugträger unter seinem Kommando mußte sich am Rande des Hurrikans aufgehalten haben, und er hatte die Hubschrauber losgeschickt, sobald das Wetter es zuließ. Und dies war nur die erste Welle. Bald würden viele Flugzeuge auf San Fernandez landen und die dringend benötigten Ärzte und Medikamente bringen.

Causton sah hinüber zu der kleinen Gruppe von Offizieren, in deren Mitte Favel stand und grinste. Die Yankees erwartete eine Überraschung - aber vielleicht jetzt noch nicht.

Favel hatte keinen Zweifel daran gelassen. »Ich werde den Stützpunkt auf Cap Sarrat besetzen«, hatte er gesagt. »Wenigstens mit einer symbolischen Streitmacht. Das ist äußerst wichtig.«

Daher hatte eine Kompanie die gefährliche Fahrt über die überschwemmte Negritomündung riskiert, und hier waren sie jetzt und erwarteten die Amerikaner. Es hatte alles mit dem ursprünglichen

Vertragstext von 1906 zu tun, in dem Favel ein Schlupfloch gefunden hatte. »Die Sache ist ganz einfach, Mr. Causton«, hatte er gesagt. »Der Vertrag sagt, wenn die amerikanischen Streitkräfte den Stützpunkt freiwillig aufgeben und er danach von der Regierung von San Fernandez beansprucht wird, ist der Vertrag aufgehoben.«

Causton hatte die Augenbrauen hochgezogen. »Das wird als eine ziemlich schäbige Geste empfunden werden«, hatte er gesagt. »Die Amerikaner kommen und bringen Ihnen großzügige Hilfe, und Sie vergelten sie damit, daß Sie ihnen den Stützpunkt nehmen.«

»Die Amerikaner werden uns nichts bringen, was sie uns nicht schon schulden«, hatte Favel trocken gesagt. »Sie haben zwanzig Quadratkilometer wertvolles Land auf sechzig Jahre für ein Trinkgeld gepachtet, zu Bedingungen, die sie erzwangen, als sie San Fernandez wie ein feindliches Land besetzt hielten.« Er hatte ernst den Kopf geschüttelt. »Ich will ihnen den Stützpunkt nicht nehmen, Mr. Causton. Aber ich glaube, ich werde dann in der Lage sein, eine neue, angemessenere Pacht auszuhandeln.«

Causton hatte ein Notizbuch aus der Tasche geholt und sein Gedächtnis aufgefrischt. »Eintausendsechshundertunddreiundneunzig Dollar im Jahr. Ich glaube, das Land ist mehr wert als das, und ich glaube, Sie sollten es kriegen.«

Favel hatte vergnügt gegrinst. »Sie haben die zwölf Cent vergessen, Mr. Causton. Ich glaube, der Internationale Gerichtshof in Den Haag wird unseren Standpunkt bestätigen. Ich würde es gern sehen, wenn Sie mit zum Stützpunkt kämen, als unabhängiger Zeuge dafür, daß die Regierung von San Fernandez von Cap Sarrat Besitz ergriffen hat.«

Und hier war er also und sah den ersten Hubschrauber auf dem Territorium des souveränen Staates San Fernandez aufsetzen. Er sah die Männer aussteigen und sah das Gold an einer Schirmmütze blinken. »Mein Gott, das ist doch nicht etwa Brooks«, murmelte er und ging auf die Maschine zu. Er sah Favel vortreten und beobachtete gespannt die Begegnung der beiden Männer.

»Willkommen auf Cap Sarrat«, sagte Favel und streckte die Hand

aus. »Ich bin Julio Favel.«

»Brooks - Commodore der United States Navy.«

Die beiden Männer gaben sich die Hand, und Causton überlegte, ob Brooks wohl diese Lücke im Vertrag kannte. Wenn er sie kannte, ließ er sich jedenfalls nicht anmerken, daß er sich der veränderten Situation bewußt war. Er zeigte auch keine Überraschung, als er die nasse grüngoldene Flagge von San Fernandez an einem improvisierten Flaggenmast am Kontrollturm hängen sah. Er fragte: »Was brauchen Sie am dringendsten, Mr. Favel, und wo brauchen Sie es? Was wir haben, steht Ihnen zur Verfügung.«

Favel schüttelte traurig den Kopf. »Wir brauchen alles - aber zuerst Ärzte, Medikamente, Lebensmittel und Decken. Später könnten wir große Behelfsunterkünfte irgendwelcher Art brauchen - notfalls Zelte.«

Brooks zeigte auf die auf der Startbahn landenden Hubschrauber. »Diese Männer werden den Flugplatz prüfen und sehen, ob er benutzbar ist. Wir werden dort drüben einen provisorischen Kontrollturm einrichten. Wenn das passiert ist, können die großen Maschinen landen - sie stehen schon startbereit in Miami und auf Puerto Rico. Inzwischen haben wir hier fünf Hubschrauber voll Ärzte. Wohin sollen wir sie schicken?«

»Ins Negrito-Tal hinauf Sie werden genug Arbeit finden.«

Brooks zog die Brauen hoch. »Am Negrito? Dann haben Sie also die Bevölkerung aus St. Pierre hinausgeschafft.«

»Mit Hilfe Ihres Mr. Wyatt. Der ist ein sehr entschlossener und überzeugender junger Mann.«

Sie gingen zusammen weg. »Ja«, sagte Brooks. »Ich wünschte, ich hätte...« Mehr konnte Causton nicht mehr hören.

Dawson holte Wyatt ein, als er fast auf dem Kamm des Berges angekommen war. »Langsam, langsam«, keuchte er. »Sie bringen sich ja um.« Wyatt sagte nichts. Er sparte seinen Atem, um die Kraft den Bei-

nen zukommen zu lassen, die wie Motorkolben arbeiteten. Oben sah Wyatt sich um. Er atmete schwer, und seine Beine schmerzten von der Anstrengung. »Ich kann keine ... Schlucht ... sehen.«

Dawson sah nach der anderen Seite, auf die See hinaus, und entdeckte einen willkommenen Streifen blauen Himmels über dem Horizont. Er wandte sich wieder um. »Nehmen wir an, sie kamen von der Küste herauf, wo würden sie sich von hier aus hinwenden?«

Wyatt schüttelte gereizt den Kopf. »Ich weiß es nicht.«

»Ich wäre geneigt, mich näher an St. Pierre heranzumachen«, sagte Dawson. »Damit ich es nicht so weit nach Hause hätte, wenn alles vorbei wäre.« Er zeigte nach links hinüber. »Dahinüber. Sollen wir da einmal nachsehen?«

Sie gingen ein Stück auf dem Kamm entlang, und dann sagte Wyatt: »Da ist es - ich nehme an, man könnte das als eine Schlucht bezeichnen.«

Dawson sah hinunter zu der Rinne, die in den Hang eingeschnitten war. »Das sieht recht gut aus. Lassen Sie uns hingehen!«

Sie stiegen in die Schlucht hinunter und sahen sich um. Zwischen den Steinblöcken standen große Wasserpfützen, und Wyatt sagte: »Da muß während des Hurrikans eine große Menge Wasser heruntergekommen sein. Das hat Mrs. Warmington wohl gemeint, als sie von einem Fluß oben auf dem Berg sprach.« Er füllte seine Lungen mit Luft. »Julie!« schrie er aus vollem Hals.

»Julie! Rawsthorne!«

Es kam keine Antwort. Alles war still, bis auf das Dröhnen eines Hubschraubers, der unten im Tal landete.

»Wir wollen ein Stück weitergehen«, sagte Dawson. »Vielleicht sind sie weiter unten. Vielleicht haben sie die Schlucht schon verlassen - und sind ins Tal hinuntergestiegen.«

»Das würden sie nicht tun«, widersprach Wyatt. »Rawsthorne weiß, daß die Straße nach St. Michel günstiger ist.«

»Okay, vielleicht sind sie in die Richtung gegangen.«

»Wir wollen erst hier unten nachsehen«, sagte Wyatt. Er begann zwischen den Steinblöcken auf dem Grund der Schlucht herum-

zuklettern und watete achtlos durch das Wasser. Dawson folgte ihm und sah sich nach allen Seiten sorgfältig um. Von Zeit zu Zeit rief Wyatt, und sie blieben stehen, um zu horchen, aber es rief niemand zurück.

Nach einer Weile sagte Dawson: »Die Warmington sagte etwas von einem Wasserfall. Haben Sie etwas gesehen, das ein Wasserfall sein könnte?«

»Nein«, sagte Wyatt sofort.

Sie gingen weiter in der Schlucht hinunter und fanden sich zwischen steilen Wänden eingeschlossen. »Dies wäre kein schlechter Ort, einen Hurrikan abzusitzen«, bemerkte Dawson. »Besser als die verdammten Löcher, die wir hatten.«

»Verdammt, wo sind sie dann?« fragte Wyatt ungeduldig.

»Sachte!« sagte Dawson. »Wir werden sie schon finden, wenn sie hier sind. Ich will Ihnen was sagen; Sie gehen weiter in der Schlucht hinunter, und ich steige hinauf Draußen komme ich schneller voran und kann doch auch hier unten das meiste übersehen.«

Er kletterte den Steilhang hinauf und erreichte wieder den offenen Berghang. Wie er sich vorgestellt hatte, kam er gleich schneller voran. Obgleich umgestürzte Bäume im Weg lagen, war es doch leichter als zwischen den übereinandergetürmten Steinblöcken unten in der Schlucht. Er ging bergab und ließ Wyatt hinter sich zurück. Er ging oft an den Rand der Schlucht, um auch den Boden sorgfältig abzusuchen. Es dauerte eine ganze Zeit, bis er etwas fand.

Zuerst dachte er, es sei irgendein Tier, das sich sehr langsam bewegte, und dann piffte er durch die Zähne, als er sah, daß es ein Mann war, der mühsam auf dem Bauch kroch. Er kletterte hinunter und rannte über die Steinblöcke zu der Stelle, wo die kriechende Gestalt liegengeblieben war. Als er den Mann umgedreht hatte, hob er den Kopf und rief: »Wyatt, kommen Sie her! Ich habe Rawsthorne gefunden.«

Rawsthorne war in einer sehr schlechten Verfassung. Sein Gesicht war totenbleich. Die Haut bildete einen harten Kontrast zu den Blutstreifen an der Seite des Kopfes. Seine rechte Seite schien völlig ge-

lähmt zu sein, und er versuchte vergeblich, mit dem linken Arm etwas zu fassen, als Dawson ihn sachte anhob. Seine Augen öffneten sich für kurze Augenblicke, und seine Lippen bewegten sich, aber es kam kein Ton heraus.

»Ruhig, ruhig«, sagte Dawson. »Sie sind jetzt gerettet.«

Rawsthornes Atem ging rasselnd, und er flüsterte: »Herz... Herz...anfall.«

»Machen Sie sich keine Sorgen!« sagte Dawson. »Beruhigen Sie sich!«

Kleine Steine polterten, als Wyatt ankam, und Dawson drehte sich um. »Der arme Kerl hat einen Herzanfall gehabt. Es geht ihm gar nicht gut.«

Wyatt ergriff Rawsthornes Handgelenk und fühlte den schwachen Puls und sah dann in die glasigen Augen, die in die Unendlichkeit gerichtet zu sein schienen. Die grauen Lippen bewegten sich wieder. »Wasserfall... Baum... Baum...«

Rawsthorne wurde plötzlich schlaff in Dawsons Armen. Sein Blick war starr zum Himmel gerichtet, und sein Kinn hing herunter.

Dawson ließ ihn sachte auf die Steine herunter. »Er ist tot.«

Wyatt starrte auf den Körper herab, und sein Gesicht sah kummervoll aus. »Kroch er?« flüsterte er.

Dawson nickte. »Er kroch in der Schlucht herunter. Ich weiß nicht, wie er das schaffen wollte.«

»Julie hätte ihn nie verlassen«, sagte Wyatt mit mühsam beherrschter Stimme. »Nicht wenn er krank war. Es muß ihr was passiert sein.«

»Er sagte auch etwas von einem Wasserfall - genau wie die War-mington.«

»Er muß weiter oben sein«, sagte Wyatt. »Und ich glaube, ich weiß auch, wo.« Er stand auf und rannte davon, viel zu schnell für den unebenen Grund, ohne Rücksicht auf seine Knöchel. Dawson folgte ihm etwas vorsichtiger und fand ihn unter einem großen Felsen, der zu hart und widerstandsfähig war, um abgetragen zu werden. Er bückte sich und hob etwas auf, das in einer Spalte am Fuße des Felsens gelegen hatte. Es war eine Damenhandtasche.

»Das war Mrs. Warmingtons«, sagte er. »Das ist der Wasserfall.« Er sah hinauf zu dem Gewirr von Baumwurzeln über sich am Rand der Schlucht. »Und das ist der Baum - er sagte doch >Baum<, nicht?«

Er kletterte die Wand hinauf und drehte sich dann um und half Dawson hoch. »Wir wollen uns diesen verdammten Baum einmal genauer ansehen.«

Sie gingen um den Baum herum und sahen nichts, und dann schob sich Wyatt zwischen die Aste hinein und gab plötzlich einen erstickten Laut von sich. »Hier ist sie«, sagte er niedergeschlagen.

Dawson zwängte sich durch, sah Wyatt über die Schulter und wandte sich dann ab. Er sagte langsam: »Well - wir haben sie gefunden.«

Der Stamm lag quer über ihre Beine und Hüften, und ein dicker Ast lag auf ihrem rechten Arm und drückte ihn gegen den Grund. Die Fingerspitzen ihrer linken Hand waren durchgeschauert, wo sie an dem Stamm gekratzt hatte in ihrem ohnmächtigen Bemühen, ihn wegzuwälzen. Ihr Gesicht war mit Erde beschmiert, aber sonst war es marmorweiß und blutleer, und das einzige, was sich an ihr bewegte, war eine Haarsträhne, die sachte im Wind wehte.

Wyatt trat von dem Baum zurück und sah ihn abschätzend an. Er sagte mit gepreßter Stimme: »Lassen Sie uns versuchen den Baum wegzukriegen. Wir müssen den verdammten Baum weghaben.«

»Dave«, sagte Dawson ruhig, »sie ist tot.«

Wyatt flog wutschnaubend herum. »Wir wissen es nicht«, schrie er. »Wir wissen es nicht!«

Dawson trat einen Schritt zurück, eingeschüchtert durch die gezügelte Gewalt, die von diesem Mann ausging. Er sagte: »All right, Dave. Wir werden den Baum wegschaffen.«

»Und wir werden es vorsichtig tun, hören Sie?« sagte Wyatt. »Wir werden es sehr vorsichtig tun.«

Dawson sah den Baum voller Zweifel an. Er war groß und schwer und krumm. »Wie stellen wir es an?«

Wyatt bearbeitete einen gebrochenen Ast und riß ihn mit roher Gewalt ab. Er trat keuchend zurück. »Wir nehmen das Gewicht von ihrem ... Körper, dann kann einer von uns sie unter dem Stamm

herausziehen.«

Das erschien Dawson nicht so leicht, aber er war gern bereit, es zu versuchen. Er nahm den Ast, den Wyatt ihm gab, und lief um den Baum herum und suchte eine Stelle, wo man ihn unter den Stamm schieben könnte. Wyatt sammelte einige große Steine und folgte ihm. »Da«, sagte er abrupt. »Da ist die richtige Stelle.« Sein Gesicht war weiß. »Wir müssen vorsichtig sein.«

Dawson rammte den Ast unter den Baumstamm und probierte vorsichtig die Hebelwirkung aus. Er bezweifelte, ob sich der Baum bewegen würde, aber er sagte nichts. Wyatt schob ihn beiseite und hängte sich mit seinem ganzen Gewicht auf den Ast. Es knarrte irgendwo, aber sonst geschah nichts. »Kommen Sie!« sagte er. »Sie können mitdrücken.«

»Wer schiebt die Steine drunter?« fragte Dawson logisch. »Keiner von uns kann es tun, wenn wir beide an dem Ast drücken.«

»Ich kann es mit dem Fuß tun«, sagte Wyatt ungeduldig. »Kommen Sie!«

Beide hängten sich mit aller Kraft an den Ast, und Dawson empfand höllische Schmerzen in seinen Händen. Der Stamm bewegte sich ein klein wenig, und er biß die Zähne zusammen und hielt es aus. Langsam hob sich der Stamm, Zoll um Zoll, und Wyatt, beide Beine in der Luft, stieß mit der Schuhspitze einen der Steine unter den Stamm. Dann kam ein anderer, ein größerer, darunter, und er keuchte: »Das reicht - fürs erste.«

Langsam ließen sie den Ast los, und der Stamm senkte sich wieder, aber er war durch die Steine etwas höher gekommen. Dawson taumelte zurück, seine Hände brannten wie Feuer.

Wyatt sah sein Gesicht und fragte: »Was ist denn los?« Dann fiel es ihm ein. »Oh, mein Gott! Das tut mir leid. Daran hatte ich nicht gedacht.«

Dawson unterdrückte die aufkommende Übelkeit und grinste gezwungen. »Es macht nichts«, sagte er in möglichst ruhigem Tonfall. »Da ist nichts weiter dran. Es geht schon.«

»Wirklich?«

»Alles prima«, sagte er leichthin.

Wyatt wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Baum zu. »Ich will sehen, ob ich sie jetzt herausziehen kann.« Er kroch unter die Äste und war einige Minuten still, dann sagte er mit gedämpfter Stimme. »Es fehlt noch ein Stückchen.« Er kam heraus. »Wenn Sie da drunterkriechen können und sie herausziehen, während ich diesen verfluchten Baum hochhebe, schaffen wir es, glaube ich.«

Er klemmte die Steine sorgfältig fest, die er schon untergeschoben hatte, während Dawson unter die Äste kroch, und als Dawson rief, daß er bereit sei, drückte er wieder auf den Hebel. Es geschah nichts, also drückte er noch mehr und noch mehr. Er hängte sich mit seinem ganzen Gewicht an den Ast und drückte, bis er dachte, seine Knochen würden brechen. Verschwommen zuckte die Erinnerung durch seinen Geist, daß er das alles schon in der Zelle erlebt hatte. Nun, da hatte er es geschafft, also würde er es auch hier schaffen.

Der Stamm rührte sich nicht.

Dawson rief, er sollte aufhören, und kam unter den Ästen herausgekrochen. Er war dicht an Julies Körper gewesen und war nun überzeugt, daß sie tot war, aber was er auch im stillen über die Nutzlosigkeit des Unterfangens dachte, es war an seinem Gesichtsausdruck keinen Augenblick zu erkennen.

Dawson sagte: »Was hier gebraucht wird, ist Gewicht - nicht Kraft. Ich bin sechzig Pfund schwerer als Sie - es sind vielleicht nicht alles Muskeln, aber das hat nichts zu sagen. Ziehen Sie sie raus, während ich das Heben besorge.«

»Und Ihre Hände?«

»Es sind *meine* Hände, nicht? Los, kriechen Sie drunter!«

Er wartete, bis Wyatt dort war, dann hängte er sich an den Ast und drückte ihn mit all seiner Kraft und seinem Gewicht nach unten. Er schrie fast auf vor Schmerzen in seinen Händen, und Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Der Stamm bewegte sich, und Wyatt schrie: »Halten Sie fest! Um Gottes willen, halten Sie fest!«

Dawson wurde die Zeit zu einer Ewigkeit, er ging durch die Höl-

le, und für einen Bruchteil einer Sekunde überlegte er, ob er seine Hände wohl je wieder gebrauchen können würde - etwa an einer Schreibmaschine. Verdammt! knurrte er sich selbst an, ich kann jederzeit diktieren - und drückte noch fester. Aus dem Augenwinkel sah er, wie Wyatt rückwärts herauskroch und etwas schleppte, und mit unbeschreiblicher Erleichterung hörte er eine schwache Stimme aus weiter Ferne sagen: »Okay, Sie können loslassen.«

Er ließ den Ast los und sackte zu Boden. Dankbar spürte er, wie die höllischen Schmerzen in seinen Händen allmählich in eine hochwillkommene Betäubung übergingen. Mit trüben Augen beobachtete er, wie Wyatt sich über Julie beugte, ihre Bluse aufriß und sein Ohr an ihre Brust legte. Und es war fast ein Schock für ihn, als er ihn freudig rufen hörte: »Sie lebt! Sie lebt noch! Es schlägt schwach, aber es schlägt.«

Es dauerte lange, bis sie einen Hubschrauber herangewinkt hatten, aber als es ihnen gelungen war, ging alles schnell. Die Maschine blieb schwirrend über ihnen stehen und wirbelte Staub auf, während Wyatt über Julie lag und sie gegen den Wind vom Rotor schützte. Ein Mann wurde an einer Winde heruntergelassen und sprang auf den Boden, und Dawson rannte zu ihm hin. »Wir brauchen einen Arzt.«

Der Mann lächelte kurz. »Ich bin Arzt - wo fehlt es?«

»Dieses Mädchen.« Er führte ihn zu Julie, und der Arzt ließ sich auf ein Knie nieder und holte ein Stethoskop heraus. Nach einigen Sekunden suchte er in einem Behälter an seiner Hüfte und entnahm ihm eine Spritze und eine Ampulle. Während Wyatt ihn ängstlich beobachtete, gab er Julie eine Injektion. Dann winkte er den Hubschrauber wieder heran und gab über ein Mikrophon an dem baumelnden Aufzug knappe Anweisungen.

Der Aufzug wurde hochgezogen, und gleich daraufkam ein zweiter Mann herunter und brachte eine zusammengelegte Bahre und ein Bündel Schienen mit, und der Hubschrauber entfernte sich wieder, um in der Nähe zu kreisen. Julie wurde behutsam in ein System von Schienen eingebunden und erhielt eine weitere Injektion.

Wyatt fragte: »Wie steht ... wird sie...?«

Der Arzt sah auf. »Wir sind gerade noch zurechtgekommen. Sie wird durchkommen, wenn wir sie schnellstens von hier wegschaffen.« Er winkte dem Hubschrauber, der wieder herankam, und Julie wurde auf der Bahre hochgezogen.

Der Arzt musterte sie. »Kommen Sie mit?« Er sah Dawson an. »Was ist mit Ihren Händen los?«

»Welche Hände?« fragte Dawson mit klirrender Ironie. Er streckte die verbundenen Pfoten vor. »Sehen Sie, Doktor! Keine Hände!« Er begann hysterisch zu lachen.

Der Arzt sagte: »Sie nehmen wir lieber mit.« Er sah Wyatt an. »Und Sie auch; Sie sehen zu Tode erschöpft aus.«

Sie wurden nacheinander hochgezogen. Dann folgte der Arzt und klopfte dem Piloten leicht auf die Schulter. Wyatt saß neben der Bahre und betrachtete Julies weißes Gesicht. Er überlegte, ob sie einen Mann heiraten würde, der sie im Stich gelassen hatte, der sie allein dem Tod in dem Sturm ausgesetzt hatte. Er bezweifelte es - aber bitten würde er sie.

Er starrte verloren hinunter auf die entschwindenden Berge und auf die weiten Wasserflächen im überfluteten Negrito-Tal und spürte auf einmal etwas an seiner Hand. Er drehte sich schnell um und sah, daß Julie wach war und daß sie seine Hand berührte. Zwei Tränen rannen über ihr Gesicht, und ihre Lippen bewegten sich. Aber alle Laute gingen in dem Motorgedröhn unter.

Schnell beugte er sich herunter, legte sein Ohr an ihre Lippen und fing die schwach gehauchten Worte ein. »Dave! Dave! Du lebst!« Sogar aus dem leisen Flüstern war das ungläubige Staunen herauszuhören.

Er lächelte sie an. »Ja, wir leben. Du wirst noch heute in den Staaten sein.«

Ihre Finger umschlossen schwach seine Hand, und sie sprach wieder. Er verstand nicht alles, was sie sagte, aber er erfaßte den Sinn, »...zurückkommen. Haus ... an der Küste ... St. Pierre.«

Dann schloß sie ihre Augen, aber ihre Finger hielten immer noch

seine Hand, und er fühlte sich schon halb von der Last auf seinen Schultern befreit. Sie würde durchkommen, und sie würden Zusammensein.

So kehrte er zum Stützpunkt Cap Sarrat zurück und kam zu Ruhm und Ehren. Er wußte nicht, daß sein Name in Schlagzeilen durch die Weltpresse ging, daß er in hundert Sprachen als der Mann gefeiert wurde, der die Bevölkerung einer ganzen Stadt gerettet hatte - der Mann, der eine Armee vernichtet hatte. Er wußte nicht, daß ihn Ehrungen aus der Hand von weniger bedeutenden Männern erwarteten. Er wußte nicht, daß er eines Tages, als sehr alter Mann, die Menschen lehren würde, den Hurrikan - den >großen Wind< - zu zähmen.

Er wußte von alldem nichts. Er empfand nur, daß er sehr müde war und daß er beruflich versagt hatte. Er wußte nicht, wie viele Soldaten in der Falle von St. Pierre umgekommen waren - viele Hunderte oder viele Tausende -, aber auch wenn nur einer umgekommen wäre, hätte es ihm genügt, um sich vor der Welt als ein Versager in seinem Beruf zu bezeichnen. Er fühlte sich elend.

David Wyatt war mit ganzem Herzen Wissenschaftler, mit dem Lauf der Dinge in der Welt nicht sehr vertraut und sehr jung für seine Jahre.